



Der Färmer
in
Deutsch-Südwest-
Afrika
von
Carl Schlettwein.



4

Der Farmer

in

Deutsch-Südwest-

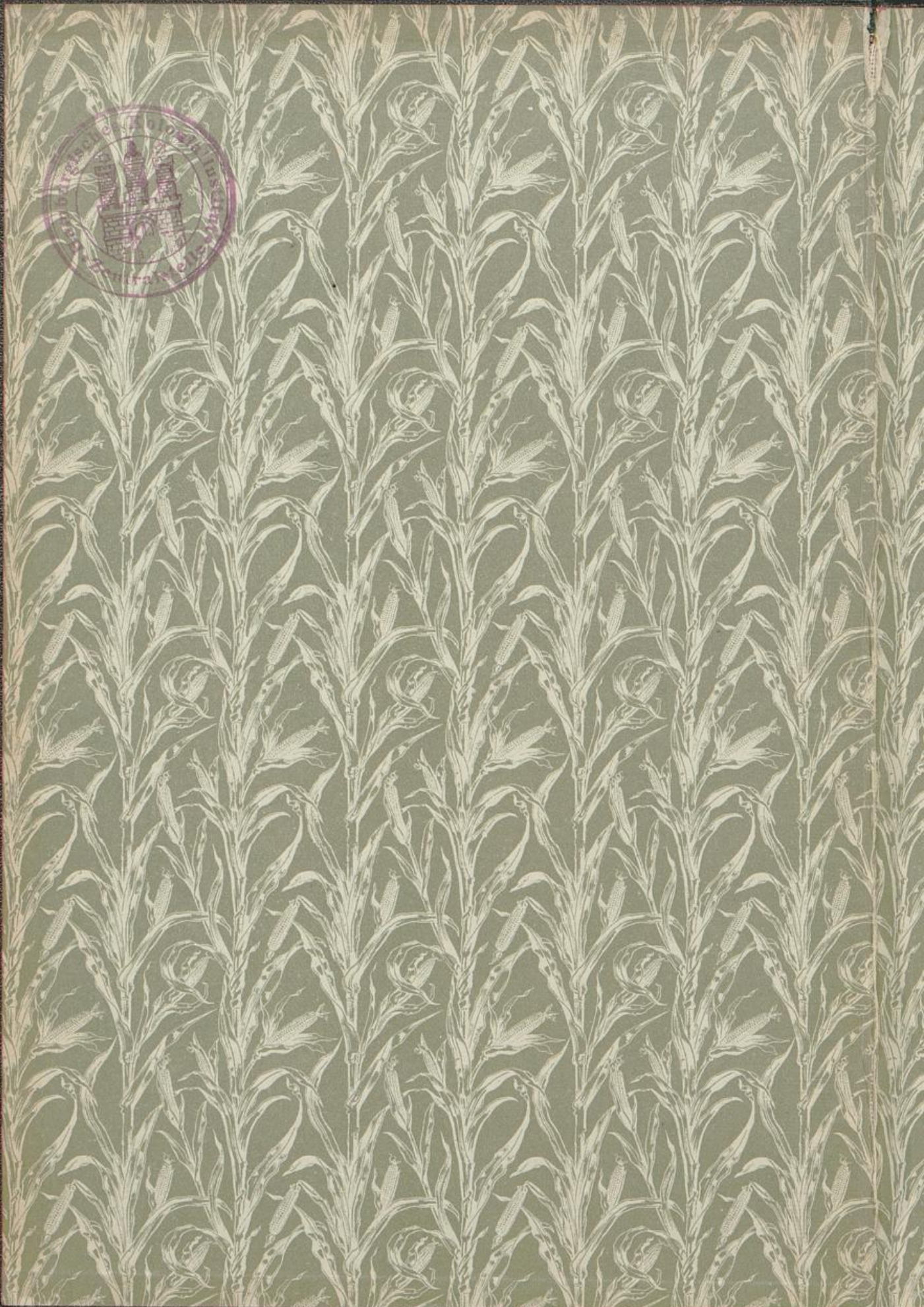
▪ Afrika ▪

von

Carl Schlettwein.



n⁴







687 m 4/1

Der Farmer in Deutsch-Südwest-Afrika.

Eine Darstellung sämtlicher für den afrikanischen
Farmer in Betracht kommenden Erwerbszweige

und

Ein Leitfaden für Anfänger

von

Carl Schlettwein

Farmbesitzer in Deutsch-Südwest-Afrika.

2. verbesserte und erweiterte Auflage.

Mit 74 Abbildungen.



□ □ □



Wismar
Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung
1914.



1914
/ 581

Der Farmer

in Deutsch-Südwest-Afrika

Die Darstellung sämtlicher der wichtigsten
Erzeugnisse in Deutsch-Südwest-Afrika

Ein Leitfaden für den Anbauer

Carl Schellert

Verlag von Carl Schellert, Windhoek

Erstausgabe 1914, zweite Auflage 1915

Mit 12 Tafeln



002

Verlag von Carl Schellert, Windhoek

Den in der Kolonie ermordeten Kultur-
pionieren und den fürs Land gefallenen Helden
zu ehrendem Angedenken! Den Jüngeren
als Ansporn zur Mitwirkung an weiterer
Kulturarbeit im neuen deutschen Lande.



Den in der Provinz am meisten kultivierten
Pflanzen und der für Land gehaltenen
zu anderen Zwecken von Jüngern
als Ansporn zur Arbeit im weiten
Kulturbereich im neuen deutschen Lande.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die heute in der Heimat noch geringe Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse unserer Kolonie Südwest-Afrika, aber auch das große Interesse, das sich immer mehr für diese unsere einzige Siedlungskolonie bemerkbar macht, haben mich veranlaßt, dieses Buch zu schreiben.

Es soll in erster Linie demjenigen, der die Absicht hegt, als Farmer in die Kolonie auszuwandern, ein Ratgeber und ein Leitfaden zu seiner Orientierung sein. Wenn ich auch manche wichtige Einzelheit nur kurz behandeln konnte, so war es doch mein Bemühen, dem Leser das Wesentlichste und für den Neuansiedler Wissenswerte durch Bild und Wort in gedrängter Darstellung vorzuführen.

Die Bilder sind größtenteils von mir selbst aufgenommen, einen kleineren Teil erhielt ich durch die Freundlichkeit anderer Herren, denen ich auch an dieser Stelle nochmals danke.

Berlin, den 1. Juni 1907.

Carl Schlettwein.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Bevor der „Farmer“ jetzt zum zweitenmal der Öffentlichkeit übergeben werden konnte, war es notwendig, das Buch einer gänzlichen Durcharbeitung zu unterziehen. Manches Veraltete mußte gestrichen werden, dafür aber sind ganze Kapitel neu, und das übrige

ist den Lehren und Erfahrungen der zurückliegenden Jahre angemessen geändert.

Die vergangenen 6 Jahre haben in der Kolonie Großes geschaffen. Die Entwicklung des Landes hat nach dem Kriege, wie es ja auch allgemein angenommen wurde, bedeutende Fortschritte gemacht, sodaß man mit aller Berechtigung für die weitere Zukunft das Beste erhoffen kann.

Manche Erfahrungen der Neuzeit aber haben auch die Ansichten über vergangene Zeiten und Erlebtes geändert. Gar manches Wort scharfer Kritik an Vergangenen mußte fallen. „Die Kritik ist billig! Fehler machen leicht. Alles richtig treffen schwer. Es jedem recht zu machen aber unmöglich.“ Diese Anschauung zwingt sich jedem auf, der mit Interesse und Gewissenhaftigkeit für das Allgemeinwohl arbeitet.

Möge das Buch in seiner alten Art, wo der Praktiker zum Praktiker spricht, in seiner zweiten, der Neuzeit angepaßten Form dieselbe freundliche Aufnahme finden wie das erstemal.

Wenn dann dieser oder jener in seinen Spalten gelegentlich eine Anregung oder einen ihm nützlichen Wink findet, so ist auch diesmal sein Zweck erfüllt.

Otjitambi 1913.

Carl Schlettwein.

Inhalt.

	Seite
I. Teil. Allgemeines:	
Bodenverhältnisse. — Klimatische Verhältnisse. — Wasserstellen. — Vegetation. — Weideverhältnisse. — Ankauf von Farmen. — Einrichtung derselben. — Die Zeit vor der Rinderpest. — Die Pestzeit. — Der Aufstand und seine Folgen. — Die neue Zeit.	1
II. Teil. Ansiedler und Ansiedelung:	
Persönlichkeit. — Farmankauf. — Wassererschließung. — Hausbau. — Farmenteilung. — Rentabilität.	61
Anhang. Ratschläge für Ausrüstung in der Heimat	84
III. Teil. Viehzucht:	
1. Rindviehzucht	86
2. Pferdezucht. (Anhang: Körordnung.)	111
3. Kleinviehzucht. (Fleischschafe, Ziegen, Wollschafe, Angoraziegen und Karakul)	134
4. Straußenzucht	165
5. Schweinezucht	183
6. Geflügelzucht	187
IV. Teil. Landbau und Bodenkultur:	
1. Allgemeines (Landbau auf Riesefeldern. — Landbau auf Regenfeldern im Norden)	193
2. Allgemeine Bodenkultur	202
3. Weizenbau	207
4. Maisbau	211
5. Luzernebau	215
6. Gemüsebau	217
7. Kartoffelbau	219
8. Tabakbau	221

	Seite
9. Weinbau	227
10. Obstkulturen	230
V. Teil. Nebenbeschäftigung des Farmers: Frachtfahren. — Handel. — Jagd. — Prospektieren und Schürfen	234
VI. Teil. Arbeiterverhältnisse: Der weiße Arbeiter. — Der eingeborene Arbeiter	251
VII. Schlußwort	261



b
e
s
l
d
a
m
d
s
n
Z
w
d
b
W
m
W
m
u
re

Seite
27
30
34
51
61

I. Teil.

Allgemeine Schilderungen.

So wie für heimische Verhältnisse ist auch für die afrikanische Farmwirtschaft der Begriff Landwirtschaft ein ungemein vielseitiger. Hier wie dort können die verschiedensten Nebenbetriebe dabei in Betracht kommen. Im großen und ganzen aber sind es hier wie dort zwei Faktoren, welchen alle anderen unterzuordnen sind: die Viehzucht und der Ackerbau. Bei jedem landwirtschaftlichen Betrieb handelt es sich, wie schon das Wort sagt, zunächst um die Bewirtschaftung eines von der Natur gegebenen Stück Landes, an das der Mensch herantritt, um es seinen Zwecken nutzbar zu machen. Mit andern Worten, der Mensch will durch seine Intelligenz, durch seine Einrichtungen die ständig schaffende Kraft der Natur sich untertänig und nutzbar machen.

Je mehr er es nun versteht, seine Maßnahmen den gegebenen natürlichen Verhältnissen anzupassen, um so leichter wird er seinen Zweck erreichen, d. i. die größtmögliche Rente aus der von ihm bewirtschafteten Scholle ziehen. Wird ein Erfolg nicht erreicht, so ist dies keineswegs immer in unüberwindlichen natürlichen Hindernissen begründet. Zum mindesten eben so oft ist die verkehrte Art und Weise des Beginnens, sind unrichtige Maßnahmen schuld.

Es gibt wohl nur wenige Landstriche auf der ganzen Welt, die man als absolut wertlos bezeichnen darf; sie müssen nur in richtiger Weise nutzbar gemacht werden.

Wenn schon der Landwirt in der Heimat seine Wirtschaftsmethode den natürlichen Verhältnissen seines Gutes anpassen muß, um wieviel mehr der afrikanische, wenn er Erfolg haben will. Selbstredend sind alle Einzelunternehmungen nicht nur in bezug auf ihre

Ausführbarkeit, sondern hauptsächlich auf ihre Rentabilität hin ins Auge zu fassen. Der Landwirt in der Heimat, der leichten Sandboden bewirtschaftet, kann z. B., wenn er nach den Regeln der Wirtschaftslehre seinem Boden alle fehlenden Stoffe zuführt, sehr wohl Zuckerrüben mit gutem Zuckergehalt oder auch Weizen bauen. Bei späterer Betrachtung der Produktionskosten in ihrem Verhältnis zum Gewinn wird es aber auch dem eifrigsten Theoretiker klar werden, daß er mit Schaden gewirtschaftet hat; er wird zu den alten Erfahrungen der Praxis zurückkehren und auf seinem Sand lieber Lupinen, Roggen, Hafer usw. bauen.

In diesem Sinne möchte ich dem Leser, um ihm hierdurch die Möglichkeit eigener Beurteilung zu verschaffen, bevor ich von den Aussichten des Landwirts in Südwestafrika spreche und eigene Ansichten entwickle, die natürlichen Verhältnisse des Landes, so wie sie für die Farmwirtschaft in Betracht kommen, in anschaulicher Weise durch Bild und Wort vor Augen führen.

Wohl von allen Kolonien Deutschlands ist Südwestafrika diejenige, über deren wirtschaftlichen Wert die Ansichten im Mutterlande sich stets in schroffsten Gegensätzen gegenübergestanden haben und noch heute gegenüberstehen. Es gab eine Zeit, wo man den ganzen Länderstrich vom Kunene bis zum Oranje, das heutige Deutsch-Südwestafrika, einen Flächenraum von mehr denn doppelter Größe des gesamten Deutschen Reiches, für eine wertlose, wasserarme Wüste hielt, an der alle Arbeit und Geldausgaben verloren seien. Erst seitdem die Engländer eine regere Aufmerksamkeit für diese Ländereien zeigten, und nachdem an manchen Stellen wertvolle Mineralien gefunden waren, erwachte auch in Deutschland das Interesse.

Es ist ja zur Genüge bekannt, daß aus den Unternehmungen des Bremer Kaufmanns Lüderitz die spätere deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika entstand, und daß dann erst die deutsche Regierung die Verwaltung des Landes in die Hand nahm.

Hierauf gab es eine Zeit, wo der schwärmende Optimismus einiger deutscher Gelehrten alles in rosiger Farbe malte. Man konnte die Ansichten hören, daß Deutsch-Südwestafrika berufen sei, die Kornkammer des gesamten Südafrikas zu werden, daß in absehbarer Zeit herrliche Obst- und Weinplantagen entstehen würden, die mit Kalifornien, Australien und anderen reichen Ländern der Welt die Konkurrenz aufnehmen könnten.

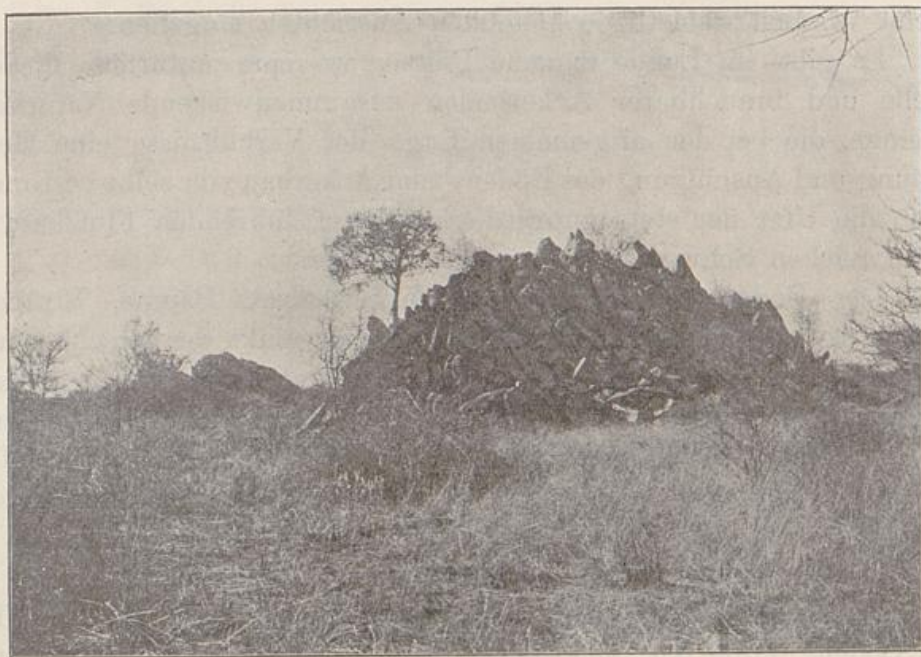


Abb. 1. Isolierte Schieferkuppe.

Bei derartig sich schroff gegenüberstehenden Ansichten war die Annahme, die Wirklichkeit werde in der Mitte liegen, berechtigt. Als allgemeine Ansicht erfahrener Südwestafrika-Kenner wurde denn auch bald bekannt, daß ein lohnender Acker- und Gartenbau im gesamten Südwest-Afrika mit Ausnahme des Nordens nur bei ständiger, künstlicher Bewässerung möglich sei. Für den Ansiedler, der als Farmer nach Deutsch-Südwestafrika komme, sei es also keine Frage mehr, daß er seinen Erwerb als Landwirt zunächst in der Viehzucht zu suchen habe, und daß von einem Garten- und Ackerbau nur die Rede sein könne, soweit es sich um die Produktion für die eigene Wirtschaft ohne Heranziehung besonderer Hilfsmittel handele. Die Erfahrung aber, die man in der großen Welt gemacht hat, besonders in Ländern, die gleich dem unsern als regenarm bezeichnet werden müssen, eröffnen auch dem südwestafrikanischen Farmer vielleicht Aussichten, die das alte, bisher als richtig Angenommene über den Haufen werfen können. Die sogenannte Trockenfarmerei hat in Amerika, Australien und auch in Südafrika erstaunliche Fortschritte gemacht, sodaß auch wir an dieser Tatsache nicht achtlos mehr vorüber gehen können. Weiter unten bei der Besprechung des Ackerbaus

werde ich ausführlich auf die dem Lande sich unter Umständen durch solche Wirtschaftsmethode bietenden Aussichten eingehen.

Es gibt im Lande manche Plätze, wo eine natürlich fließende Quelle und brauchbarer Ackerboden zusammenwirkende Naturkräfte vereinen, die bei der allgemeinen Lage der Verhältnisse eine Heranziehung und Ausnutzung des Bodens zum Ackerbau von selbst bestimmen. Auch die Ufer der stets unterirdisch Wasser führenden Flußläufe mit ihrem reichen Schwemmland gehören hierher.

Der Boden, in dem die Naturgewächse, Bäume, Sträucher, Gräser usw. gedeihen, ist ein Verwitterungsprodukt der verschiedensten Gesteine, vorwiegend von Granit, von Gneis und verschiedenen Schieferzusammensetzungen. Auch Kalk- und Sandsteingebilde sind nicht selten (Abb. 1). Die sogenannte Krume des Bodens ist auf der Hochfläche oft nur sehr gering, und schon nach wenigen Spatenstichen stößt man auf das feste Grundgestein. In anderen Gegenden, den sogenannten Vleys und Omarambas, sowie in der Tiefebene zeigt sich ein gegenteiliges Bild. Hier sind die feinen abschlämmbaren Teile des Bodens durch das ablaufende Regenwasser zusammengeschwemmt und bilden oft einen mehrere Meter tief gelagerten, guten Boden. Dieser besteht je nach der Beschaffenheit des Gesteins, aus dem er entstand, aus den verschiedensten Bodenarten von grobkörnigem Sand bis zu Massen von zäher, toniger Zusammensetzung.

Nachstehende, mit Kühn'schem Schlämmzylinder und anderen, zumeist primitiven Mitteln, ausgeführte, mechanische Bodenanalysen aus allen Gegenden der Kolonie geben den Beweis von der Mannigfaltigkeit der Bodenzusammensetzung:

I. Probe.

Toniger Sand-Alluvial-Boden:

98 %	Feinerde
2 %	Steine über 3 mm Größe
<hr/>	
100 %	

100 Teile Feinerde sind zusammengesetzt aus:

15 %	grobem Sand
76 %	feinem Sand
9 %	abschlämmbaren Teilen
<hr/>	
100 %	

Der Kalkgehalt beträgt über 4 ‰, der Humusgehalt 1,5 ‰ lediglich unverwittertes Holz oder Pflanzenteile (durch Ausglühen festgestellt).

II. Probe.

Grober Felsboden von der Namibfläche:

68,5 ‰ Feinerde
31,5 ‰ Steine über 3 mm Größe
<hr/>
100 ‰.

100 Teile Feinerde sind zusammengesetzt aus:

76 ‰ grobem Kies und Sand
21 ‰ feinem Sand
3 ‰ abschlämmbaren Teilen
<hr/>
100 ‰.

Der Kalkgehalt beträgt zwischen 1 und 2 ‰, der Humusgehalt 1 ‰ lediglich unverwittertes Holz und Pflanzenteile.

III. Probe.

Alluvialboden von Franzfontein. Lehmyger Sandboden (rötliche Farbe):

94 ⁹ / ₁₀ ‰ Feinerde
5 ¹ / ₁₀ ‰ Steine über 3 mm Größe
<hr/>
100 ‰.

100 Teile Feinerde sind zusammengesetzt aus:

38 ‰ Kies und grobem Sand
50,8 ‰ feinem Sand
11,2 ‰ abschlämmbaren Teilen
<hr/>
100 ‰.

Der Kalkgehalt beträgt unter 1 ‰, der Humusgehalt 0,9 ‰.

IV. Probe.

Schwerer Tonboden aus Ohomlohe vom Termitenhaufen:

100 ‰ Feinerde
— Steine über 3 mm Größe
<hr/>
100 ‰.

100 Teile Feinerde sind zusammengesetzt aus:

—	grobem Sand
35	% feinem Sand
65	% abschlämmbaren Teilen
<hr/>	
100	%.

Der Kalkgehalt beträgt 7 %, der Humusgehalt 3¹/₂ %.

V. Probe.

Alluvialboden aus Grotfontein. Gutes Gartenland (toniger Sandboden):

94 ¹ / ₂	% Feinerde
5 ¹ / ₂	% Steine über 3 mm Größe
<hr/>	
100	%.

100 Teile Feinerde sind zusammengesetzt aus:

18	% grobem Sand
60	% feinem Sand
22	% abschlämmbaren Teilen
<hr/>	
100	%.

Der Kalkgehalt beträgt über 4 %, der Humusgehalt 1,8 %.

VI. Probe.

Farm Warmbad (schöner Lehmboden):

98 ¹ / ₂	% Feinerde
1 ¹ / ₂	% Steine über 3 mm Größe
<hr/>	
100	%.

100 Teile Feinerde sind zusammengesetzt aus:

12	% grobem Sand
50	% feinem Sand
38	% abschlämmbaren Teilen
<hr/>	
100	%.*

In den meisten Gegenden muß der Boden als ungemein humusarm bezeichnet werden. Diejenigen Bestandteile, die als Humus anzusprechen sind, sind fast alle unzersetzte Holz- oder Pflanzenteilchen.

*) Obige Angaben zeigen deutlich den Unterschied der Bodenarten, wenn auch die Humus- und Kalk-Feststellungen bei den primitiven Arbeitsmitteln keinen Anspruch auf absolute Richtigkeit machen können. Sämtliche Proben wurden gleichmäßig behandelt.

Der Boden von sandiger Beschaffenheit ist gewöhnlich nicht bindend genug, während der tonhaltige wieder ungemein zähe ist, so daß er sich schwer bearbeiten läßt und sich leicht zuschlämmt. Wenn auch die organischen Nährstoffe im Boden mehr oder weniger fehlen, so scheinen doch anorganische in größerem Vorrat vorhanden zu sein, denn bei guter und häufiger Durchlockerung und Lüftung gedeiht — wenn nur das zur Bewässerung nötige Wasser vorhanden ist — fast alles, was dem Boden anvertraut wird. Kalk, Kali und Phosphorsäure sind in den meisten Böden in großer Menge vorhanden. Mir liegt eine durch Herrn Professor Heinrich in Rostock ausgeführte Analyse des Ackerbodens auf meiner Farm Warmbad-Nord vor, die ich nachstehend mit der Äußerung des Professors angeben will:

„Die von Ihnen am 5. September 1901 erhaltene Bodenprobe hat in der Trockensubstanz folgende in Salzsäure lösliche Bestandteile ergeben:

Kali	0,673
Kalk	6,841
Magnesia	3,234
Schwefelsäure	0,911
Phosphorsäure	0,226
Stickstoff	0,167

Es ist dies ein außerordentlich günstiges Ergebnis. Wir besitzen in Deutschland kaum Böden, welche denselben Gehalt an Kali und Phosphorsäure bei gleichzeitig hohem Kalkgehalt haben. Dem Boden fehlt eigentlich vorläufig gar nichts, er muß ohne Düngung Erträge liefern. Nur für die Halmgewächse, Rüben und Kartoffeln wird eine Beigabe von Stickstoffdüngung im Laufe der Zeit erforderlich sein. Es kann solche entweder in Form von Stallmist oder als Chilisalpeter, schwefelsaures Ammoniak, Blutfleisch- oder Hornmehl gegeben werden.

Eine Phosphat-, Kali- oder Kalkdüngung ist für den Boden für längere Jahre hinaus unnötig.

gez. Professor Dr. Heinrich.“

Größere Humusablagerungen, wie unsere heimischen Torfmoore, sind oberirdisch nicht vorhanden, unterirdisch wohl kaum zu erwarten. Die in Afrika vorkommenden Kohlen haben anderen Ursprung.

Die Wasserverhältnisse Deutsch-Südwestafrikas sind bei weitem nicht so schlecht, als man vielfach anzunehmen geneigt ist, im Gegenteil,

man hat bei Brunnenbauten, die schon in fast allen Gebieten ausgeführt sind, die Erfahrung gemacht, daß in oft gar nicht großer Tiefe unterirdisch weit mehr Wasser vorhanden ist, als es den Anschein hat. Selbstredend wird man nicht überall Wasser bekommen, wo man bohrt, auch dies will durch Erfahrung und Übung gelernt sein. Die Natur gibt indessen dem Kundigen so manche Zeichen und Winke, durch die er fast immer zum Erfolge kommt. Außer der Gesteinsschichtung und Verwerfung, die dem Fachgeologen seine Schlüsse ziehen lassen, die aber

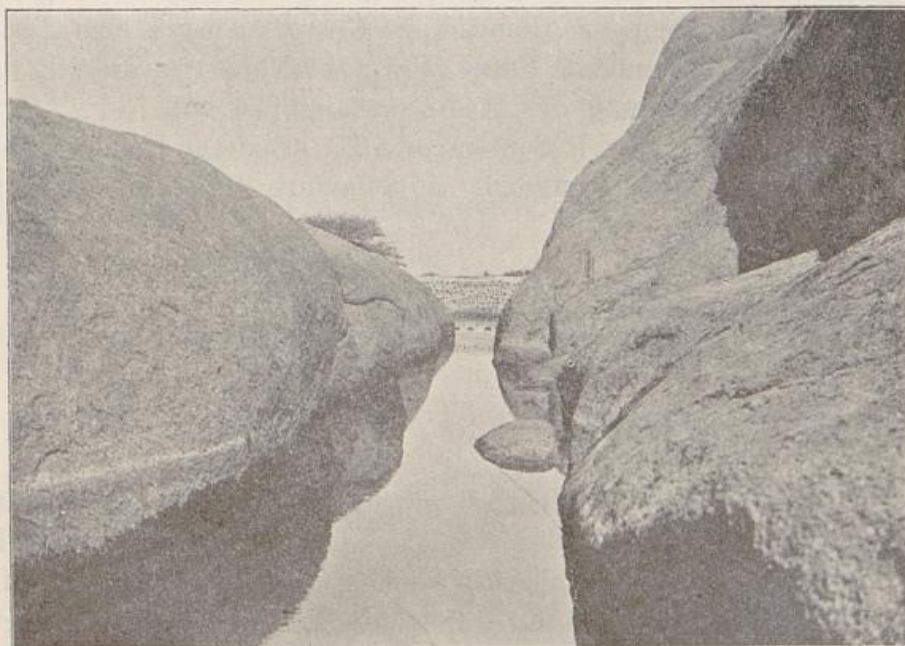


Abb. 2. Talsperre auf der Farm Gross-Spitzkoppies.

auch der Laie bald berücksichtigen lernt, gibt es eine Reihe Pflanzen, die fast untrüglich auf Wasser im Boden schließen lassen. Als erste ist der riesige Anabaum zu nennen, dann das Ebenholz, wenn es in Baumform auftritt, auch der von den Hereros „Omboronbonga“, von den Buren „Hartekohl“ genannte, kleinblättrige Laubbaum, der viel an Flußläufen angetroffen wird. Hierzu gehört auch ein in Gebüschform wachsender Dornbusch. Gewöhnlich wächst er, mehrere schlanke, bis zu 5 m lange Triebe aus einem Wurzelstock bildend, von denen alle Äste und Zweige mit etwa 2 Zoll langen, weißen Dornen besetzt sind. Im Frühjahr — August und September — blüht diese Mimosenart wunderschön duftend fast orangegelb. Auch Binsen sind ein gutes Zeichen für

vorhandenes Wasser, wenn sie auf der Fläche vorkommen, aber nicht wenn sie ihre Nahrung durch Feuchtigkeit erhalten, die sich in Gesteinrissen angesammelt hat.

Wie in manchem, so hat auch auf dem Gebiete der Wasserschaffung in der Kolonie die Praxis bis jetzt mehr geleistet, als die Wissenschaft. Die Geologen wollen vom praktischen Wassersuchen nichts wissen und erklären z. B. die Wümschelrute für Humbug. Dem afrikanischen Farmer kann es jedoch ziemlich gleichgültig sein, ob

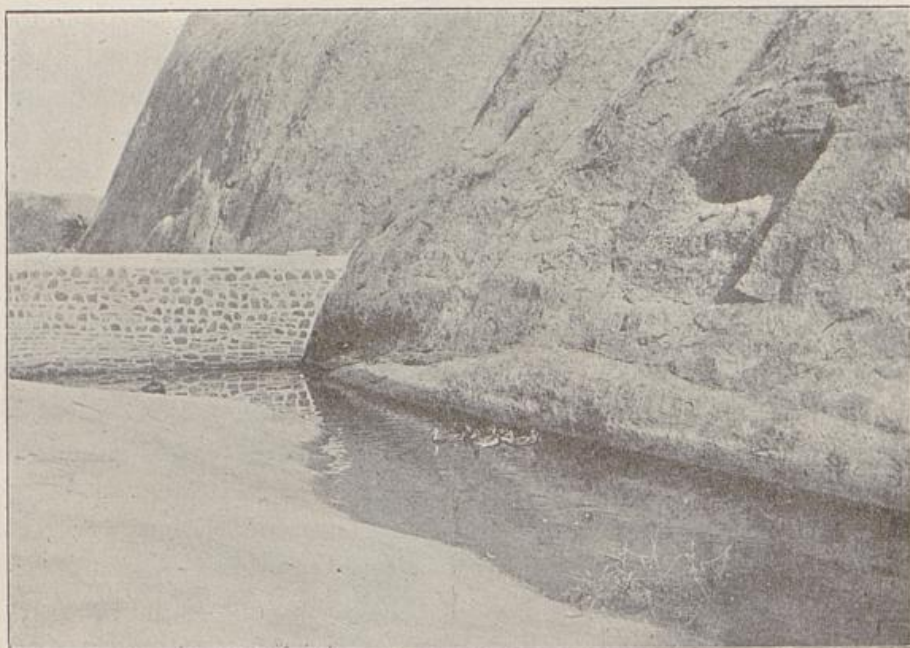


Abb. 3. Talsperre auf der Farm Groß-Spitzkoppies.

das auf seiner Farm erbohrte Wasser auf wissenschaftlich anerkanntem Wege gefunden wurde oder nicht; die Hauptsache ist, daß er überhaupt Wasser findet. An vielen Stellen in Südwestafrika hat schon die Wümschelrute segensreich gewirkt, und ein großer, wohl der größte Teil aller vorhandenen Brunnen ist an Wümschelstellen ausgesprengt worden. Die Rute spielte bereits in älteren Zeiten eine Rolle, da wir schon aus dem Mittelalter aus verschiedenen Zeitperioden von ihr hören.

Jeder Unbefangene kann nicht umhin, das geheimnisvolle Wirken der Wümschelrute anzuerkennen. Es handelt sich wohl um eine heute noch nicht erkannte, genau zu bestimmende (wahrscheinlich elektrische) Naturkraft, die auf besonders veranlagte Menschen ihren Einfluß aus-

übt. So viel ist bereits erwiesen, daß die Rute nicht nur auf Wasser im Boden, sondern auch auf Erze etc. reagiert. Wenn nun auch hie und da Mißerfolge der Rute zu verzeichnen sind, so dürfen diese nicht zu einer absoluten Ablehnung der vorhandenen Kraft führen.

Die meisten Geologen stellen sich bei der Beurteilung dieser Naturkraft auf den Standpunkt: Humbug, Selbstsuggestion, Schwindel usw. Der Wissenschaft dienlicher wäre es jedenfalls, wenn man versuchen würde, das rätselhafte Wesen der Rute zu erforschen. Bei mir reagiert die Rute absolut nicht, trotzdem bin ich von ihrer Kraft überzeugt. Noch in allerneuester Zeit habe ich in einem Gestein auf das Schlagen der Rute ein reichliches Wasser erschlossen, obgleich Geologen behaupteten, daß die Arbeit an jener Stelle fast aussichtslos sei.

Ich behaupte, die Möglichkeit der Wasserschaffung ist auf jeder größeren Farm vorhanden, wenigstens in Gegenden, die in der regelmäßigen Regenzone liegen. Wo Brunnenbauten nicht ausführbar sind, kann man durch Fangdämme oder Grubenbau immer das für das Vieh nötige Trinkwasser schaffen (Abb. 2 — 5).

Die natürlichen Niederschläge fallen, wie die statistischen Aufzeichnungen beweisen, sehr ungleichmäßig und oft strichweise. Häufig kommt es vor, daß ein und dieselbe Gegend in einem Jahr sehr reichlich bedacht wird, im nächsten dagegen um so weniger. Die Gefahr der Regenlosigkeit in einem oder in mehreren aufeinanderfolgenden Jahren besteht aber eigentlich nur im Süden der Kolonie und im Küstengebiet, vielleicht auch einmal an den Übergangsplätzen von diesen zum besseren Weideland. Direkt an der Küste gehört ein ordentlicher Regen zu den Seltenheiten. In den für die Besiedelung in Betracht kommenden Gegenden fallen aber alljährlich große, ergiebige Regenmassen, gewöhnlich in Begleitung starker Gewitter, selten als anhaltende Landregen. Die im Lande jährlich fallenden Regenmengen werden in allen Teilen des Landes durch Beamte, Militärpersonen und Farmer gemessen und die Resultate dann in Windhuk für weitere meteorologische Studien gesammelt. Die Regierung liefert auf Antrag jedem Interessenten einen Regenmesser gratis, wenn er sich verpflichtet, die Messungen gewissenhaft auszuführen und Bericht darüber zu erstatten. Wenn schon es für jeden Farmer wissenswert ist, wie hoch die durchschnittliche Regenmenge auf seiner Farm ist, so ist diese Arbeit im allgemeinen, wissenschaftlichen Interesse als eine hochbedeutsame einfach erforderlich.

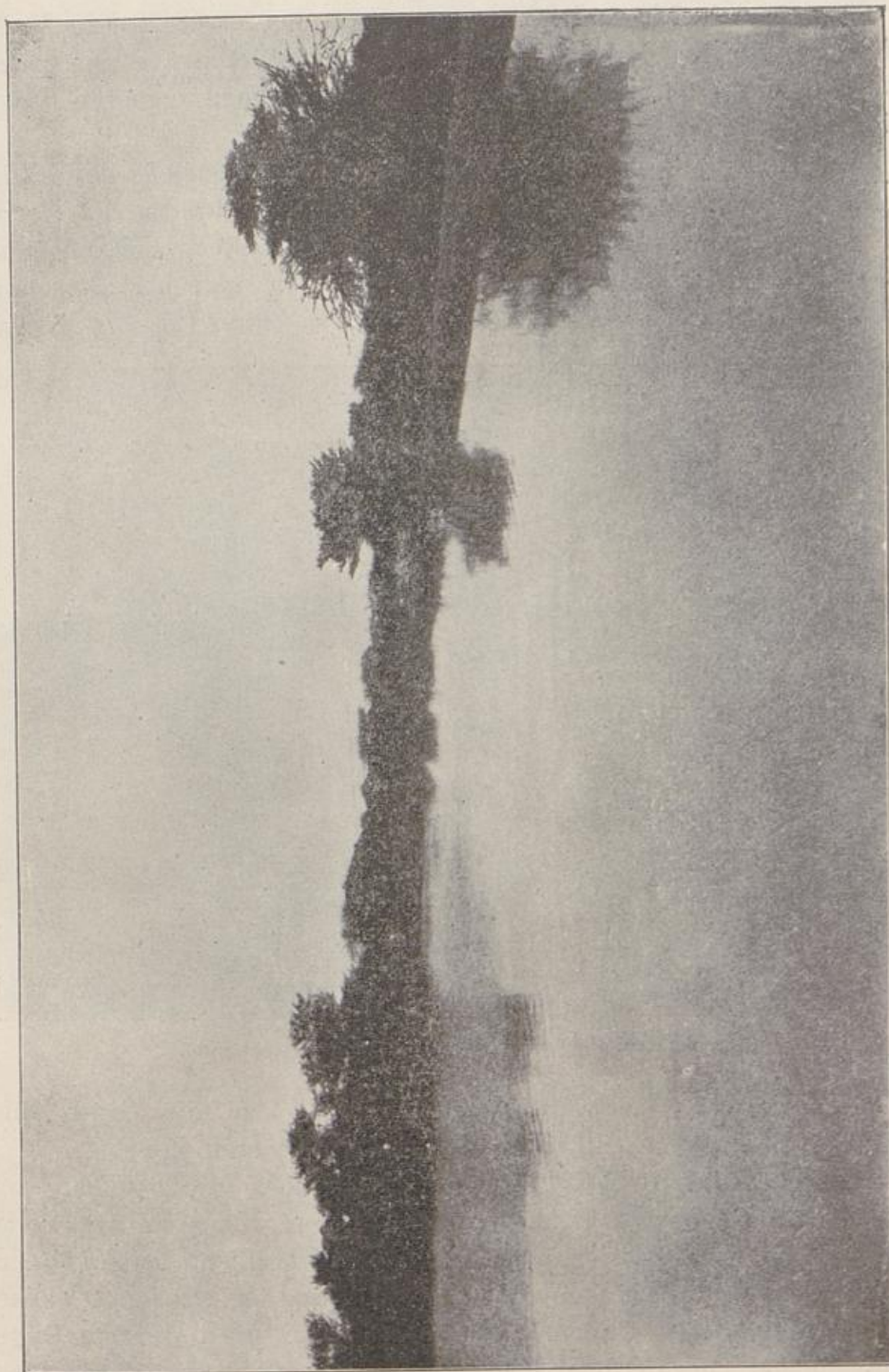


Abb. 4. Gefüllter Staudamm. Otjiteambi.

Die absolut sichere Regenzone beginnt bei etwa 20—25 Meilen Entfernung von der Küste. Trockene Jahre, in denen es im ganzen Lande wenig regnet, sind auch schon vorgekommen, gehören jedoch zu den Seltenheiten.

Ein Farmer, der sich in der Nähe des Küstenstrichs angesiedelt hat, wird daher auf alle Fälle gut tun, sich im Innern des Landes eine zweite Farm zu kaufen. Tritt auf den im Küstengebiet gelegenen Plätzen guter Regen ein, so hat man hier in mancher Beziehung bedeutende Vorzüge gegen das Hinterland: In erster Linie in gesund-

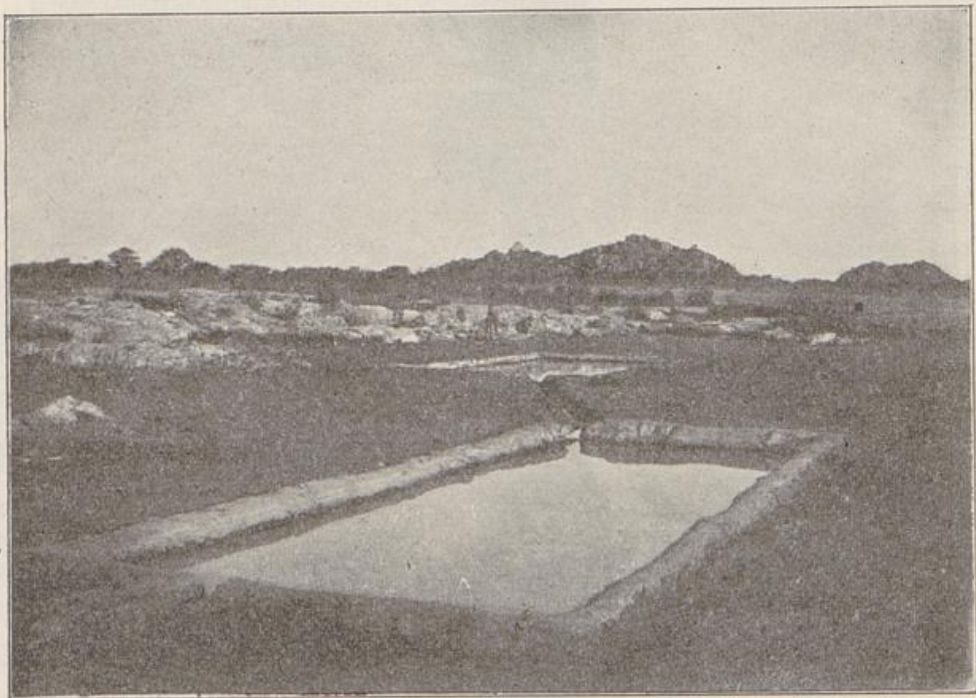


Abb. 5. Gefaßte Wasserstelle, früher Sumpf. Otjitambi.

heitlicher Hinsicht, dann aber auch dadurch, daß die Gräser hier nahrhafter sind, als in der sogenannten regensicheren Zone.

Die ganze äußere Beschaffenheit des Landes bringt es mit sich, daß von dem Regenwasser nur verhältnismäßig wenig in den Boden eindringt. Es sammelt sich in den Tälern und Mulden, die gewöhnlich von Flußbetten durchzogen sind, und wird so den größeren Flüssen zugeführt. In diesen stürzen die Wassermassen nach starkem Regen oft mit solcher Gewalt dem Meere zu, daß ganze Bäume weggerissen und mitgeführt werden. Daher ist es in der Regenzeit immer gefährlich,

mit schwer beladenen Wagen diese großen Reviere zu durchfahren. Schon mancher wurde von dem abkommenden Fluß überrascht, sodaß sich oft nur Menschen und Ochsen retten konnten, alles andere aber verloren ging. Der Reisende, der in der trockenen Zeit das Land durchzieht, kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie es möglich ist, daß jene breiten, sandigen Flußbette, in denen die Ochsen nur mit Mühe und unter vielen Pausen den Wagen von der Stelle bringen, zu Zeiten reißende Ströme sein können. In den Ästen der Bäume hängende dicke Zweige und sonstige angeschwemmte Gegenstände sind Merkzeichen, wie hoch das Wasser einmal geflossen ist.

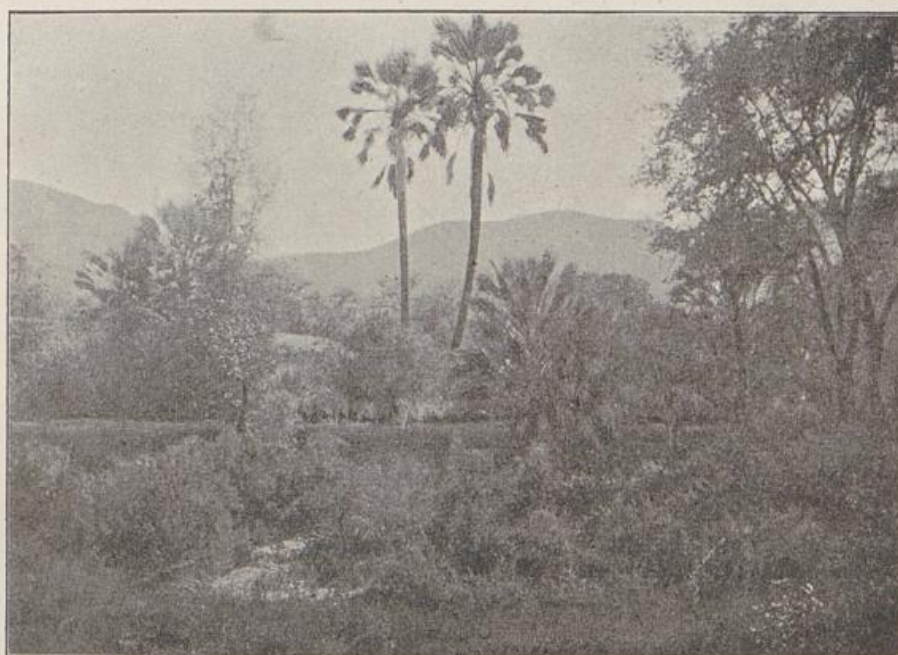


Abb. 6. Ufer des Hoanepp-Flusses im Norden.

Fast alle größeren Flüsse führen das ganze Jahr unterirdisch Wasser, das zuweilen auch wohl eine Strecke lang offen zu Tage tritt. Ständig offen fließende Flüsse nach heimischen Begriffen gibt es nur zwei, die beiden Grenzflüsse des Landes, im Norden den Kunene, im Süden den Oranje. An diesen beschriebenen Flußläufen, besonders wenn sie nur ein oder einige Male im Jahr abkommen und dann später kein Grundwasser mehr führen, hat man eine vorzügliche Gelegenheit zur Wasserschaffung, indem man sogenannte Untergrunddämme in den Flußlauf einbaut. Ich werde bei dem Kapitel „Wasser-

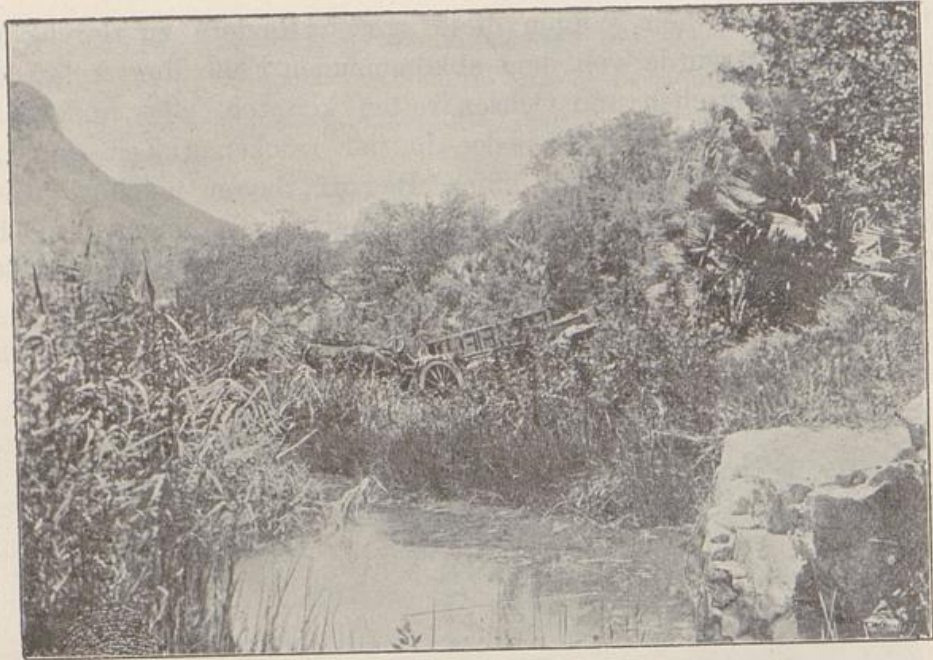


Abb. 7. Ufer des Hoanepp-Flusses im Norden.

Erschließung“ eingehend auf diese dankbare, vorzügliche Meliorationsarbeit für den Farmer zurückkommen.

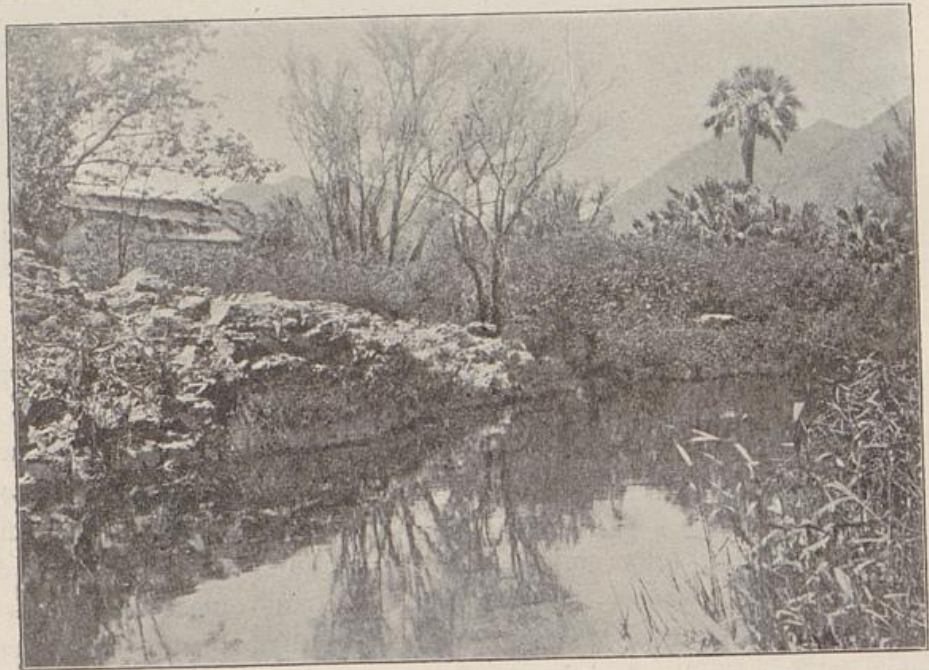


Abb. 8. Ufer des Hoanepp-Flusses im Norden.

Eigenartige Erscheinungen hat man im Gebirge und in der Nähe isoliert liegender Bergmassen. Hier fließt das Regenwasser mit außerordentlicher Kraft von den gewöhnlich steilen Hängen ab und preßt sich in Spalten und Fugen gewissermaßen in den Boden, um dann später an anderer geeigneter Stelle quellenartig wieder hervorzutreten. Sehr viele Plätze, die an solchen Stellen liegen, haben in ihren Benennungen in der Endsilbe das Wort „ . . . fontein“, gleichbedeutend mit Quelle. Damit aber eine solche „Fontein“ das ganze Jahr fließe, ist ein gutes Regenjahr Voraussetzung. Auf manchen

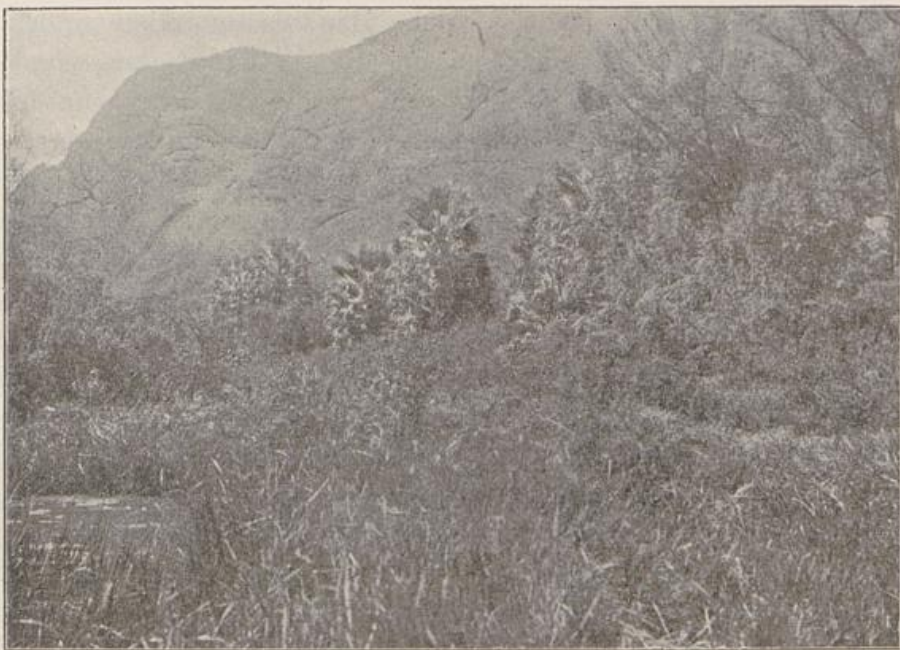


Abb. 9. Ufer des Hoanepp-Flusses im Norden (Kaakofeld).

Karten findet man häufig Wasserstellen angegeben, wo absolut kein Wasser vorhanden ist; höchstens sieht man an einer tiefen Grube, daß dort einmal nach Wasser gegraben wurde. Der betreffende Reisende hat eben s. Z. vielleicht in einem besonders guten Regenjahr oder bald nach der Regenzeit Wasser angetroffen und hierüber seine Eintragung gemacht.

Von noch geringerem Wert als solche Fonteinen sind die vielen im Lande vorkommenden Regenwasser-Sammelstellen in Felslöchern und Aushöhlungen. Diese sind stets unzuverlässig und gewöhnlich nur wenige Wochen nach der Regenzeit ergiebig. Dem Farmer geben

sie, solange sie Wasser enthalten, eine gute Gelegenheit, sein Vieh dort zu tränken. Auf diese Weise wird die Weide in der Nähe der ständigen Wasserstelle geschont, das heißt, das junge Gras wird dort nicht sofort abgefressen und kann genügend auswachsen. Die Eingeborenen wissen im ganzen Lande viele, oft versteckte Wasserstellen in Felsbänken und Löchern, die lange Zeit Wasser halten, wenn sie nicht entleert werden. Dem Europäer werden solche „Mundwasserstellen“, wie die Eingeborenen sagen, nur sehr ungern gezeigt, da sie ihnen auf ihren Jagd- und Streifzügen das Trinkwasser liefern. Die Öffnung zu einer solchen Felshöhle ist oft so klein, daß sie mit einem flachen Stein verdeckt werden kann. Solche Bankwasserstellen finden sich gewöhnlich nur in der Granitformation, die überhaupt ganz wunderbare Naturbildungen zeigt. Wie schon die vorbeschriebenen natürlichen, tiefen Aushöhlungen im festen Gestein wunderbar sind, so staunt man noch mehr, wenn man plötzlich auf einem flachen Felsen eine riesige, völlig runde Granitkugel liegen sieht, die oft nur an einer winzigen Stelle noch mit dem Fels verwachsen ist. Auch 10—12 Meter hohe, natürliche Säulen — sogenannte Fingerklippen — findet man nicht selten im Granit-Gebirge. Alle diese Naturgebilde sind nicht durch die Kraft des Wassers entstanden, wie der Laie anzunehmen geneigt sein wird, sondern durch die Winderosion, eine durch den feinen, vom Winde gefegten Sand verursachte Abschleifung der Granitfelsen.

Als ständige Wasserstellen kann man nur die großen, unterirdisch Wasser führenden Flüsse, sowie viele wirkliche warme und kalte Quellen bezeichnen (Abb. 6—9). An solchen Stellen befinden sich auch alle größeren Niederlassungen. Daß viele dieser Plätze, wo ständig das Wasser sickert, und infolgedessen auch sumpfiges Gelände die Umgebung bildet, nicht zu den gesundesten gehören, liegt auf der Hand, denn das Wasser ist, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt für Mensch und Vieh der Träger aller Krankheitserreger. Diese Ansicht wird von Medizinern und Veterinären allerdings nicht immer anerkannt; für den Praktiker aber muß sie auf Grund seiner Erfahrung in Geltung bleiben. Nur durch Vorsicht, mag sie auch hier und da übertrieben werden, kann man sich und sein Vieh vor großem Schaden schützen.

Es war durchaus begreiflich, daß die Eingeborenen sich an Plätzen ansiedelten, wo offenes Wasser vorhanden war; denn als Feinde jeder körperlichen Arbeit hielten sie nur solche Plätze für

wertvoll, wo das Wasser offen zu Tage trat oder doch mit geringer Mühe durch Graben zu erlangen war. Hierauf ist es auch zurückzuführen, daß schon vor dem Kriege im Hererolande oft meilenweit sich erstreckende, herrliche Grasfelder unbenutzt dalagen, weil eben oberirdisch kein Wasser vorhanden war. Diese Gegenden nun bieten dem weißen Ansiedler in Zukunft ein lohnendes Arbeitsfeld für seinen Fleiß und seine Tätigkeit; in ihnen muß er sich durch Anlage von ständig geschlossenen Brunnen eine Farm gründen, die ihm wirtschaftlich wie gesundheitlich für sich und sein Vieh die denkbar beste Garantie bietet.

Andererseits hat natürlich eine offene Wasserstelle auf einer Farm stets einen hohen Wert, zunächst weil man den teuren Brunnen erspart. Auch ist wohl anzunehmen, daß der verständige Ansiedler durch geeignete Maßnahmen seine Wasserstelle sehr bald so weit geschützt und in Ordnung haben wird, daß faule Tümpel etc. verschwinden. Sitzen aber Buren oder Eingeborene an einem ständig offenen Wasser, so wird hier ohne Zwang totsicher nichts gemacht. Vieh und Menschen trinken aus der durch das erstere ständig verunreinigten Pfütze. Handelt es sich um eine fortwährend sickernde Fontaine (wie solche vorhin beschrieben), so ist die nächste Umgebung einer solchen Wasserstelle gewöhnlich ein Sumpf von Modde und Mist. — Leider muß konstatiert werden, daß solche Zustände bisher auch noch an öffentlichen Verkehrsstraßen vorkamen.

Zu den oben angegebenen wasserlosen, großen Grassteppen gehört auch die sogenannte Kalahari-Wüste. Die Kalahari ist eine weite, tiefgrundige Fläche mit herrlichem Graswuchs, in der jedoch das Wasser schnell in größere Tiefen versiegt, sodaß man es durch Graben nicht mehr erreichen kann. Schon aus dem bisher Gesagten wird auch dem Fernstehenden klar geworden sein, daß die Wasserfrage in der Kolonie der Nervus rerum für das ganze Wirtschaftsleben ist. Um so befremdender wird es deshalb anmuten, wenn gesagt werden muß: „Leider sieht es mit der Wassererschließung bei uns nur recht traurig aus“. Nach dem Aufstande nahm die Regierung einen dankenswerten Anlauf. Es wurde ein Dutzend Bohrmaschinen angeschafft und auch vielfach reiches Wasser erbohrt. Aber wie sieht es heute aus? Die Besiedelung hat mit großen Schritten Vorsprung gewonnen, und die Wassererschließung ist immer mehr zurückgeblieben. Es gibt noch heute im Lande ganze Bezirke, in denen noch keine Bohr-

maschine tätig gewesen ist. Die Klagen, die neuerdings im Landesrat über die ganze Organisation und Arbeit des staatlichen Bohrwesens laut wurden, wollten nicht verstummen. Man weiß nicht recht, ob in der Verwaltung Fehler gemacht werden, oder ob bei der Detail-Ausführung und Beaufsichtigung die geeigneten Kräfte fehlen. Das Resultat ist jedenfalls ein absolut unbefriedigendes. Es sind ca. 16 Bohrmaschinen da, aber sie leisten nichts und sind auch wohl veraltet; dazu kostet das Bohren Riesengelder. Wohl einstimmig ist der Landesrat zu der Überzeugung gekommen, daß die Wassererschließung in eigener Regierungsregie nicht das richtige ist. Daher bleibt zu hoffen, daß in dieser, für die Weiterentwicklung der Kolonie grundlegenden Angelegenheit bald Wandel geschaffen werde. Tiefbohrungen sind trotz der großen Erfolge in Südafrika und der auch bei uns ermutigenden Anfänge erst ganz vereinzelt ausgeführt. Es fehlt das Geld. Das Mutterland legt scheinbar größeren Wert darauf, daß die Kolonie ihre Zinsen für die Anleihe und die Raten für die ihr aufgezwungene Nordsüdbahn prompt bezahlt, als daß man mit Verständnis dem Lande zunächst noch das mühsam aufgebrachte Geld für werdende, neue Anlagen überläßt. Einige Millionen wären für die Wassererschließung sofort nötig. Je früher und schneller sie gegeben werden, um so größer wird die sichere spätere Rente sein.

Vor allem aber bleibt zu hoffen, daß die private Bohrtätigkeit auch bei uns bald einsetzen wird, ähnlich wie in der Kapkolonie. Obgleich dort ca. 40 Privat-Bohrbetriebe mit gutem Verdienst arbeiten, behauptet man bei uns immer noch, man komme nicht auf die Kosten.

Unangenehm bemerkbar macht sich auch nach Ausbleiben der Unterstützungen durch die Wohlfahrtslotterie die eingetretene Verteuerung der Arbeiten um fast das Doppelte. Daß das Wassererbohren in größeren Tiefen Geld kostet, ist nun einmal nicht zu ändern, und die Farmerschaft, die infolge früher geübter Regierungs-Politik durch Unterstützungen sehr verwöhnt wurde, wird sich daran gewöhnen müssen, mehr auf eigenen Füßen zu stehen. Wo da allerdings die früher von der Regierung angesiedelten, unbemittelten Farmer bleiben werden, das steht auf anderem Brett. Es mag bei dieser Gelegenheit schon vorausgesagt sein, daß nur der kapitalkräftige Farmer mit 40 bis 50 000 M. Vermögen heute noch Aussicht hat, seine Farm bald rentabel einrichten zu können.

Vorbeschriebene Boden- und Regenverhältnisse sind die Grundbedingungen für die Vegetation und die Flora des Landes, Bäume, Sträucher, krautartige Pflanzen und Gräser usw. Besonders die Gräser kommen in verschiedensten Varietäten vor. Der Baumwuchs dagegen ist auf wenige Arten beschränkt. Verschiedene Akazienarten und einige andere Baumarten, die meist keine besondere Stärke erreichen, bilden den Holzbestand. Als Bau- und Nutzholz kommen hauptsächlich in Betracht der Weißdorn, der Kameldorn, der Ebenholzbaum und im Norden einige Laubbölzer, wie der Kopaiv- und der

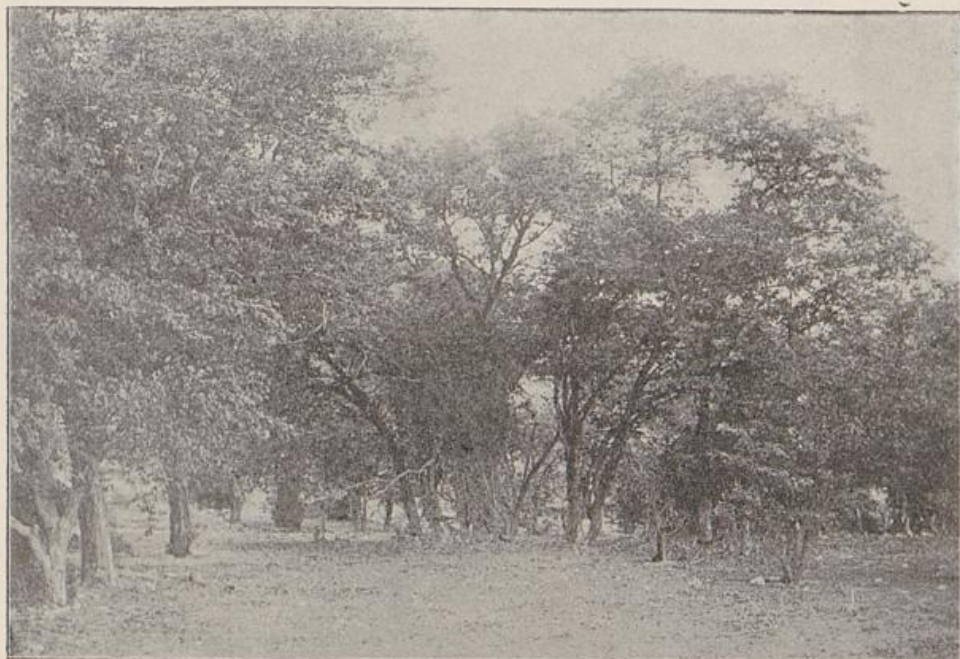


Abb. 10. Laubbäume des Nordens.

Tambutibaum (Abb. 10). Das Holz des Ebenholzbaumes wird bei starken Bäumen groß und spröde; die jungen Zweige dagegen sind weidenartig geschmeidig und, so lange sich der schwarze Ebenholz-Kern noch nicht gebildet hat, ungemein zähe; sie finden deshalb in mancher Weise Verwendung.

Auf der Fläche wie auf den Höhenzügen gedeiht alles nur in Buschform, während die Ufer der Flußläufe, und oft diese selbst, ebenso die früher beschriebenen Vleys, gewöhnlich mit Bäumen von ansehnlicher Stärke bestanden sind. Oft bietet eine solche Gegend den Anblick eines kleinen Hochwaldes. Im Nordwesten des Landes findet

man durchgehend den vorhin genannten Kopaivbaum vertreten, oft in dichten Waldbeständen. Er liefert ein vorzügliches Bau- und Nutzholz. Man darf es aber nicht versäumen, die Stämme vor dem Gebrauch zu schälen, andernfalls wird das Holz in kurzer Zeit von Würmern zerfressen; geschälte Bäume liegen dagegen jahrelang, ohne daß sie vom Wurm angegriffen werden. Die zwischen Rinde und Splint befindliche harzige Masse scheint dasjenige zu sein, was den Bohrwurm anzieht. Diese Masse trocknet infolge des Schälens aber sofort ein. Aus den Früchten dieses Baumes wird der medizinisch

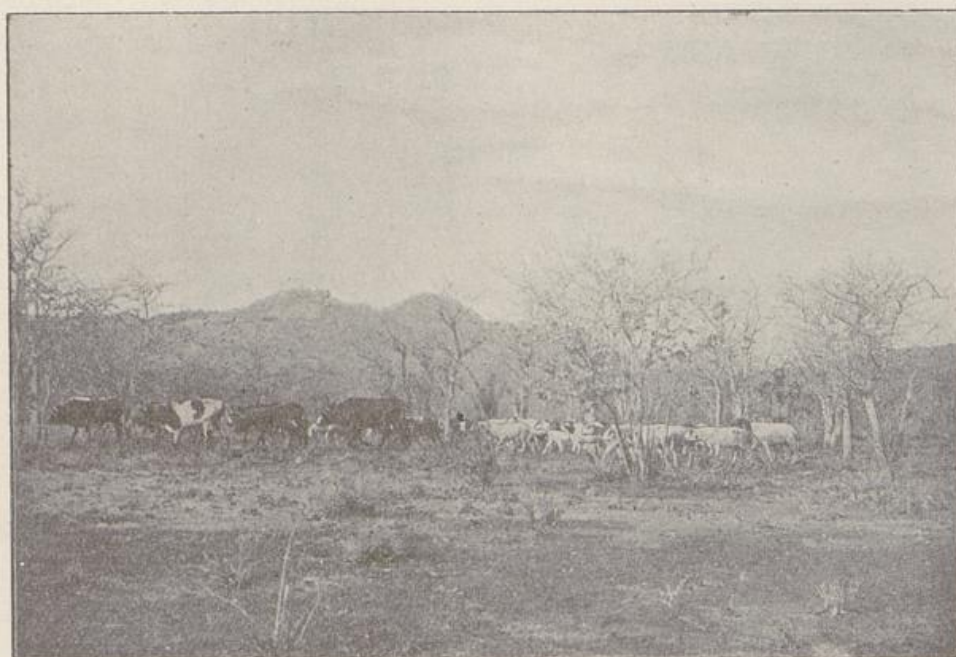


Abb. 11. Landschaft aus dem Damaralande.

bekannteste und geschätzteste Kopaivbalsam gewonnen. In Mengen gesammelt wären sie vielleicht zur Gewinnung eines ätherischen Öls für die Parfümfabrikation zu verwerten.

Von großem Wert für die Ernährung des Viehes und des Wildes sind die Früchte der Anaakazie und die des Weißdorns. Der Anabaum kommt im Küstengebiet bis zu einer bestimmten Grenze an allen unterirdisch wasserführenden Flüssen vor. Die fast kringelförmigen Schoten, die in den Monaten November/Januar den Boden oft völlig bedecken, bilden ein ausgezeichnetes Mastfutter für das Vieh. Unter einem besonders starken Baum kann man oft mehrere Wagen-

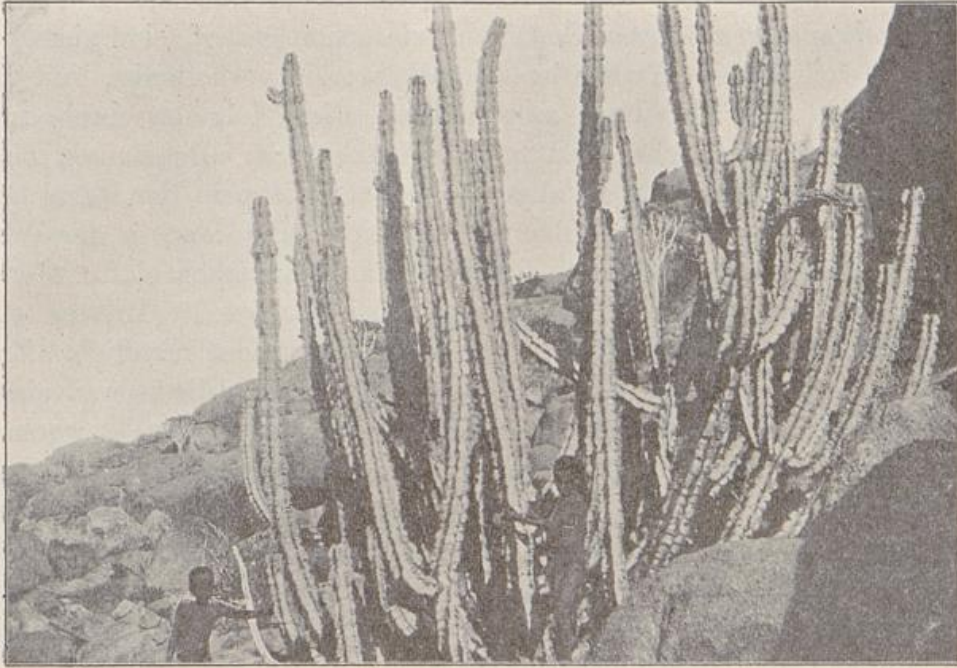


Abb. 12. Riesenkaktus.

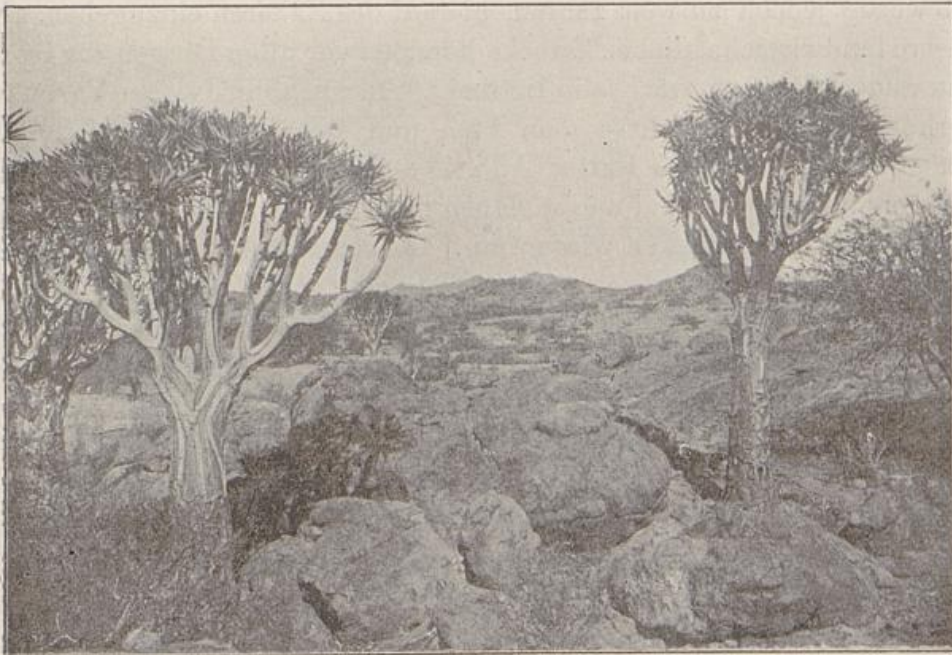


Abb. 13. Aloë candelabra.

frachten dieses Futters sammeln. Der Anabaum und der Ebenholzbaum gebrauchen zu ihrem Gedeihen, wie schon gesagt, eine ziemliche Menge Feuchtigkeit. Daher ist überall, wo sie vorkommen, mit Bestimmtheit auf Grundwasser zu schließen. Das Holz des Anabaumes ist weich und im frischen Zustand als Nutzholz im allgemeinen nicht zu verwerten. Aus nicht zu alten Stämmen, welche in der Regel hohl sind, kann man vorzügliche Planken schneiden, die dann in der Wirtschaft zu den verschiedensten Zwecken zu gebrauchen sind. Genau im Gegenteil zum frischen Holz zeigen so hergestellte Bretter eine außerordentliche Zähigkeit; sie sind dabei leicht und handlich. Zum Trocknen lege man nach dem Zerschneiden die frischen Bretter an einem schattigen Platz so wieder aufeinander, wie der Stamm gewachsen war, zwischen die einzelnen Bretter aber kleine Stäbchen, damit Luft durchziehen kann. Nach einem viertel Jahr hat man dann das vorzüglichste Nutzholz. Ein Bestreichen der Planken mit Karbolineum oder Holzteer schützt zuverlässig auch gegen Wurmfraß. Zu Bauholz oder zu Zaunpfählen, die in die Erde gegraben werden müssen, ist das Anaholz aber nicht verwendbar.

In Gebirgsgegenden, wo die Feuchtigkeit in Spalten und Ritzen länger anhält, ist das Vegetationsbild besonders mannigfaltig (Abb. 12 u. 13). Es würde jedoch zu weit führen, hierauf des Näheren einzugehen. Für unsere landwirtschaftlichen Zwecke kommen vor allen Dingen die Gräser und andere Futtergewächse in Betracht. In unendlich vielen Varietäten vorkommend, liefern diese dem Vieh und Wild das ganze Jahr über ein gesundes, kräftiges Futter (Abb. 14—17). Fast alle vorkommenden Gräser sind perennierend und schlagen mehrere Jahre hintereinander aus den alten Wurzelstöcken wieder aus. Es scheint, als ob die Grasstaude innerhalb der Dauer einer gewissen Anzahl von Jahren zu- und abnimmt. Alte Afrikaner geben für diese Zeitdauer sieben Jahre an. Von dem ausfallenden reifen Samen kommen alljährlich einige Körner wieder zur Neubildung, die sich dann in den ersten vier Jahren zu Stauden entwickeln, aus welchen bis zu 100 Halme hervorgehen, die dann aber wieder bis zum Absterben zurückgehen. Überall auf Grasfeldern sieht man solche schwarze alte Stoppeln neben den sich neu bildenden frischen Büscheln von verschiedener Stärke. Außer diesen perennierenden Gräsern gibt es noch eine Reihe einjähriger, von denen sich besonders einige *Aristida*-Arten durch großen Futterwert auszeichnen. Die heimische Wissenschaft hat sich in dankenswerter

Weise mit der Futter-Wertbestimmung unserer Weideflora befaßt und bereits greifbar Nützliches geleistet. Schon die botanischen Bestimmungen des Dr. Pilger vom Botanischen Institut Berlin—Dalem waren wertvoll für unsere Kolonie; mehr aber noch sind es die Arbeiten von Dr. Grimme und Dr. Hering in Hamburg, die im Auftrage der D. L. G. und des Hamburger Kolonialinstituts Untersuchungen der eingesandten Pflanzen auf ihren Futterwert vornahmen. Es ist zu wünschen, daß diese angefangene Arbeit weitergeführt wird, und daß sie bald zu genauerer Kenntnis unserer noch recht unerforschten Weideflora führen wird. Die Farmerschaft selber wird auch da allerdings mitarbeiten müssen, damit stets neues Material zur Bearbeitung vorliegt. Der Wert unseres Weidefutters ist ein so grundverschiedener, daß die Wertbestimmung einer Farm in erster Linie nach den auf ihr wachsenden Futterpflanzen erfolgen müßte.

Auch bei uns im Lande wird neben der heimischen Tätigkeit gewissenhaft und fleißig an der Erforschung unserer Flora gearbeitet. So sind z. B. die Arbeiten des Botanikers Dinter, der im Dienste des Gouvernements steht, von praktischer Bedeutung; war er doch der erste, der auf gewisse Pflanzen hingewiesen hat, die als Futter verwertet voraussichtlich beim Weidevieh Vergiftungen hervorrufen würden.

Eine Erscheinung, die man überall im Lande beobachten kann, ist, daß in der Nähe größerer Plätze, an welchen viel Vieh gehalten wird, die Weide von Jahr zu Jahr weiter entfernt und schlechter wird. Ich führe dies darauf zurück, daß das junge Gras alljährlich von dem Vieh abgeweidet wird, bevor der Same zur Reife kommt. Der weiteren Fortpflanzung wird somit die Möglichkeit genommen, und das Gras stirbt aus. Wenn hier und da noch einige neue Grasbüschel heranwachsen, so entstanden sie aus durch den Mist der Tiere oder durch Wind verschleppten Samenkörnern, die sich bis zur Regenzeit im Boden keimfähig erhalten hatten.

Gerade der Grassamen bildet für eine Menge Tiere, Säugetiere wie Insekten, die hauptsächliche Nahrungsquelle. Zunächst beißt das Vieh und das Wild in der Zeit der beginnenden Körnerausbildung überall nur die Köpfe und Ähren ab. Aus den übrig bleibenden Halmen, auf welchen der Same zur Reife kommt, fällt dieser dann später aus. Dann kommen die Insekten, besonders unzählige Ameisen-

arten, die auch das kleinste Samenkörnchen finden und forttragen. Aber auch der Eingeborene sammelt mit Eifer den reifen Grassamen und bereitet sich aus ihm eine nahrhafte, breiige Kost. Später, wenn von den Halmen nichts mehr zu sammeln ist, gehen die Menschen

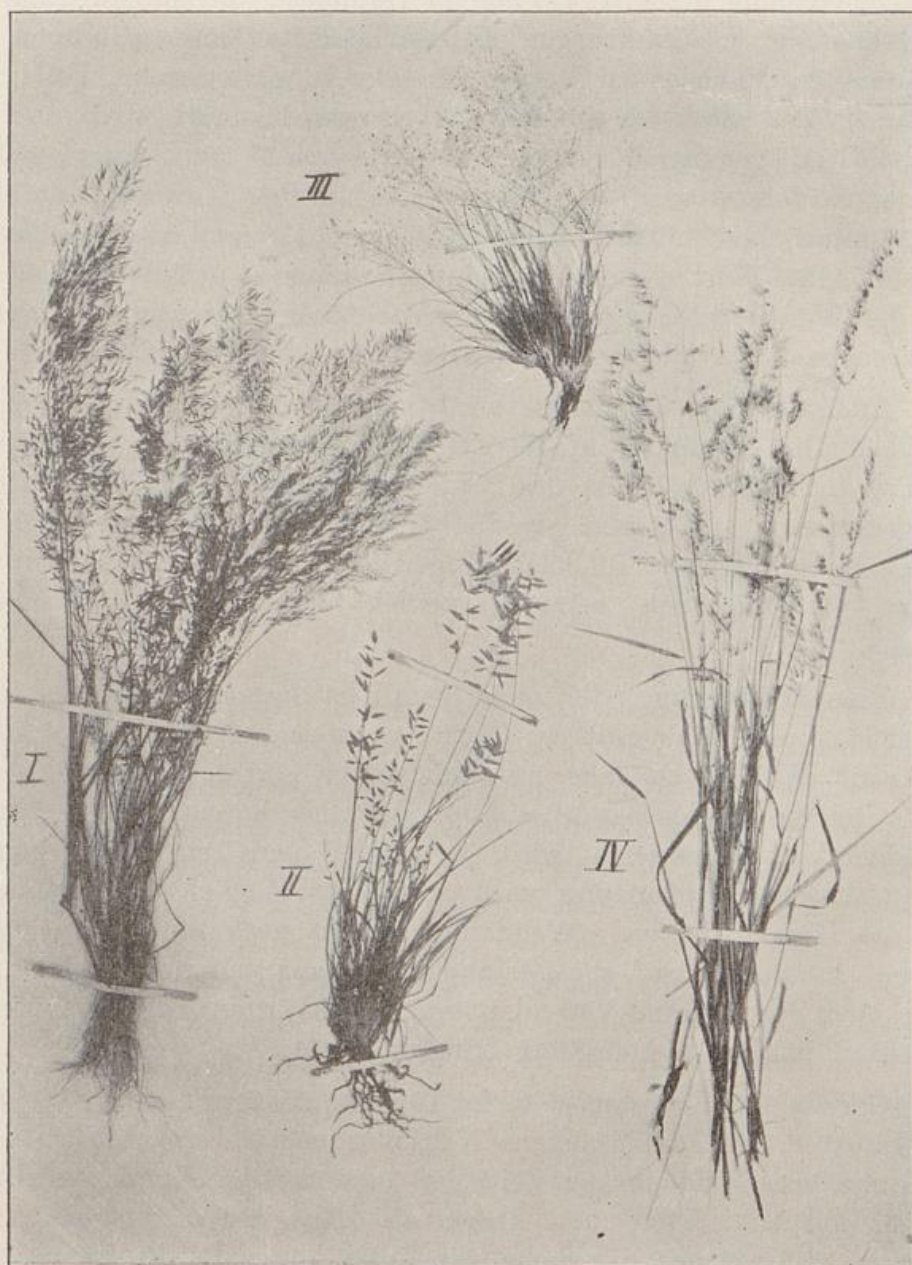


Abb. 14. Wertvolle Futtergräser (II und III besonders für Pferde).

ins Feld, um den fleißigen Ameisen den gesammelten Wintervorrat zu stehlen.

• Das Sammeln des Grassamens und ein bei Beginn der Regenzeit vorzunehmendes Ausstreuen an grasarmen Plätzen wird für den Farmer,

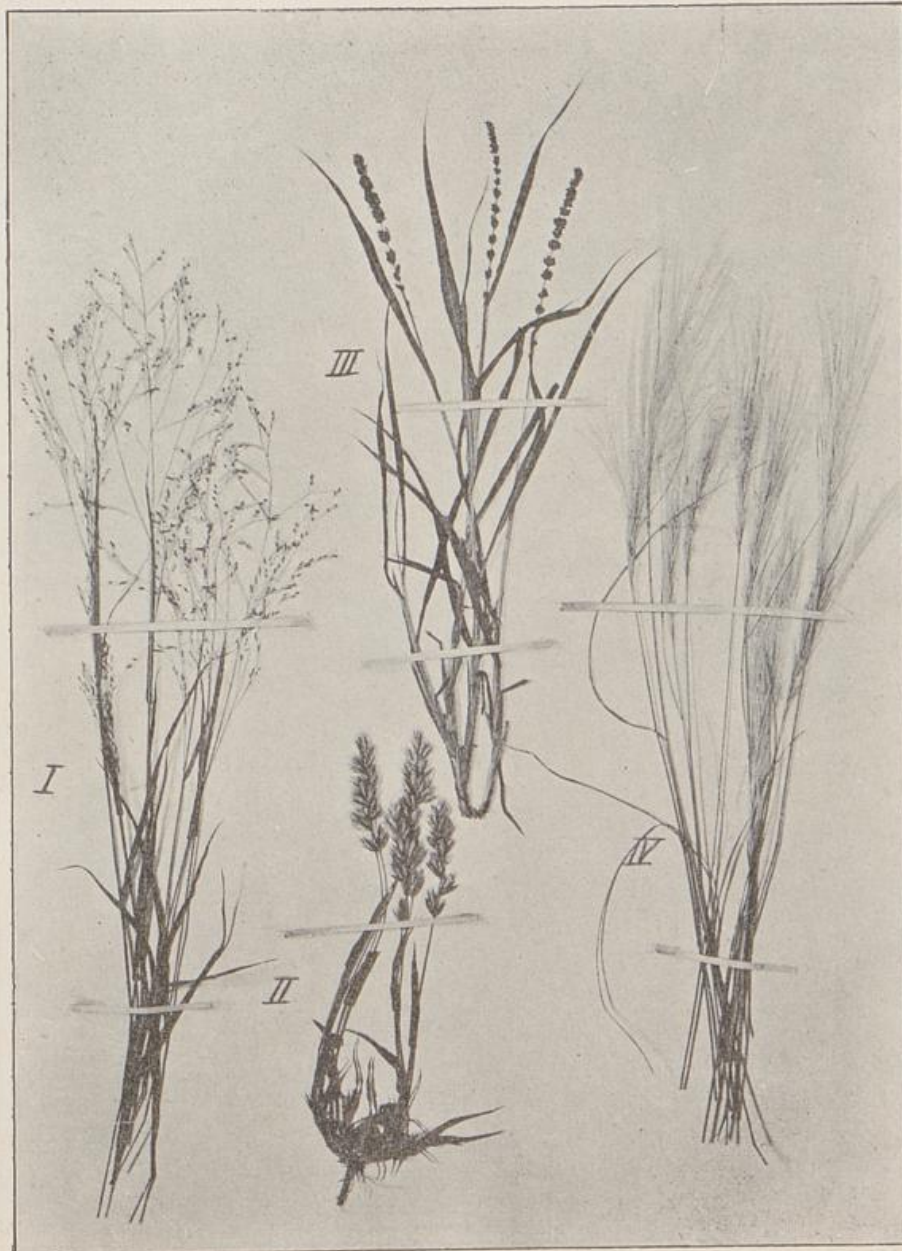


Abb. 15. I—IV: Weitere Futtergräser (II u. III minderwertige).

der seine Farm stark mit Vieh besetzt hat, mit der Zeit zur Notwendigkeit werden. Heute, wo erst wenige Farmen als bestockt angesprochen werden können, denkt noch niemand an solche Verbesse-



Abb. 16. Minderwertige Futtergräser (I das für Wollschaf- und Angoraziegen-Zucht gefürchtete Stechgras).

rungen der Weide. In einigen Jahren aber wird man energisch jede Maßnahme ergreifen, durch die eine Vermehrung der Futterproduktion



Abb. 17. Die wertvollsten, als Futterpflanzen wild wachsenden Leguminosen (Ziegenfutter).

zu erreichen ist. Bei meiner Besprechung der allgemeinen Bodenkultur werde ich auch auf diesen Punkt näher eingehen. Für die Behörden wäre es schon heute eine dankbare, zweckmäßige Einrichtung, wenn in der Nähe größerer Plätze jedes Jahr ein Viertel des umliegenden Weidelandes als Schongebiet bezeichnet würde, nur damit das Gras auf demselben zu voller Reife kommen könnte. Durch solche Maßregel würde sich eine heute schon herabgekommene Weide in wenigen Jahren erholen. Wo sie bereits vernichtet wäre, könnte durch Neuansäungen wieder nachgeholfen werden.

Die Gräser erreichen eine Höhe von $\frac{1}{2}$ —5 Fuß und mehr. Die großen Grasarten haben aber als Viehfutter weniger Wert. Vielmehr bilden die kleinen, sogenannten Untergräser das beste und nahrhafteste Futter. Sie werden auch von allen Vieharten am liebsten genommen.

Alle Gräser wachsen, wie schon gesagt, in Büscheln, die, je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Gegend, weiter oder näher voneinander entfernt stehen. Man unterscheidet im allgemeinen zwei Arten, die Süßgräser und die Sauergräser (Abb. 18—19). Wenn auch rein fachmännisch vielleicht nicht von sauren Gräsern gesprochen werden kann, wie man sie in Deutschland auf ständig nassen Wiesen und Äckern findet, so ist doch ein erheblicher Unterschied im Nährwert zwischen den Süßgräsern und den von uns als sauer bezeichneten Arten zu konstatieren. So lange das Gras grün ist, ist es alles vorzüglich; in der Trockenzeit jedoch, ganz besonders aber in Jahren, wo der Regen schon im April aussetzte, sind die Sauergräser als Viehfutter weniger wertvoll, obwohl die Tiere sich auch daran gewöhnen. Auf Süßweide aufgezogene Tiere haben, wenn auf Sauerweide versetzt, mehrere Monate zu tun, um sich an das Futter zu gewöhnen. So z. B. hat der Reisende, der mit Damaraochsen ins Ovamboland zieht, mit ihrer Ernährung oft die größten Schwierigkeiten, bis sich seine Tiere an das dortige Futter gewöhnt haben. Die Ochsen bekommen starken Durchfall und werden direkt mager und schwach. Bei umgekehrtem Verhältnis jedoch ist ein derartiger Nachteil nicht zu bemerken. Das Sauergras kommt vorzugsweise im Norden und Nordosten in jenen Gegenden vor, wo infolge schwerer und reicher Niederschläge das ganze Land sich zeitweise in einer sumpfigen Beschaffenheit befindet. Der Frachtfahrer nennt diesen mit Recht gefürchteten Zustand Durchschlag. Nicht selten kommt es vor, daß die Wagen auf dem Marsche befindlicher Transportfahrer bis an die Achsen in den aufgeweichten

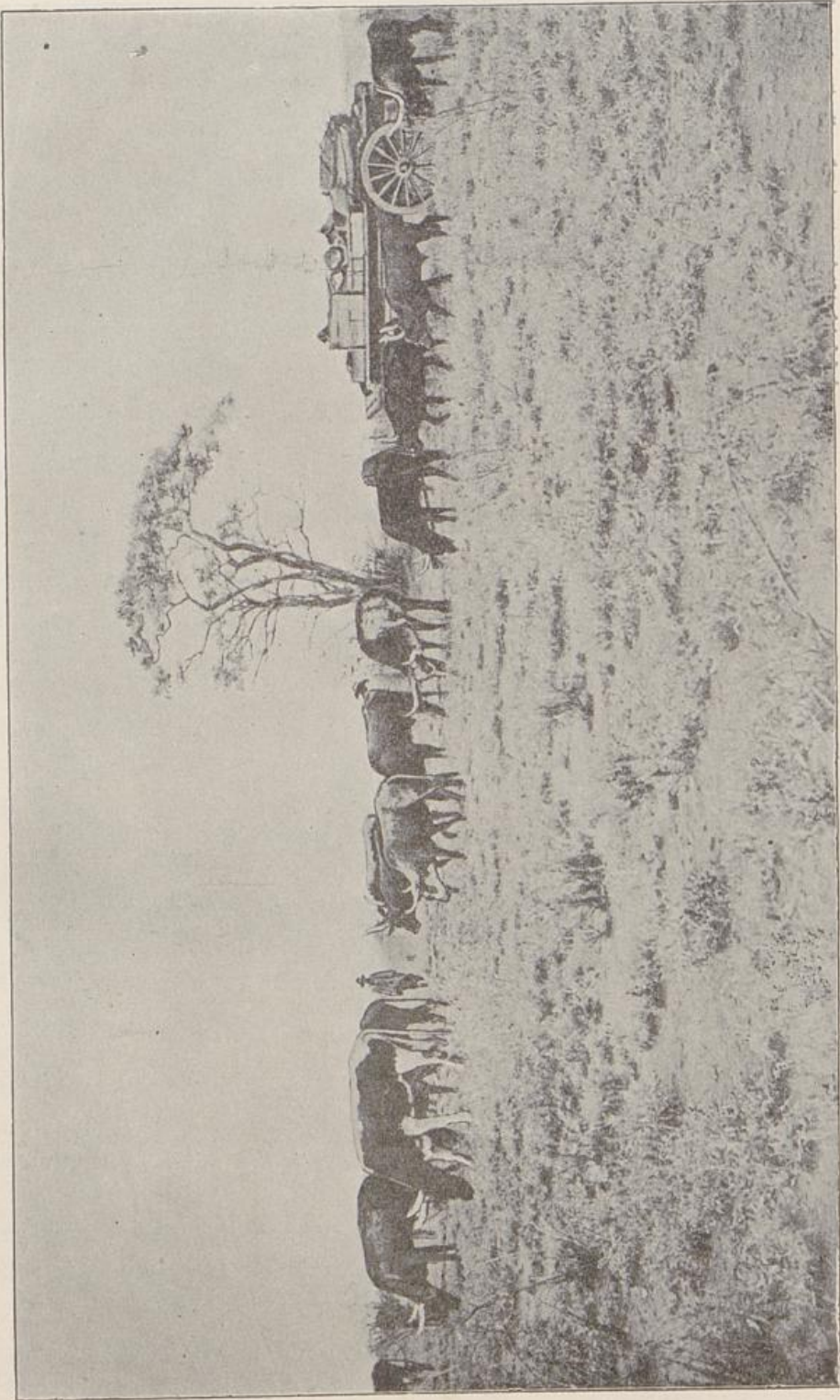


Abb. 18. Sauergrasweide im Norden.

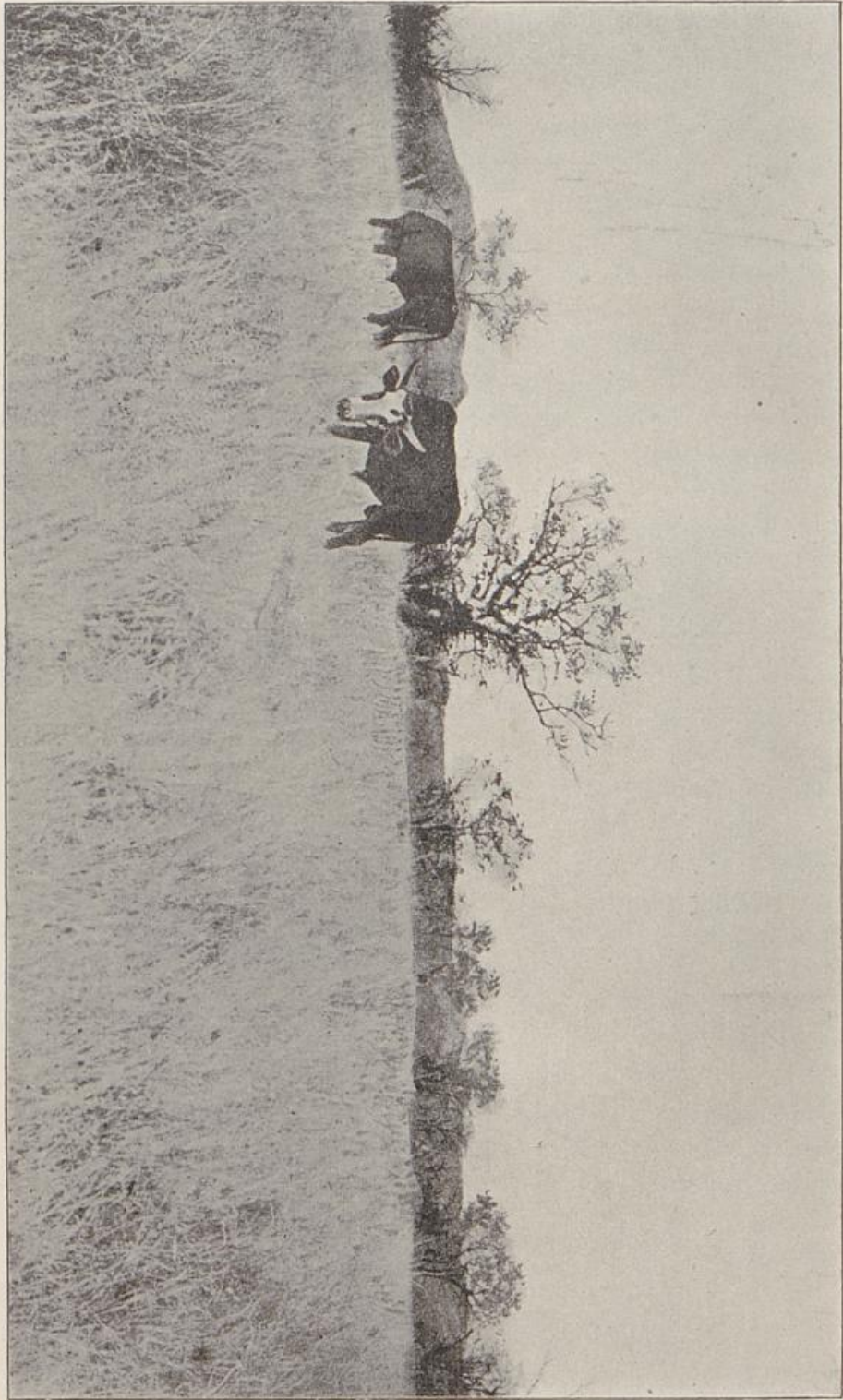


Abb. 19. Wertvolle Silbergrasweide im Norden (Farm Oujiambi).

Boden einsinken. Dann müssen sie oft wochenlang stehen und warten, bis der Boden wieder genügend aufgetrocknet ist. Über kleine Durchschlagstellen versucht man hinweg zu kommen, indem man mittels abgeschlagener Zweige eine Art von Knüppeldamm baut.

Der Hauptstandort der Gräser ist die Fläche; aber auch in den Bergen, wo sich nur etwas loser Boden findet, trifft man gleich mehrere Grasarten. Große Strecken dichten Grasbestandes, heimischen Kornfeldern gleichend, finden sich häufig, besonders in der Ebene mit tiefgrundigem, sandigem Boden. Der schwere Lehm- und Tonboden ist für die wertvollen Futtergräser zu abgebunden. Man findet allerdings hier in der Regenzeit den üppigsten, dichtesten Graswuchs; aber das Gras wird bald brüchig, sodaß es durch das weidende Vieh abgetreten oder durch den Wind gebrochen wird.

Aber nicht allein die Gräser sind es, die als Futter für das Vieh in Betracht kommen; eine ganze Reihe krautartiger Pflanzen und Büsche sind unter Umständen den Gräsern noch vorzuziehen. Ganz besonders für das Kleinvieh, für Ziegen und Schafe, ist diese Futterart von hohem Wert. Alle Ziegen, auch die Angoraziegen, fressen eigentlich nur Kräuter und Blätter. Aus diesem Grunde sollte jeder Farmer, wie ich schon zu Anfang betonte, seine Farm erst dann mit Vieh besetzen, wenn er sie kennt und nach den vorhandenen Futterarten beurteilen kann.

Im sogenannten Damaraland, im mittleren Teile der Kolonie, ist vorwiegend der Dornbusch zu Hause. Der Busch wird hier oft von einer derartigen Undurchdringlichkeit, daß die Bezeichnung Buschwald oder Buschdickicht am Platze ist. Früher mußten Händler, die das Feld von einer Werft zur andern durchreisten, sich häufig erst mit Axt und Säge einen Weg bahnen. Diese Dorndickichte haben auch unsern Truppen in den Kämpfen gegen die Hereros unendliche Schwierigkeiten bereitet. Der oft kaum 50 Meter entfernt liegende Feind war nicht zu sehen, und man hatte keine Mittel, ihm empfindlich beizukommen, denn auch die Geschütze, die sich sonst im Gebirge gut bewährt haben, blieben in diesem Dorndickicht wirkungslos. Auch diese heute noch ungenutzt und unbeachtet daliegenden Ländereien werden mit der Zeit, wenn die Bodenpreise erst gestiegen sind und das gute Farmland knapper geworden ist, die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Es ist eine alte Sache, dort, wo man dichten Buschbestand hat, ist auch gewöhnlich guter, fruchtbarer Boden. Die



Abb. 20. Landschaftsbild aus dem Norden.

Büsche stehen heute aber oft so dicht, daß ein Graswuchs nicht aufkommen kann. Wird der Farmer aber erst an eine Verbesserung seiner Weiden herangehen, so wird auch hier durch Ausroden der völlig nutzlosen Dornen hochwertvolles Weideland zu schaffen sein. Ich weise zu diesem Zweck auf die Pieperschen Rodemaschinen hin, mit denen man in der Heimat mit Leichtigkeit die stärksten Kiefern entwurzelt. Eine solche Maschine würde in der Regenzeit, wenn der Boden weich ist, gerade beim Ausreißen der nur flachwurzelnden Dornbüsche Vorzügliches leisten.

In anderen Gegenden wieder hat man vorwiegend ausgedehnte Flächen, die mit krautartigen, niedrigen Futterbüschen und Sträuchern bestanden sind (Abb. 20—23).

Die natürlichen Verhältnisse bringen es mit sich, daß man sich im Damaraland vor allen Dingen mit der Zucht des Großviehs beschäftigen wird. Im Namaland, im Süden dagegen, wo die Buschflächen vorwiegen, sind für eine Wollschaf- und Angoraziegenzucht, die für die landwirtschaftliche Produktion des Landes in Zukunft von allergrößter Bedeutung werden wird, die günstigsten Bedingungen vorhanden. Im Damaraland würde dieser Zweig der Viehzucht durch die Dornbüsche zunächst noch so gut wie unmöglich gemacht werden. Einzelne Plätze bilden ja vielleicht eine Ausnahme, die aber an der allgemeinen Regel nichts ändert.

Als wertvollste Futtersträucher können genannt werden der Ganabusch, der Brack- oder Salzbusch neben einer Reihe anderer. Man vergleiche die Verhältnisse in Südafrika. Die große Karufläche, die auf den Reisenden den Eindruck einer großen Öde macht, ernährt trotzdem hunderttausende von Wollschafen und Angoraziegen, die in dem unansehnlichen, niedrigen Karubusch, nach dem die ganze Gegend benannt ist, das vorzüglichste Futter finden. Mit der Zeit, bei weiter fortgeschrittener Besiedelung, wird man ja auch bei uns bald zu einer intensiveren Ausnutzung des Weidelandes kommen. Dann wird man, wie gesagt, durch Ausroden der Dornbüsche auch im Damaraland herrliche Weiden für Wollschafe usw. schaffen können. An so etwas denkt aber natürlich heute, wo erst alles im Stadium der ersten Entwicklung steht, noch niemand. Durch die oben bereits erwähnten, in Hamburg ausgeführten Untersuchungen von Futter aus unserer Kolonie fällt besonders der hohe Futterwert mancher Futterbüsche in die Augen. Dadurch wird die Ansicht der alten Praktiker, die eine

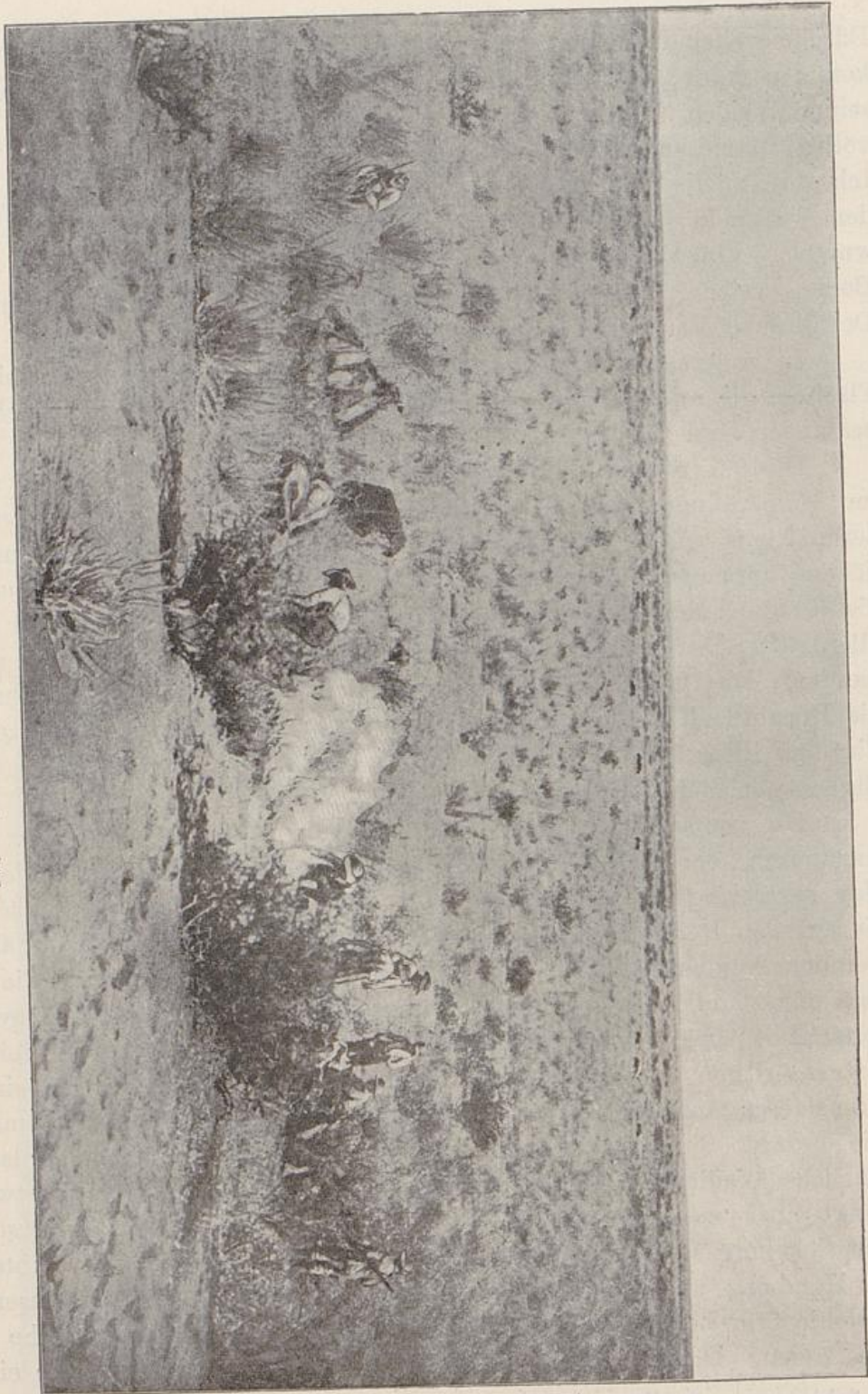


Abb. 21. Landschaftsbild aus dem Süden.

Farm mit vielen, guten Büschen stets höher bewerten, als eine solche mit reinem Grasfeld, als richtig bestätigt. Von großem Wert wäre es daher, wenn auf den Versuchstationen der Regierung baldigst Versuche angestellt würden, wie eine Kultivierung solcher Büsche zweckmäßig vorzunehmen sei. Ob eine Anpflanzung durch Samen geschehen kann, ist mir sehr zweifelhaft. Vielleicht ließe sich durch Verwendung von Wurzelstöcken oder durch Teilen ausgegrabener Büsche eine Vervielfältigung erreichen; aber nach meinen bisherigen Versuchen und Erfahrungen ist es ungemein schwer, ein hier in der Natur ausgegrabenes Gewächs an anderer Stelle wieder zum Anwachsen zu bringen, mit Ausnahme von einigen Aloen und Euphorbien, die fast von selber anwachsen, wenn man sie auf den Boden wirft.

Es kann also nicht genug betont werden, daß das Anpassen des Farmers an eine gewisse Gegend nicht ohne Grund als das zunächst Wichtigste bezeichnet worden ist. Leute, die ins Land kommen mit der bestimmten Absicht, dieses oder jenes anzufangen, haben es weit schwerer, geeignetes Land zu finden, als jene, die sich eine gute Farm kaufen und auf ihr dann dasjenige Vieh hinstellen, für welches die natürlichen Verhältnisse der Weide die geeignetsten sind.

In der Regenzeit, die man von Januar bis Ende April zu erwarten hat, obwohl auch schon im Oktober/November Regenfälle eintreten, bietet das ganze Land ein üppiges, frisches Vegetationsbild. Überall sieht das Auge frische, saftgrüne Grasflächen. Gegenden sogar, die in der übrigen Zeit des Jahres als gras- und krautloses Land eine graue Wüste bilden, erscheinen aus der Ferne wie ein saftiger Rasen. Dieses intensiv leuchtende Grün der Küstengegend rührt von einem ganz kleinen Grase her, das für Futter- und Weidezwecke so gut wie gar nicht in Betracht kommt. Diese Gräser werden kaum länger als 2—3 Zoll und verschwinden mit einsetzender Trockenheit ebenso spurlos vom Boden, wie sie entstanden sind.

Im Juni/Juli ist schon wieder alles abgestorben, das ausgewachsene Gras wird sozusagen auf dem Halm zu Heu. Den größten Nährwert haben die Gräser in der Zeit der Samenreife, aber auch nach dem Ausfallen des Samens bieten die abgestorbenen, strohfarbigen Halme noch ein sehr gutes, kräftiges Futter, in dem alle Nährstoffe erhalten sind. Erst der im kommenden Jahr fallende Regen nimmt dem alten Grase dann allerdings sehr schnell jede Kraft.

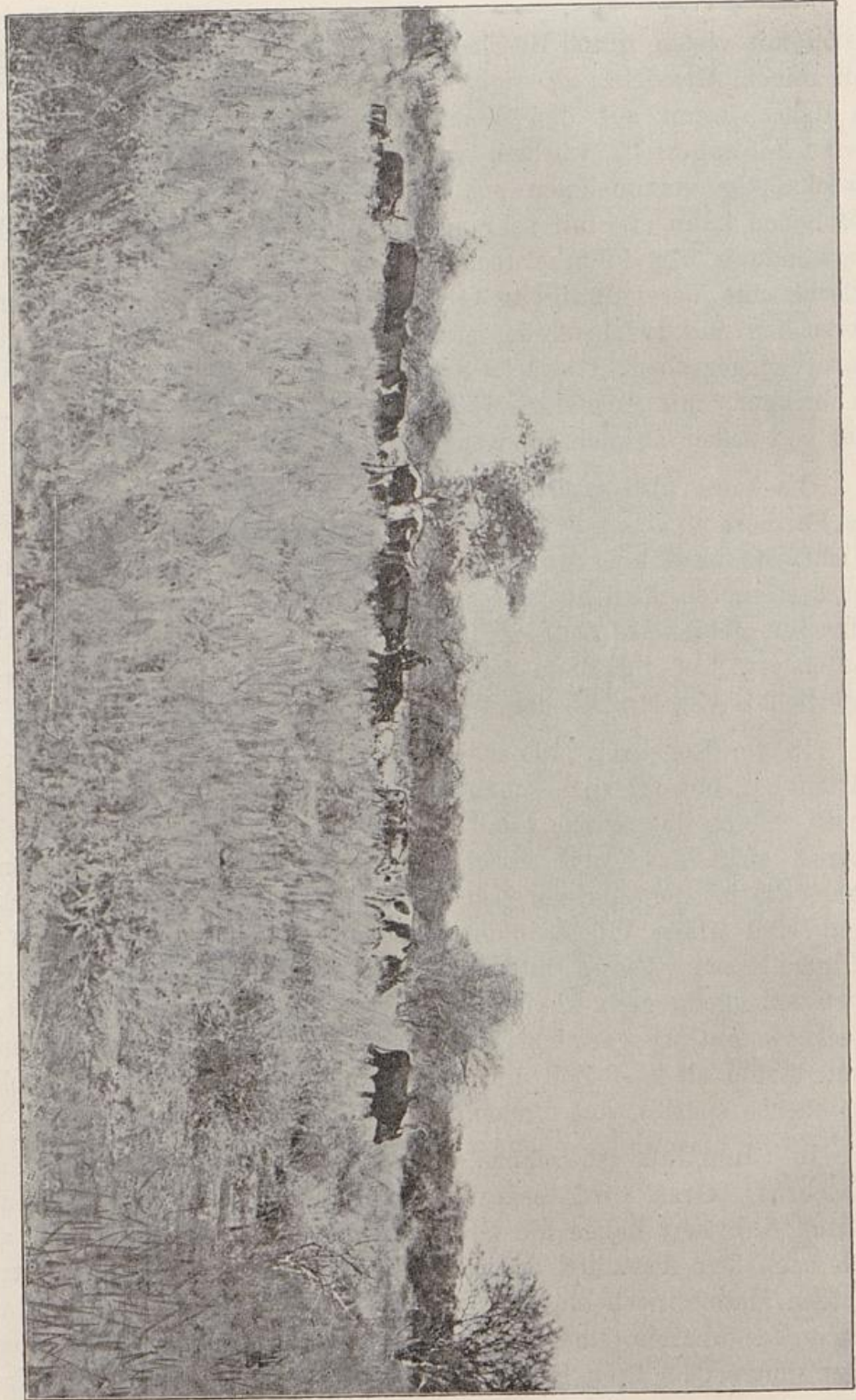


Abb. 22. Landschaftsbild aus dem Damaralande.



Abb. 23. Steriles Gelände im Kaokofeld.

Die Natur hat sehr weise für den richtigen Übergang vom Trockenfutter zum jungen, saftigen Grün gesorgt. In der ersten Zeit bildet das trockne, alte Gras noch das genügende Beifutter zu dem jungen, saftigen Grün. Später knickt dann der Wind die alten, morsch gewordenen Halme und fegt sie fort. Bei manchen Grassorten kann man an den abgefressenen, ca. 6 Zoll hohen Stoppeln sehen, daß diese bei eintretendem Regen sich wieder grün färben. Einige Sorten schlagen sogar nach Art der Sträucher und Büsche aus dem Stoppelende direkt wieder aus. Während des größten Teils des Jahres beherrschen drei Haupttöne das südwest-afrikanische Landschaftsbild: das reine Blau des Himmels, die dunkelgraugrüne Färbung der Büsche und Berge, unterbrochen durch das leuchtende Weißgelb der Gräser. Die Natur bringt alljährlich einen unendlichen Schatz in den wertvollen Futtermengen hervor, die ungezählten Herden von Rindern, Schafen und Ziegen bei rationeller Ausnutzung reichliches Futter bieten würden. — Der Umstand, daß der afrikanische Farmer bei der Ausübung seiner Viehzucht keine Gebäude aufzuführen braucht, sich auch die Arbeit und Mühe des Futterwerbens sparen kann, bietet eine Grundlage dafür, daß der Wirtschaftsbetrieb ein absolut einfacher und somit auch billiger ist. Aus diesen Vorzügen erklärt es sich auch, wenn behauptet wird, der Landwirt könne in der Kolonie sorgenfreier und besser leben als bei heutigen Verhältnissen in der Heimat.

Um einen ungefähren Anhalt für die Futterproduktion des Landes zu haben, glaube ich, kann man im Durchschnitt annehmen, daß eine Farm von 10000 ha ungefähr 500 Stück Großvieh und einige tausend Schafe und Ziegen ernährt. Wenn sich auch, wie gesagt, jede Farm je nach der Beschaffenheit des Geländes, in erster Linie für eine bestimmte Viehgattung eignet, so ist es unter Umständen doch praktisch, auch von anderen Tieren etwas zu halten, denn mehr oder weniger kommen in jeder Gegend wertvolle Futterpflanzen vor, die von der einen Tiergattung verschmäht, von der anderen jedoch gern aufgenommen werden. Obige Angaben über die Produktionskraft des Landes dürfen aber nun nicht etwa zu der Ansicht führen, daß man das ganze Land einfach in Farmen zu 5—10000 ha einzuteilen braucht, um auf diese Weise den Wert des Landes zu bestimmen. Das so gewonnene Resultat würde die Wirklichkeit übertreffen, denn vor allem muß man den Küstengürtel, ca. 10 Meilen breit, als für jede Besiedelung unbrauchbar streichen. (Abb. 24.) Auch von dem

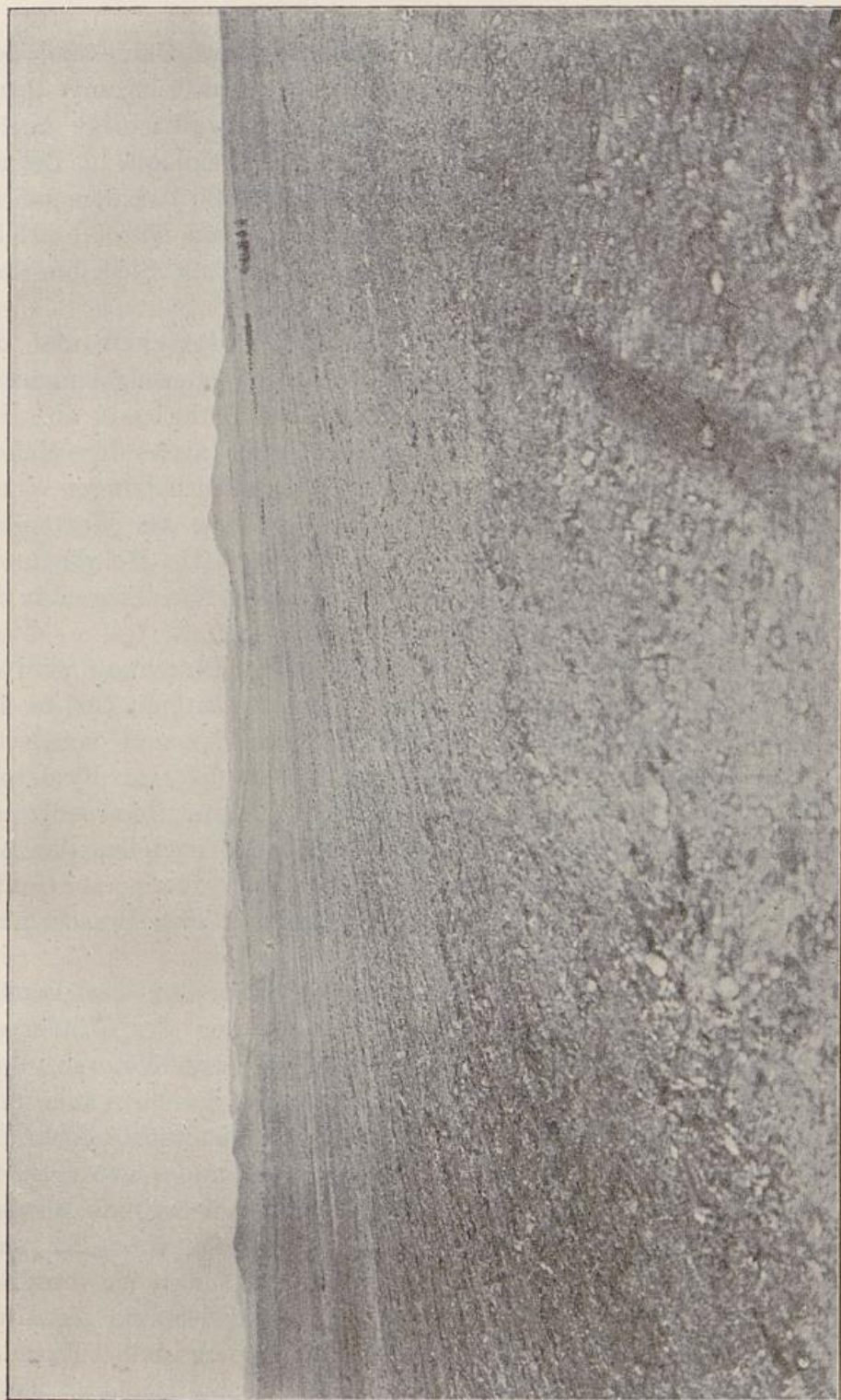


Abb. 24. Bild aus der Wüste.

übrigen Land kommt noch ein wesentlicher Teil auf Berge und ödes Gelände, das für eine Besiedelung zum Zwecke der Viehzucht kaum in Betracht zu ziehen ist. Ich glaube, man wird das Richtige treffen, wenn man sagt: Von dem Gesamtflächenraum der Kolonie im Betrage von etwa 800 000 □ Kilometer kommen etwa 150 000 □ Kilometer für die Besiedelung nicht in Betracht; der größere, etwa 650 000 □ Kilometer umfassende Teil des Landes kann aber als Siedelungsland angesprochen werden.

Ein treffliches Urteil über die Besiedlungsfähigkeit und den Wert des Schutzgebietes gibt der dort früher als Regierungskommissar für Besiedelungsangelegenheiten tätige Dr. Paul Rohrbach ab. Für jeden, der sich über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie orientieren will, sind die Rohrbach'schen Veröffentlichungen interessant und wertvoll. Sie sind in mancher Beziehung das Wertvollste, was wir haben, aus dem einfachen Grunde, weil Dr. Rohrbach die Natur des Landes erkannt hat und sich mit seinen Vorschlägen in den Grenzen des praktisch Erreichbaren hält.

Sowohl in politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung wird die Geschichte Deutsch-Südwestafrikas bis zu unserer heutigen Zeit in drei Perioden eingeteilt werden müssen, das ist 1. die Zeit von der Besitzergreifung und dem Beginn der Schutzherrschaft bis zur Rinderpest im Jahre 1897; 2. die Zeit von der Rinderpest bis zum Hereroaufstand, und endlich 3. die jetzige neue Zeit, von der wir, nachdem das Alte mit all seinen Fehlern und Schwächen gänzlich über den Haufen geworfen wurde, für die Zukunft des Landes mit aller Berechtigung das Schönste und Beste erhoffen dürfen.

Fast alle bekannten, eingehenden Schilderungen der Landesverhältnisse stammen aus der ersten Periode vor der Rinderpest. Schwer glaublich erscheint es heute vielleicht jenen Autoren, wenn ihnen gesagt wird, daß sie die Verhältnisse im Lande kaum noch kennen. Denn im Geschäfts- und Verkehrsleben ist nichts mehr den früheren Zeiten gleich. Die Beschreibungen des Landes von v. Bülow, v. François, Dove u. a., so zeitgemäß und zutreffend sie einst gewesen sein werden, dürfen dem heute ins Land kommenden Ansiedler nicht mehr als Richtschnur dienen, insbesondere nicht, soweit sie ihm Ratschläge für die Art und Weise der Einrichtung geben und die Mittel erörtern, die für den Wirtschaftsbetrieb erforderlich sind. Trotzdem wird besonders das François'sche Werk „Nama und Damara“ jedem,

der mit der Absicht umgeht, in unsere Kolonie auszuwandern, eine lehrreiche und interessante Vorstudie sein. Auch aus den bedeutenden Werken von Schinz und von Semler wird der Afrikaner wertvolle Belehrung über das Land und seine Aussichten schöpfen können. Interessante und anregende Lektüre findet man auch in den Werken des Major a. D. Schwabe, eines unserer ältesten Offiziere, noch aus der Zeit, wo der Räuberhauptmann Hendrik Witboi sein Unwesen im Lande trieb, sowie in dem Werke des früheren Gouverneurs Leutwein „11 Jahre Gouverneur in Südwestafrika“. Diese Werke sollten deshalb in der Hausbibliothek des Afrikaners nicht fehlen.

Da die damalige, sozusagen erste Zeit unserer Kolonie sich gewissermaßen unbeachtet abgespielt hat, weil in der Heimat in jenen Jahren noch absolut kein Verständnis und kein Interesse für Südwestafrika vorhanden war, so ist es vielleicht angebracht, an einige Einzelheiten der damaligen Verhältnisse zu erinnern.

Im mittleren Schutzgebiet waren zu jenen Zeiten die allein produzierenden Viehzüchter die eingeborenen Hereros. Wenn man auch ihre Wirtschaftsmethode nicht durchaus rationell nennen konnte, so waren es doch lediglich ihre Herden, die das Land mit Vieh versorgten und aus deren Beständen jährlich Tausende von Rindern nach der Kapkolonie exportiert wurden. Die alten Hereros von damals haben es gewissermaßen gezeigt, was aus dem Lande bei rationellem Betriebe zu machen ist. Trotz allen Schlendrians in ihrem Wirtschaftsbetrieb fehlte ihnen eine gewisse Intelligenz nicht, denn sie waren geborene und passionierte Viehzüchter. Schon früher war es gewiß nicht leicht, einen Herero zum Verkauf von guten Kühen zu bewegen. Ochsen gab er den Händlern als Tauschartikel für europäische Ware, Kleider usw. zum Preise von 20—30 Mark willig ab.

Der weiße Ansiedler im Damaraland beschäftigte sich weniger mit Viehzucht, meistens war sie ihm nur eine Nebenbeschäftigung. Der Handel mit den Eingeborenen verschaffte ihm einen schnelleren und leichteren Verdienst, als bei derartigen Preisen durch die Viehzucht zu erreichen gewesen wäre. So ist es denn erklärlich, daß aus den ersten Ansiedlern meistens Kaufleute, Händler und Frachtfahrer wurden.

Die bei den Hereros eingekauften Ochsen brachten damals bis zu 60 Mark in barem Geld. Die Regierung, die Minenstädte im Kapland und sonstige größere Unternehmungen im Lande, wie die Guano-

kompanie in Kap Croß, waren ständige, willige Abnehmer, denn Fleisch war in jenen Zeiten bei weitem das billigste Nahrungsmittel. Je schneller der Händler sein eingehandeltes Vieh umsetzte, desto größer war der Gewinn. Mit der Regierung wurden damals von seiten größerer Handelsfirmen Fleischlieferungsverträge abgeschlossen, nach welchen für das Pfund ausgeschlachteten Fleisches 14 Pf. bezahlt wurden. Wenn man bedenkt, daß bei dem damaligen Viehreichtum des Landes diese Preise ausreichten, um die Lieferanten wohlhabend werden zu lassen, so kann man sich ein kleines Bild von der Produktionsfähigkeit der Kolonie machen.

So waren gewissermaßen die nach Hunderttausenden zählenden Herden der Hereros ein Kapital, von dem genommen wurde, so viel nur zu erhalten war. Bei dem niedrigen Viehpreise schien es dem weißen Ansiedler unmöglich, die Konkurrenz mit dem ohne Unkosten produzierenden Herero aufzunehmen. Auch der Umstand, daß damals die Lungenseuche oft verheerend das Land durchzog, mag dazu beigetragen haben, daß von einer wirklichen, durch Weiße betriebenen Viehzucht im Damaraland kaum die Rede sein konnte.

Auch das Fracht- und Transportfahren war in jener Zeit ein glänzendes Geschäft. Für 60 Mark kaufte man die schönsten Zugochsen. Als Frachtgeld wurden für 100 Pfund Gewicht von Swakopmund bis Windhuk 20—24 Mark bezahlt (Abb. 25). Mit 80 Zentnern wurden die Wagen belastet, sodaß jede Reise, die man auf vier Wochen berechnen konnte, dem Unternehmer für jedes Gespann 1600—2000 Mark einbrachte. Die Lungenseuche war das einzige, was dem Frachtfahrer hier und da einen empfindlichen Verlust brachte.

Gewiß gab es auch schon damals manchen weißen Ansiedler, der sich eine Farm kaufte und auf dieser die angekauften Muttertiere zur Zucht beiseite stellte. Immer aber blieb die Viehzucht ein Nebengewerbe, indem der Farmbesitzer als Hauptgewerbe entweder an größeren Plätzen oder an der Landstraße einen Kaufladen unterhielt oder sonst irgendwo Handel trieb. Seine Viehherden auf der Farm waren der Aufsicht anderer überlassen; oft waren dies nur Eingeborene.

Im Süden des Schutzgebietes lagen die Verhältnisse allerdings etwas anders. Die erste Ansiedelung Weißer war dort bereits lange vor der deutschen Schutzherrschaft vor sich gegangen. Schon mancher Farmer hatte dort durch die Viehzucht ein schönes Vermögen erworben. Über die mannigfachen Belästigungen, welchen diese Leute

durch die Launen der Hottentotten häufig ausgesetzt waren, ließen sich Bücher schreiben. Trotzdem aber sind auch alle diese alten, ersten Ansiedler im Lande zu einem gewissen Wohlstand gelangt. Wenn auch die Willkür des Räuberhauptmanns Hendrik Witboi ihnen oft plötzlich einen Teil ihres Besitzes nahm, so war doch andererseits immer wieder Gelegenheit gegeben, schnell und mit größtem Verdienst

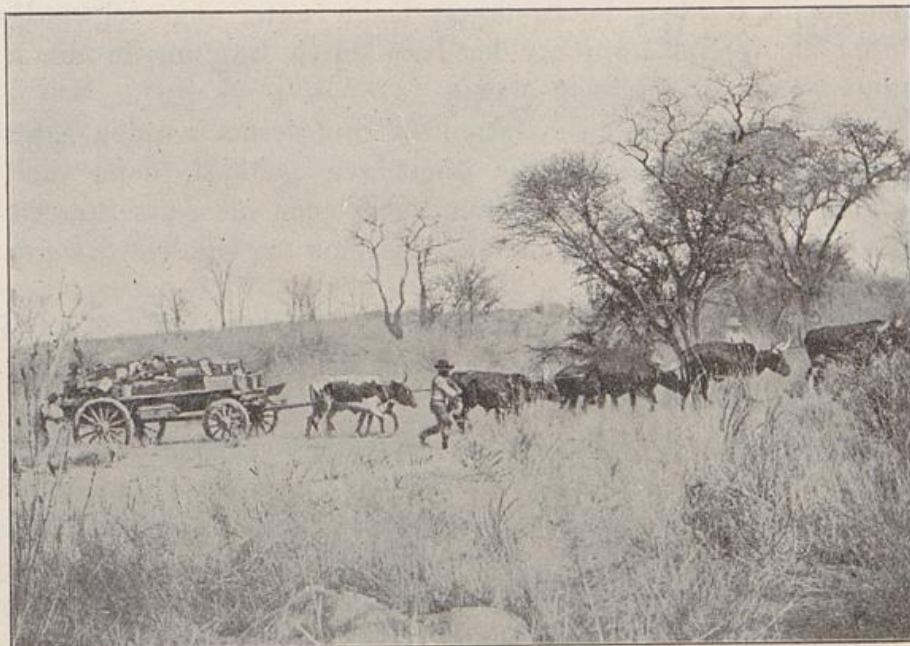


Abb. 25. Frachtfahrer unterwegs.

ein neues, gutes Geschäft zu machen. Wenn der Räuber von seinen Raubzügen ins Hereroland mit Tausenden von Rindern zurückkam, fiel auch für die Ansiedler etwas ab.

Dann kam die Zeit, wo die immer näher rückende Rinderpest mit Recht die Kolonie beängstigte. Während man sich im Lande schon der Hoffnung hingab, die Pest würde vorüberziehen, wütete sie schon im Hinterlande und verbreitete sich nach allen Seiten. Sie wurde erst erkannt, als in Windhuk selbst die ersten Fälle vorkamen. Ein von Windhuk zur Walfischbai fahrendes Ochsengespann hatte den Weg an verschiedenen Stellen verseucht, und der damals in der Kapkolonie gegen die Pest arbeitende und nun schleunigst herbeigerufene Dr. Kohlstock fand bereits in nächster Nähe der Küste an verschiedenen Stellen des Baiweges (Swakopmund—Windhuk) große Pestherde vor. Nur seinem und des Stabsarztes Dr. Lübbert

sofortigen, energischen Eingreifen war es zu danken, daß von den damals auf dem unteren Wege stehenden ca. 1000 Ochsen der größte Teil gerettet werden konnte. Diesen Herren allein war es auch zu danken, daß damals die im allgemeinen prophezeite Hungersnot im Lande nicht eintrat.

In Windhuk und Umgebung hatten der jetzige Veterinärarzt Rickmann, im Norden der Stabsarzt Kuhn unter den schwierigsten Verhältnissen die Bekämpfung der Pest durch Impfung in die Hand genommen und gute Erfolge erzielt.

In Anbetracht der zu erwartenden Hungersnot wurden natürlich im Lande überall zunächst die Zugochsen geimpft, dann erst die Mutterviehherden. Es ist ja bekannt, daß auch die erste Strecke der jetzigen Staatsbahn Swakopmund—Windhuk in dieser drängenden Sorge gebaut wurde.

Während nun an allen von Weißen bewohnten Plätzen unter allgemeiner Beteiligung energisch gearbeitet wurde, indem man Ansiedler aus allen Gegenden des Landes, sowie auch Angehörige der Schutztruppe und des Gouvernements im Impfen ausbildete, wütete die Pest im Hinterlande unter den Beständen der Hereros unaufhaltsam weiter und hatte ihre Arbeit viel schneller getan, als geimpft werden konnte. Einigen Häuptlingen gelang es, durch Isolieren hier und da eine Herde zu retten. Andere intelligente Hereros brachten freiwillig ihre Tiere zur Impfung und retteten dann auch durchschnittlich ihre 60 %. Im allgemeinen aber hegten die Hereros gegen die Impfung das größte Mißtrauen. Sie erklärten, die Weißen hätten die Krankheit ins Land gebracht und wollten jetzt die Tiere, die von der Krankheit nicht befallen wären, durch die Impfung auch noch vernichten. Von den nichtgeimpften Beständen sind im allgemeinen nicht mehr als 5—8 % mit dem Leben davon gekommen.

Der Süden des Landes war durch natürliche Verhältnisse abgesperrt. Hier war somit die Impfung später sehr einfach, und die Impfenden blieben überall die Herren über die Pest, bis zuletzt sogar kein Impfstoff mehr vorhanden war. Mit dem dann durch künstliche Infizierung gewonnenen Impfstoff scheint man weniger gute Erfolge gehabt zu haben, denn im Gegensatz zum Damaraland, wo Jeder es laut und offen aussprach, daß allein die Impfung ihm den größten Teil seines Besitzes gerettet habe, hörte man aus dem Süden offen auf die Methode, sowie auf die Impfenden schelten.

Das Gesamtergebnis der Impfung ist dahin zusammenzufassen, daß die weißen Viehbesitzer, deren Bestände rechtzeitig geimpft werden konnten, 75 %, die Eingeborenen, die impfen ließen, 60 % ihres Viehbestandes gerettet haben.

Ungezählte Rindermengen aber sind im Innern des Hererolandes schneller zu Grunde gegangen, als die Möglichkeit einer Impfung vorhanden war.

Trotz dieser enormen Verluste hat die Rinderpest für die wirtschaftliche Lage der Kolonie, das kann man wohl sagen, auch ihr Gutes gehabt. Der weiße Viehzüchter stand plötzlich vor gänzlich veränderten Verhältnissen. Er war mit einem Male in den Vordergrund getreten. Die Viehpreise gingen mit großer Schnelligkeit in die Höhe. Für Ochsen wurden statt 60 jetzt 200 Mark gezahlt usw. Jeder, der einige Kühe sein eigen nannte, widmete sich diesen mit größter Aufmerksamkeit. Die einst mächtigen und hochmütigen Hereros waren klein und gefügig geworden, denn mit ihren Rinderherden waren auch ihr Reichtum und ihr Stolz verschwunden. Der Hunger trieb die Leute zur Arbeit, wozu sich der Herero sonst nur sehr schwer bequemte. Dieser günstige Zeitpunkt hätte benutzt werden müssen, die Hereros zu unterwerfen und vor allem zu entwaffnen. Eine Zurückdrängung in Reservate wäre damals ohne große Machtentfaltung möglich gewesen, und einige 100 Millionen hätten gespart werden können; dem Lande aber wären tausende vorzüglicher Arbeiter erhalten geblieben. Bei der Unerfahrenheit des gesamten deutschen Volkes, welches gewissermaßen erst durch den großen Hereroaufstand darauf hingewiesen wurde, was kolonisieren bedeutet, war aber an ein solches Vorgehen nicht zu denken, selbst wenn der Gouverneur es vorgeschlagen hätte. Wie lange Deutschland noch gebrauchen wird, für seine Welt- und Kolonialpolitik die notwendige Energie und Rücksichtslosigkeit zu lernen, der England stets seine Erfolge zu verdanken hat, wird die Zukunft zeigen. Der alte Wahlspruch unserer englischen Väter: „Recht oder Unrecht, mein Vaterland“ ist und bleibt das allein gesunde Grundmotiv bei jeder Kolonisierung wilder Völker. Die Probe auf das Exempel, ob Deutschland gelernt hat oder nicht, kann es baldigst im Owambolande liefern.

Dem weißen Ansiedler, dessen Bestände infolge der Impfung verhältnismäßig wenig gelitten hatten, wurde dieser geringere Schaden durch den bedeutend gestiegenen Wert seiner Tiere zum großen Teil

wieder ausgeglichen. Er hatte somit in Wirklichkeit nur wenig verloren. Einige Fälle sind ja allerdings auch vorgekommen, wo die betreffenden Farmer dadurch, daß ihre Farmen im Anfang zu Pestherden wurden, sodaß jede Hilfe aussichtslos war und der Viehbestand, um Impfstoff zu gewinnen, preisgegeben werden mußte, fast alles verloren haben. Zum Beispiel ist mir ein Fall in Erinnerung, wo von einer Herde von 400 Stück nur 32 übrig blieben, während auf der Nachbarfarm, 5 km entfernt, 82 % gerettet werden konnten.

Einen wirklichen, allerdings nicht zu unterschätzenden Schaden hatte außer den Eingeborenen das Land im allgemeinen nur dadurch erlitten, daß der weiteren Entwicklung der Viehzucht zunächst fast jegliche Möglichkeit genommen war.

Dem neu ins Land gekommenen Ansiedler war es zunächst kaum möglich, den für seine Farm nötigen Stamm Rindvieh im Lande zu finden. Jeder, der Kühe besaß, hielt sie fest, und wenn einmal aus besonderen Gründen Muttertiere verkauft wurden, so kosteten sie 180—200 Mark das Stück. Die Fleischpreise stiegen nach der Rinderpest auf 50—75 Pfennig und blieben auch auf Jahre hinaus bis zum Ausbruche des Herero-Aufstandes auf 40—50 Pfennig stehen.

Auch die Hereros hielten natürlich ihr Vieh, besonders die Kühe, energisch fest und trachteten, ihre Bestände zu vermehren, wo es nur ging, ja, sie gaben sogar zwei Ochsen für eine Kuh, wenn sie sie bekommen konnten. Mit geradezu bewundernswertem Geschick haben die Häuptlinge es verstanden, das von der Pest verschonte Vieh im ganzen Lande zu verteilen, sodaß eigentlich von der als sicher angenommenen Hungersnot unter den Eingeborenen wenig zu merken gewesen ist.

Schon wenige Jahre nach der Pest sah man überall im Hererolande wieder einen tüchtigen Nachwuchs, der die Hoffnung, daß die Verluste in einigen Jahren gedeckt sein würden, vollständig rechtfertigen konnte.

Wie für die allgemeine wirtschaftliche Lage, so hatte die Rinderpest auch im kaufmännischen Geschäftsgang einen Umschwung mit sich gebracht. Die ganze Handhabung der kaufmännischen Geschäfte in Südwestafrika war ja von vornherein eine wesentlich andere gewesen, als in solchen Kolonien, die Exportartikel produzieren und somit dem Kaufmann Gelegenheit geben, mit dem Heimatlande Geschäfte zu machen. Die Tätigkeit des Kaufmanns in Südwestafrika

aber war ein reines Importgeschäft, denn die Produktion von Fellen, Hörnern, Wolle, Straußenfedern, Gummi usw. war bisher so gering gewesen, daß sie für ein Export-Geschäft wenig in die Wagschale fiel.

Durch die bedeutend gewachsene Konkurrenz und die geringe Kaufkraft der Hereros waren die Verhältnisse bald soweit gekommen, daß, wie es schien, sich nur die großen Firmen zu halten vermochten. Der kleine Kaufmann im Lande war zumeist auf diese großen Handelshäuser, die ihren Sitz an der Küste hatten, angewiesen. Das Hauptgeschäft an der Küste war mit der Zeit zu einem reinen Engros-Handel geworden.

Auch die Preise für den Warentransport ins Innere waren gegen früher bedeutend billiger geworden. In Windhuk zahlte man bald nach der Pest und nach Fertigstellung einer Teilstrecke der Eisenbahn Swakopmund-Windhuk nur noch 10 Mark für 100 Pfund Gewicht, von der Küste an gerechnet.

Der weiße Ansiedler wurde durch diesen Umschwung der Verhältnisse — und es war gut, daß es so gekommen — auf den richtigen Weg gewiesen, in erster Linie Viehzüchter zu werden. Seine Viehherden zu vergrößern, wo und wie er nur konnte, war das Hauptinteresse eines Jeden. Damit näherte man sich der Beschäftigung und dem Berufe, durch den allein das Land wirtschaftlich produzierend werden konnte.

Die Landesregierung, diesen Umstand wohl berücksichtigend, ließ es sich angelegen sein, den Farmer in jeder Weise zu unterstützen. Das Gouvernement nahm den Import von edlem Zuchtvieh in die Hand und überließ dann die Tiere den Farmern. So segensreich diese Tätigkeit der Behörde war, und so sehr von seiten der Landwirte ihr Entgegenkommen geschätzt wurde, ein durchgreifender Fortschritt wollte sich doch nicht recht bemerkbar machen, denn die im Lande herrschenden Viehseuchen verursachten den Besitzern nach wie vor unendlichen Schaden. An mehreren Stellen des Landes brach unter dem Jungvieh die Rinderpest wieder verheerend aus, dazu kamen noch das Texasfieber und andere neue Krankheiten. Es ist auch wohl keine Frage, daß durch die damals als einziges Mittel geltende Impfung hier und da Schaden verursacht ist. Seit Jahren arbeiten unsere Regierungsärzte, an der Spitze Veterinärarzt Rickmann, mit unermüdlichem Eifer daran, der Viehseuchen Herr zu werden. Die Lungenseuche

hatte gegen früher schon viel von ihrem Schrecken verloren. Die Tiere schienen allmählich widerstandsfähiger zu werden.

Der früher großen Gewinn bringende Tauschhandel mit den Eingeborenen ging nach der Pest auf ein ganz geringes Maß zurück, um dann aber, nachdem die Hereros sich erholt hatten und zu den wenigen alten Händlern Dutzende hinzugekommen waren, sich in einigen Jahren zu dem auszubilden, was oft mit Recht als Händlerunwesen be-

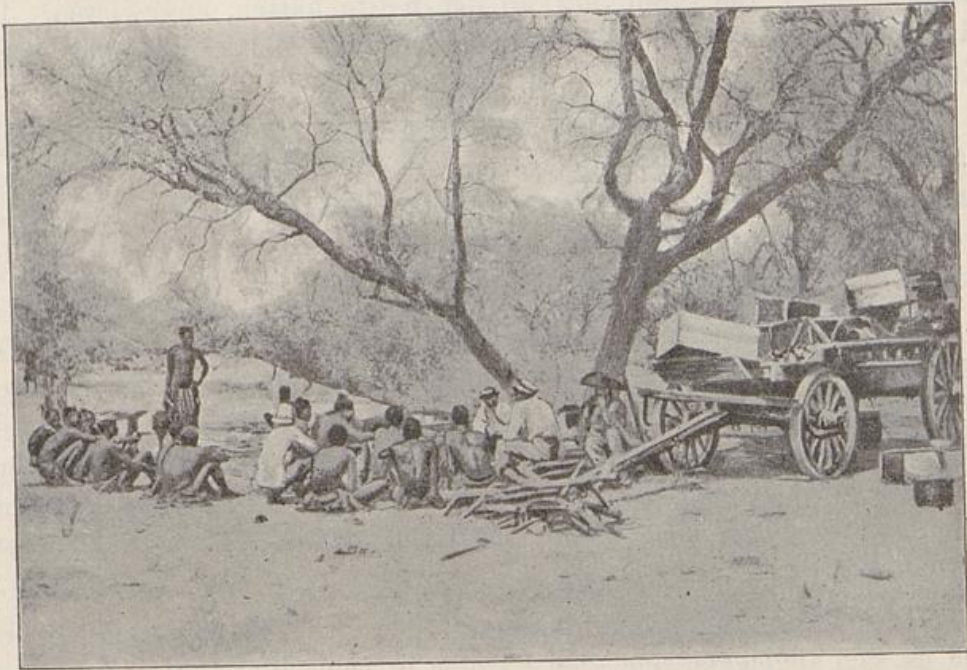


Abb. 26. Feldhandel mit Hereros.

zeichnet wurde (Abb. 26 u. 27). Wenn man später so weit gegangen ist, solchen Händlern, von denen ja gewiß mancher etwas auf dem Kerbholz gehabt haben mag, die Schuld am Hereroaufstand zuzuschreiben, so war dies allerdings der Inbegriff aller Unkenntnis der Verhältnisse, gepaart mit einem guten Teil Böswilligkeit, um die wahren Fehler und Verschuldungen zu verdecken.

Auf den Hereroaufstand, seine Gründe und Ursachen hier einzugehen, würde nicht in den Rahmen dieser Arbeit passen, denn es soll hier nur von wirtschaftlichen Angelegenheiten gesprochen werden. Es ist über den Hereroaufstand so viel geschrieben und gesprochen worden, daß jeder, der mit der Absicht umgeht, nach Südwestafrika

überzusiedeln, zum mindesten einige solcher Veröffentlichungen gelesen haben wird.

Notwendig aber ist es, an dieser Stelle auf die Folgen des Aufstandes für die wirtschaftliche Lage der Kolonie einzugehen.

Die Rinderpest 1897 erscheint als ein Zeitabschnitt für das Schutzgebiet, dessen Wiederkehr möglich ist, und mit dem deshalb beständig gerechnet werden wird. Der Hereroaufstand aber war eine

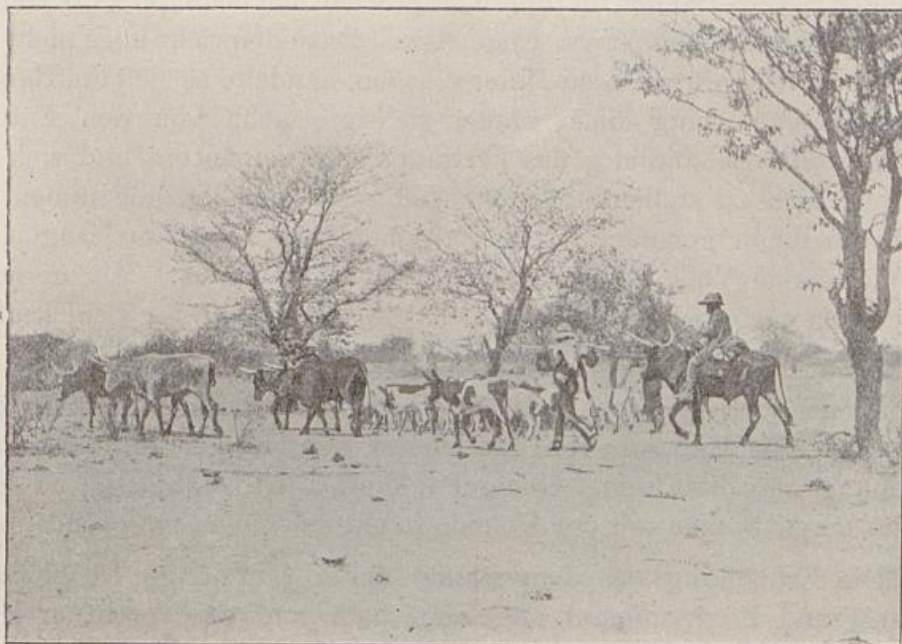


Abb. 27. Aus dem Felde zurückkehrende Kleinhändler.

Katastrophe, die eine gänzliche Umwälzung mit sich brachte. Ja, man kann sagen, aus dem Hereroaufstand mußte die Kolonie erst wieder wie neugeboren ins Leben treten. Das Alte lag hinter uns, mit all' seinen Fehlern und Schwächen, die in erster Linie in der vollständigen Verkennung des Charakters der Eingeborenen seitens der Regierung und des Mutterlandes begründet waren.

Wohl selten ist von anderen Mächten ein so bedeutender Kolonialkrieg geführt worden, weder mit so großen Mitteln, noch mit einem so vollständigen Erfolg. Das großmächtige Volk der Hereros ist als solches verschwunden. Leider war es jetzt nicht mehr möglich, die Hereros dem Lande als Arbeiter zu erhalten, solange sich noch die Häuptlinge im Lande aufhielten. All den Stimmen entgegen, die dem

General von Trotha heute noch vorwerfen, er habe unnötig Menschen-Material vernichtet, behaupte ich, es mußte so sein, nachdem man nicht rechtzeitig eingegriffen hatte. Die Vernichtung der Häuptlinge war Notwendigkeit, sie war aber nicht möglich ohne rücksichtslose Bekämpfung des gesamten Volkes bis zum Ergeben auf Gnade oder Ungnade. — Vielleicht um die Verdienste des Generals v. Trotha zu schmälern, wurde nach dem Kampf am Waterberg noch von großen bewaffneten Herero-Banden im Innern gesprochen und behauptet, der Hererokrieg sei noch lange nicht zu Ende usw. Das entspricht aber nicht den Tatsachen: Überall, wo noch Hereros saßen, handelte es sich um Banden, die durch eine leider nicht immer richtige, auch von den Führern nicht gewollte Behandlung das Vertrauen verloren hatten und sich nun scheuten, sich zu stellen. Mit der Zeit sind sie alle gekommen und haben die ihnen gebotene Arbeit aufgenommen. Man muß sagen, das einst so stolze Volk ist sich nicht untreu geworden. Mit geradezu bewundernswerter Würde haben sich die Hereros in ihr Schicksal ergeben, weil sie sich sagten: Wir habens verdient.

Wenn auch die damalige Zeit über Viele voreilig ihr Urteil fällte, auch über den General von Trotha, so wird die Zukunft in vieler Beziehung gerechter sein. General v. Trotha wird unbedingt zu denen zählen, deren Namen mit der Kolonie in ehrender Weise verbunden sind.

Die Ernennung des dem Lande durch jahrelange Tätigkeit als Assessor und Regierungsrat allgemein beliebten und verehrten Herrn v. Lindequist zum Gouverneur wurde einstimmig mit großer Freude begrüßt; ungerne sah die Kolonie ihn später scheiden, um als Staatssekretär ins Kolonialamt einzuziehen.

Die weiße Bevölkerung des Landes sah unter der neuen Regierung mit größtem Vertrauen der Zukunft entgegen. Die Behandlung der Eingeborenen wurde eine energische und richtigere. Die von der Regierung getroffene Maßnahme, daß die durch den dreijährigen Krieg niedergeworfenen Rebellen zukünftig von jedem Landbesitz ausgeschlossen waren, wurde zwar in der Heimat von einigen politischen Parteien als grausame Härte bekämpft, sie war aber im Interesse des Deutschtums und der weißen Rasse unumgänglich notwendig. Zum warnenden Beispiel für andere; noch im Lande sitzende Eingeborene mußte gezeigt werden, daß ein Volk, welches gegen das Deutsche Reich rebelliert, seine Existenz aufs Spiel setzt. Gar mancher er-

fahrene Afrikaner wird mir recht geben, wenn ich sage: Nur in rücksichtslosem Vorgehen gegen die Besiegten war eine Garantie für den dauernden Frieden im Lande zu erblicken. Aber auch die allgemeinen Eingeborenen-Verhältnisse regelte Herr v. Lindequist durch seine bekannten, noch heute von der Bevölkerung als vorzüglich anerkannten Eingeborenen-Verordnungen. Daß diese Verordnungen wegen der in ihnen gesehenen Härte gegen die Eingeborenen in Berlin wenig Anklang fanden, war bei dem der Wirklichkeit fernstehenden Reichstage nur zu verständlich. Wenn man auch im Reichskolonialamt nicht direkt gegen die Durchführung der Verordnungen protestiert hat, so ist es nicht zu bezweifeln, daß aus der Heimat die Weisung ergangen ist: Abschwächen und ohne Härte vorgehen. Jedenfalls konnte man sich bis heute noch nicht zu einer strikten Durchführung der Verordnungen entschließen. Obgleich die Arbeiternot im Lande groß ist, geht man doch nicht gegen die immer noch von Raub und Diebstahl lebenden, nach Tausenden zählenden Vagabunden mit der Schärfe vor, wie es der Charakter des Kaffern und das diesem vortrefflich angepaßte Gesetz nun einmal fordert. Daß das Streben der Missionen nach Milde für die Farbigen da eine Rolle mitgespielt hat und noch mitspielt, ist nicht zu leugnen, vom rein missionarischen Standpunkt vielleicht auch zu verstehen. Die großen und schweren Differenzen zwischen Mission und Bevölkerung während und nach dem Kriege sind allgemein bekannt geworden. Erst durch eine Aussprache im ersten Gouvernementsrat besserten sich die Verhältnisse zwischen beiden und blieben dann auch bis in die jüngste Zeit gute. Erst die allerneuesten Vorkommnisse, von Missionaren vorgenommene Trauungen Weißer mit Farbigen gegen das Verbot der Regierung und gegen den einstimmigen Wunsch des Landes, haben neues Mißverständnis hervorgerufen. Es bleibt aber zu erwarten, daß die Missionen sich auch in dieser Frage im allgemeinen Interesse dem nationalen Bestreben und der Ansicht der gesamten Bevölkerung fügen werden, bevor aufs neue ein Kampf entbrennt, der dann leicht heftiger und rücksichtsloser werden könnte, als der frühere. Da es für manchen von Interesse ist, gebe ich nach dem damaligen Bericht der Windhuker Nachrichten die im ersten Gouvernementsrat zwischen den Missionsvertretern und mir geführte Diskussion wieder. Die Aussprache erfolgte damals gelegentlich der Beratungen über die Lindequistschen Eingeborenen-Verordnungen im Gouvernementsrat am 15. 10. 1906:

Zu den die Eingeborenen betreffenden Verordnungen äußerte Herr Schlettwein sich folgendermaßen:

„Die uns heute vorliegenden Entwürfe zu Verordnungen, die die Eingeborenenfrage behandeln, führen uns auf ein Gebiet, welches für die Zukunft der Kolonie von allergrößter Bedeutung ist. Die Verabschiedung dieser Vorlagen ist gewissermaßen das Fundament, auf dem wir den neuen Bau, nachdem der alte eingestürzt ist, aufbauen wollen. Die Frage der Eingeborenen-Politik ist für Deutschland (von dessen Kolonien wir die erste sind, wo wir uns zum Herrn gemacht haben) auch noch insofern wichtig, weil wir es heute noch in der Hand haben, die Fehler, die von anderen Kolonialstaaten gemacht sind, zu vermeiden. Südafrika, sowie die Südstaaten Amerikas haben sich in ihrer Eingeborenen-Politik Schlangen an ihrem Busen aufgezogen, denen man rechtzeitig die gefährlichen Giftzähne auszubrechen vergaß. Auch bei uns ist bereits viel über Eingeborenen-Behandlungsmethode gesprochen und geschrieben worden. Von der Heimat kommen uns Ansichten und Vorschläge zu Ohren, bei denen uns die Haare zu Berge stehen. Der hiesige Kenner der schwarzen lieben Brüder faßt sich kurz. Sein Urteil lautet: Strenge, aber gerecht muß die Behandlung des Farbigen sein.

Der Eingeborene will seiner geringen Naturanlage nach absolut strenge behandelt werden. Er will einen Herrn haben, der ihm befiehlt. Eiserne Energie ist eine Eigenschaft, die ihm bei seinem Herrn allein imponiert. Aber was ist Gerechtigkeit? Hierüber kann ich nicht umhin, mich zu äußern: „Was oft beim besten Willen von uns für gerecht gehalten wurde, war vielleicht in den Augen des Farbigen fast das Gegenteil. Er verstand eben in vielen Fällen infolge seiner ganzen Denkweise uns so wenig, wie wir ihn verstehen.“ Soll aber die Zukunft uns das bringen, was wir als wichtiges Ziel zu erstreben haben, nämlich daß der Eingeborene zu einem sich unter deutscher Regierung wohlfühlenden, brauchbaren Menschen erzogen wird, so ist die obige Betrachtung über Gerechtigkeit von höchster Bedeutung. Wer kennt nun den Eingeborenen annähernd so, wie er ist? Etwa der hohe Beamte, vor dem er in geheuchelter Demut kriecht? Etwa der Offizier, vor dem er Angst hat? Nein, nur der im wirtschaftlichen Leben täglich mit ihm in Berührung kommende Ansiedler und unsere alten Missionare kennen ihn. Bevölkerung und Mission sind deshalb berufen, um über die Art der Eingeborenenbehandlung als Kenner ihre

Ansicht zu äußern. Ich brauche nicht auf die Vergangenheit hinzuweisen, wo die Kampfeswogen zwischen diesen beiden Parteien in Haß und Verleumdung ausbrandeten. Wir wollen auch heute nicht nach einer Schuld fragen, wo wir hier für größere Zwecke versammelt sind, und wo unsere gemeinsame Arbeit dem Wohle unseres Landes dienen soll. Von seiten der Mission sind häufig Versuche zur Verständigung gemacht, die aber von der andern Seite leider mit Entrüstung zurückgewiesen wurden. Die Zeiten haben sich geändert, und die brandenden Wogen sich geglättet. Heute, wo wir hier über jene hochwichtige Frage der zukünftigen Eingeborenen-Behandlung sprechen wollen, sind durch Seine Exzellenz den Herrn Gouverneur auch Vertreter beider Missionen eingeladen. Wir freuen uns darüber und bieten den Herren die Hand zur gemeinsamen Arbeit, nachdem wir die Karten gegenseitig aufgedeckt haben, mit denen wir spielen wollen. Sehen wir aus den Äußerungen der Herren, daß sie bereit sind, mit uns vereint zukünftig auf national-wirtschaftlichem Boden dahin zu arbeiten, den Eingeborenen zu einem sich deutschfühlenden, brauchbaren Arbeiter zu erziehen, dann trennen wir uns als Freunde. Bleibt aber die Mission auf ihrem bisherigen Standpunkt stehen, indem sie erklärt: „Wir haben nur die Absicht, die Eingeborenen zu taufen und zu Christen zu machen, das weitere geht uns nichts an, unsere bisherige Arbeitsmethode bedarf keiner Verbesserung, denn sie war gut und richtig“, dann gehen wir wieder als Feinde auseinander, und es wird der Kampf aufs neue entbrennen. Unser Ziel kann dann nur sein, mit allen Mitteln dahin zu streben, daß den Missionen ihr bisheriger Einfluß eingeschränkt wird, und daß sie in gewisser Beziehung unter Regierungsaufsicht gestellt werden. Die uns vorliegenden Verordnungsvorlagen begrüßen wir mit größter Freude als die Erfüllung lange gehegter Wünsche. Wir haben dieselben in einer Vorbesprechung als geradezu mustergültig bezeichnet. Bis auf wenige Wünsche bei einzelnen Paragraphen werden wir nichts hinzuzusetzen haben“.

Ihm antwortete Präses Eich:

„Mit Bezug auf den Passus der Rede des Herrn Schlettwein, der sich auf die Beziehungen der Mission zu den Ansiedlern und auf das Zusammenarbeiten beider zum Wohle des Schutzgebietes bezog, gebe ich meiner Freude Ausdruck über den Ausspruch des Herrn Schlettwein, daß Vergangenes nicht wieder hervorgeholt und alte Wunden nicht wieder aufgerissen werden sollen, sowie auch über das Zugeständnis,

daß die Mission wiederholt die Hand zum Frieden geboten habe. Was die stattgehabte Preßfehde betrifft, so erkläre ich, daß von der Missionsleitung in Barmen sowohl wie von den Missionaren im Schutzgebiete niemals gegen die gesamten Ansiedler die Anklagen erhoben worden sind, die man der Mission zuschreibt. Der erste Artikel des Missionars Irle in der Angelegenheit ist ein Privatbrief gewesen und ohne Wissen des Verfassers veröffentlicht worden. Die Missionsleitung kann also für denselben nicht verantwortlich gemacht werden. Es gereicht mir zur besonderen Freude, auch hier auszusprechen, daß die Missionare nicht nur wünschen, mit den Ansiedlern in Frieden zu leben, sondern auch gerne mit ihnen zusammen an der Entwicklung der Kolonie zu arbeiten. Allerdings muß ich auch bemerken, daß die Mission — was ihre Arbeit der Christianisierung der Eingeborenen anbetrifft — keine andere Weise annehmen kann, als die bisher befolgte, da ihr von den Stiftern der Mission ganz bestimmte Anweisungen gegeben sind, denen sie folgen muß. Glauben die Ansiedler aber, daß von den Missionaren in der Behandlung der Eingeborenen hie und da gefehlt worden ist, so sind dieselben, falls man sie davon überzeugt, bereit, die gemachten Fehler in Zukunft zu vermeiden.“

Auf eine Bemerkung, daß die Mission, falls sie die Weise ihres Betriebes nicht ändern wolle, es sich gefallen lassen müsse, daß eventuell die Regierung gegen sie einschreiten werde, entgegnete Missionar Eich, daß das Wort des Apostels Paulus: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit“, zuallererst Anwendung fände auf diejenigen, die das Christentum verbreiteten, und sämtliche Missionare der Rheinischen Mission stellten sich mit ihrer Arbeit unter die gesetzlichen Bestimmungen der Landesregierung.

Zum Schluß legte Superior Dr. Schemmer mit folgenden Worten den Standpunkt der katholischen Mission dar:

„Mit warmer Anerkennung begrüße ich die Worte des Herrn Schlettwein über das Zusammenarbeiten von Mission und Ansiedler-Bevölkerung. Ich bin in der angenehmen Lage, konstatieren zu können, daß die katholische Mission stets diesen Standpunkt eingenommen hat und auch zurzeit noch einnimmt. Und gerade die Missionsfarmen, die in Frage stehen, sind eine große Mithilfe zur Erschließung und Hebung des Landes. Wir haben beispielsweise an die hundert Waisenkinder, — bei der vollständigen Aufstellung werden wohl noch etwa 100 dazu kommen — die wir schon zum großen Teil auf der Missions-

farm untergebracht haben. Dort werden die Mädchen von den Schwestern in allen häuslichen Arbeiten unterrichtet, die Knaben zu Handwerkern, Landwirten usw. herangebildet. Wir suchen nach Kräften in diesen Kindern Lust und Liebe zur Arbeit zu wecken; wenn dies vielleicht auch nicht voll und ganz erreicht wird, so glaube ich doch nicht ganz zu übertreiben, wenn ich sage, daß wir aus ihnen arbeitslustige Menschen machen, die wir dann in den Dienst der Farmer und Ansiedler geben, denen sie eine kräftige Hülfe sind in der Hebung unserer Kolonie. Auch als Hausmädchen und Bambusen werden sie gewiß der weißen Bevölkerung sehr willkommen sein.

Die Mission ist aber nicht imstande, eine solche Zahl von Leuten auf eigene Kosten zu ernähren, wenn sie nicht irgendwo Subsistenzmittel besitzt. Tausende und Hunderttausende haben wir schon in unser Unternehmen hineingesteckt zum Wohle des Schutzgebietes, und kein Pfennig wandert wieder ins Ausland zurück. Nach Maßgabe der materiellen Mittel aber, über die wir verfügen, werden diese unsere kulturellen Bestrebungen sich ausdehnen und Früchte zeitigen. Einen Teil dieser Mittel nun müssen wir aus dem Farmbetrieb ziehen.

Daher ist es erforderlich, daß wir in größerem Maßstabe Garten- und Ackerbau treiben, damit auf diese Weise die Kinder und Erwachsenen ernährt werden können. Als Beispiel kann ich Epukiro anführen, wo ich erst vor kurzem gewesen bin. Offen gestanden, ich habe mich nicht genug wundern können über die Arbeitsfreudigkeit unserer Betschuanen. Von morgens 6 Uhr bis zur Mittagsstunde standen sie auf den Feldern, die wir ihnen zur Bebauung und Nutznutzung überlassen, und die sie nun im Schweiß ihres Angesichts urbar machen. Ein Teil der Leute, die auf Epukiro wohnhaft sind, steht jetzt schon im Dienste der Farmer als Arbeiter oder Treiber, und sie haben sich bis jetzt bewährt.

Deshalb glaube ich wohl im Sinne der Vorlage und im Interesse des Landes zu handeln, wenn ich bitte, daß der § 7 für Missionsfarmen eine weitherzige und liberalere Auslegung findet.“

Auf die entsprechende Anfrage des Gouverneurs bemerkte Herr Dr. Schemmer, „daß der Mission kein Verfügungsrecht über die in Epukiro ansässigen Betschuanen zustehe, diese seien freie Leute, die ohne das Zutun der Mission wegzögen, sich verdingen könnten usw. Die Mission wäre aber gern bereit, bei eintretendem Arbeitermangel gütlich auf die Eingeborenen einzuwirken, daß sie noch mehr als

bislang Dienste beim Weißen annehmen würden. Es unterläge wohl keinem Zweifel, daß auf diese Weise die Missionsarbeit nicht gefördert würde; aber die Mission habe stets das allgemeine Wohl im Auge und würde selbstverständlich die eigenen Interessen an zweite Stelle treten lassen“. —

Für die Kolonisation und die wirtschaftliche Zukunft des Landes war durch die Ausschaltung der Hereros als Produzenten in der Viehzucht viel gewonnen. Das herrlichste Land war für die deutsche Besiedelung frei geworden, leider aber war mit dem Herero auch sein Vieh verschwunden, verdurstet, verhungert, verzehrt usw. Jeder Weiße, der damals viel Vieh in seinem Besitz hatte, hielt es fest oder gab es nur gegen einen sehr hohen Preis her. Die Vieh- und Fleischpreise stiegen zu ungesunder Höhe an. Eine Kuh kostete 300—350 Mark, eine Ziege 30 Mark, ein Zugochse 400—500 Mark und die Fleischpreise standen dementsprechend auf 80 Pfg. bis 1,50 Mark. Wer einen größeren Viehbestand sein eigen nannte, konnte schnell ein reicher Mann werden. Daß dies aber nicht lange so bleiben konnte, war schon damals anzunehmen und war jedem einsichtsvollen Menschen klar. Schon nach wenigen Jahren erwartete man einen rapiden Preissturz. Dieser trat aber nicht ein; im Gegenteil, nur ganz langsam gingen die Preise zurück, und noch heute und voraussichtlich noch einige Zeit werden sie annähernd auf jetziger Höhe (30—35 Mk. pro 100 Pfund) bleiben. Einesteils nahm die Einwanderung und Besiedelung gegen früher ganz andere Dimensionen an, andererseits aber wurde bei den Bahnbauten und auf den sich entwickelnden Diamantfeldern viel mehr Fleisch gebraucht, als früher. Hauptsächlich aber trat dann noch in letzter Zeit ein Moment hinzu, welches für die allgemeine Weiterentwicklung des Landes sehr zu bedauern ist.

Das von der Ostküste Afrikas sich mehr und mehr nach Südafrika verbreitende Ostküsten-Fieber trat nämlich als Schreckgespenst auf, sodaß die Einfuhr neuen Zuchtviehs aus Südafrika verboten werden mußte. Der Gedanke an die noch in lebhafter Erinnerung schwebende Rinderpest von 1897 ließ wohl absolute Vorsicht geboten erscheinen, zumal man das eigentliche Wesen der pestartig auftretenden Seuche nicht gleich erkannt hatte.

Nach den neusten Forschungen und nach Ansicht namhafter Fachleute ist aber die Gefahr keine so große mehr, da man meint, daß eine Einfuhr nicht so bedenklich sei, wie sie auch der Geheimrat

Ostertag seinerzeit noch hinstellte, wenn beim Ankauf nur absolut gesunde Distrikte berücksichtigt würden, und wenn an der Grenze mit genügenden Vorsichtsmaßregeln gearbeitet würde. Es muß natürlich den zuständigen Regierungsbeamten überlassen bleiben, ihre Maßnahmen zu treffen. Wäre aber die Gefahr wirklich keine so große, so sollte man doch die Einfuhr im Interesse der weiteren Bestockung des Landes gestatten. Wenn auch der heutige Viehbesitzer in der Sperre noch eine jahrelange Garantie für gute Fleischpreise sehen kann, so darf dieser egoistische Standpunkt für Maßnahmen der Regierung nicht ausschlaggebend sein. Erst wenn wir mit den Produkten unserer Rinderzucht den Weltmarkt betreten können, haben wir stabile Fleischpreise und mit ihnen allgemein stabile Verhältnisse. Wenn dann der erzielte Preis auch nur 18—20 M. p. 100 Pfund Fleisch sein wird, so kann der Farmer, der seine Farm bestockt hat, immerhin auch bei solchen Preisen recht gut bestehen. Ein Anfangen ohne oder mit geringen Mitteln wird in der Viehzucht dann allerdings wohl unmöglich sein.

Es werden sich mit der Zeit aus der Farmerschaft Zucht-Genossenschaften bilden usw., und das Land wird sich infolge seiner ungeheuren Produktionskraft auf dem Gebiete der Viehzucht bedeutend entwickeln. Wenn ich vorhin von einem rapiden Fallen der Viehpreise sprach, so meine ich nicht etwa, daß wir wieder auf die Preise vor der Rinderpest zurückfallen könnten; niemals. Zu solchen Preisen kann auch der weiße Farmer nicht produzieren. Die augenblicklichen Verhältnisse sind noch unnormal, denn bei einigermaßen geordneten Wirtschaftsverhältnissen muß doch der Verkaufswert eines Produktes in einem gewissen Verhältnisse zu den Produktionskosten stehen. Bei den jetzigen Landpreisen betragen die Produktionskosten eines dreijährigen Rindes vielleicht 30—40 Mark, während sich der Wert desselben heute auf 150—200 Mark beziffert. Das ist kein gesundes Verhältnis.

Ich sprach weiter oben von allgemeiner Arbeiternot im Lande. Tatsache ist, daß einige 1000 Arbeiter fehlen, und daß infolge dessen viele landwirtschaftliche und industrielle Betriebe nicht so ausgiebig arbeiten können, wie sie es gern möchten. Es sind aus der Bevölkerung verschiedentlich Vorschläge laut geworden, die Abänderung anstrebten; diese waren aber für die Regierung undurchführbar, weil sie den von Berlin ausgegebenen Direktiven entgegen

standen, oder weil sie das Übel nicht am rechten Fleck trafen. Der Farmer forderte z. B. den Herero und Bergdamara für sich und wollte der Minenindustrie und den Bahnbetrieben den Owambo überwiesen haben. — Auch der Landesrat hat sich in den letzten Jahren eingehend mit der Frage der Arbeiter-Beschaffung befaßt, und man kam zu dem Resultat: Wenn es der Regierung nicht dienlich erscheint, mit strengsten Maßnahmen gegen die arbeitslos und arbeitsscheu noch im Felde sitzenden Eingeborenen vorzugehen, dann gibt es nur ein Mittel, das ist die Einfuhr auswärtiger Arbeiter. Die sogenannten Kapjungen sind zu teuer, neuerdings auch nicht mehr zu haben. Kamerun hat gegen unsere Wünsche ebenfalls energisch Front gemacht. Es bliebe also vielleicht nur die Einfuhr asiatischer Arbeiter übrig. Um diese zu ermöglichen, muß es aber zunächst unserer Diplomatie gelingen, den englischen Einfluß zu beseitigen, der unseren diesbezüglichen Wünschen entgegenarbeitet. Das überall, auch bei uns gegen die Asiaten gehegte Vorurteil, daß sie schwer wieder los zu werden seien, muß fallen. Es hat auch keine Berechtigung, wenn man regierungsseitig rücksichtslos eine Ansiedelung derselben verbietet und für ihre Rückschaffung Sorge trägt.

Ich bezweifle ja nicht mehr, daß wir in absehbarer Zeit auch in unserer Kolonie billige weiße Arbeitskräfte haben werden, wie sie z. B. heute schon Australien hat. Dann wird sich von selber manches bessern, denn wenn man an Arbeitsleistung für 3 Kaffern, denen heute oft schon ein Lohn von M. 30 p. Monat gegeben wird, einen Weißen rechnet, so hat man schon fast den Ausgleich.

Man hört heute hie und da immer wieder die Ansicht äußern: Für die Kolonien ist der Farbige der Arbeiter, der Weiße aber der Herr; nur gewisse körperliche Arbeiten sollten von diesem gefordert werden, um das Prestige der weißen Rasse den Farbigen gegenüber aufrecht zu erhalten.

Der Gedanke ist ja gut, aber für eine Kolonie wie die unsere, fürchte ich, nicht mehr durchführbar. In Deutschlands tropischen Kolonien wird es hoffentlich stets so bleiben, aber in einem für Europäer so geeigneten Siedlungslande, in dem der Weiße ohne Schädigung seiner Gesundheit genau so arbeiten kann, wie in der Heimat, wird man der natürlichen Entwicklung nicht Halt gebieten können und dürfen.

Es ist geradezu ein Hohn, wenn man in Südwestafrika heute noch von einem Aufrechterhalten des Prestige der weißen gegen die schwarze Rasse sprechen hört, denn von dem Augenblick an, wo es im Lande ein weißes Proletariat gab, hörten solche Gesichtspunkte auf; wenigstens ist es ein Nonsens, von einer Regierung Maßnahmen zu verlangen, die solche Wünsche berücksichtigen, nachdem man eine gewisse Sorte von Weißen nicht mehr entfernen kann. Daß das weiße Proletariat bei uns von Jahr zu Jahr erschreckend zunimmt, das unterliegt keinem Zweifel. Dieses Proletariat aus dem Lande zu entfernen, ist nicht mehr möglich. Beobachtet man nun noch nach der anderen Seite hin ein hie und da sich schon Bemerkbarmachen wachsender Intelligenz und ernstestrebens von Farbigen, so ist es eigentlich selbstverständlich, wie da zukünftig die Konsequenzen zu ziehen sind. Wenn auch jeder einflußreiche Weiße das Ansehen seiner Rasse schützen wird, indem er, wo es irgend geht, das Ansehen auch minderwertiger Personen den Farbigen gegenüber stützt, so gibt es doch eine Grenze, über die hinaus man nicht gehen darf. Das allgemeine Landeswohl, ja das Ansehen der bessern weißen Elemente den intelligenteren Farbigen gegenüber wird es bald erfordern, daß man sagen wird: Ein Weißer, der sich seiner Rasse unwürdig benimmt und sich mit Kaffern gemein macht, ist weit verächtlicher, als der Eingeborene; er mag sein Ansehen selber schützen, oder sich in eine soziale Stellung begeben, in der er dem Farbigen gleichgeachtet wird. Das Gerede vieler: Es ist eines Weißen unwürdig, mit Farbigen zusammen arbeiten zu müssen, ist dann ein übriges. Auch ein weißer Arbeiter, der täglich mit Farbigen zusammen arbeitet, sich aber nicht mit ihnen gemein macht und durch ein moralisches Leben ein gutes Beispiel gibt, wird stets mit Achtung als Mitglied einer höheren Rasse angesehen und behandelt werden.

Unsere Kolonie ist ein Siedlungsland für Weiße, sie wird in der großen Welt vor anderen keine Ausnahme machen, sondern es wird auch bei uns bald heißen: Wer Anspruch darauf macht, von und vor den Eingeborenen als Angehöriger einer höheren Rasse angesehen zu werden, der muß sich in erster Linie danach benehmen. Es kann nicht Sache der Gesetzgebung sein, einem Menschen, der zwar weiß ist, sich aber schlimmer als ein Kaffer beträgt, Herrenrechte zu geben. Ich habe selber lange mit Überzeugung für solchen allgemeinen Herren-

standpunkt des Weißen dem Farbigen gegenüber auch in unserer Kolonie gekämpft. Aber ebenso überzeugungstreu sage ich heute, daß dieser Standpunkt unter den obwaltenden Verhältnissen nicht mehr angängig ist und in Zukunft immer unmöglicher werden wird. Auch die Landesgesetzgebung wird mit den vorliegenden Tatsachen zu rechnen haben.



II. Teil.

Ansiedler und Ansiedelung.

Der Landwirt, der in der Heimat zu dem Entschluß gekommen ist, sein Glück in der Kolonie zu versuchen, muß sich, bevor er seinen Plan zur Ausführung bringt, unbedingt über manche Verhältnisse im klaren sein. Nur eine gute Vororientierung wird ihn vor späteren Enttäuschungen bewahren, ihm auch manche Unkosten ersparen, die z. B. durch unzweckmäßige Anschaffungen etc. entstehen können.

Es gibt ja bereits eine Menge Beschreibungen Deutsch-Südwestafrikas, in welchen den Ansiedlern gute Ratschläge gegeben werden; aber nicht immer sind diese so gehalten, daß sie gerade dem Landwirt, der unwillkürlich geneigt ist, den Maßstab der heimischen Verhältnisse auch an fremde zu legen, ein Bild vor Augen führen, nach dem er sich ein Urteil bilden könnte, das der Wirklichkeit entspricht. Außerdem ist es stets eine ungemein schwierige Aufgabe, bei Beschreibungen und Schilderungen der Verhältnisse eines Landes sich so zu fassen, daß allen Lesern dadurch das gleiche, wahre Bild vor Augen tritt, wie es der Schildernde in Wirklichkeit gesehen und aufgefaßt hat.

Keine Beschreibung, auch die beste nicht, ist imstande, das voll zu ersetzen, was die eigene Anschauung bietet. Auch sind die Ratschläge anderer, es wäre denn, sie kämen von wirklich guten, zuverlässigen Freunden oder Bekannten, oft nicht ohne egoistischen Beigeschmack, so daß der Fremde später sich doch falsch beraten sieht.

Für den Einwanderer mit geringen oder gar keinen Mitteln, der auf das Geradewohl in die Welt hinausgeht, liegen die Verhältnisse

ja anders. Gewissermaßen mit der Vergangenheit abschließend, nimmt er alles so, wie es ist. Einige Anschaffungen für die persönliche Ausrüstung ist alles, was er gebraucht. Am Reiseziel angekommen, wird er die erste Beschäftigung, die sich ihm bietet, ergreifen, um sofort etwas zu verdienen und sein etwa mitgebrachtes, wenig Geld zu schonen. Indem er seine Arbeitskraft zunächst gegen Bezahlung anderen verkauft, wird er ohne Ausgaben diejenigen Erfahrungen machen, die für spätere Zeit seinem Streben Ziel und Richtung geben können. Einen Arbeitsmangel gibt es in der Kolonie nicht. Wer Lust zur Arbeit hat, wird stets welche finden, allerdings nicht immer gleich von der Art, wie er es wohl am liebsten möchte. Nicht immer kann der Landwirt als Landwirtschaftsbeamter, der Kaufmann als solcher sofort Beschäftigung finden.

Ordentliche, tüchtige Menschen, die den Begriff „Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue“ kennen, werden sehr bald aus der großen Menge herausgefunden und kommen dann oft zu Stellungen, deren Erreichung ihnen in der Heimat bei der Macht der Verhältnisse unmöglich wäre. Hat ein aus Deutschland Eingewanderter auch zu Hause einst bessere Zeiten gesehen, und ist ihm körperliche Arbeit bisher fremd gewesen, so braucht er nicht zu fürchten, daß diese ihn in seiner neuen Heimat schänden könnte; im Gegenteil, ein junger Mensch, der gleich tüchtig zugreift bei allem, was sich ihm bietet, und sich sonst ordentlich benimmt, kommt ganz sicher weiter, als jemand, der sich erst nach einer ihm „passenden“, d. h. den gewohnten heimischen Verhältnissen entsprechenden Stellung aufs Warten legt.

Wenn heute gelegentlich von Arbeitsmangel für Weiße gesprochen wird, und wenn man vor der Einwanderung mittelloser warnt, so liegt das mehr an gemachten als an den natürlichen Verhältnissen. Ich deutete am Schluß des vorigen Kapitels bereits an, daß es mit der Zeit im Hinblick auf die Arbeitsleistung Weißer anders werden müsse. Zustände, wie sie heute noch vielfach vorliegen, wo weiße Handwerker sagen: „Wenn ich nicht meine 20 M. pro Tag verdiene, dann arbeite ich nicht“, sind bezeichnend für die Lage. Größerer Zuzug kann und muß hier abhelfen; ganz von selber mit den immer billiger werdenden Lebensverhältnissen, werden sich auch diese Zustände bessern. Es ist absolut nicht nötig, daß der Verdienst des weißen Arbeiters ein so großer ist, daß er sich täglich einige Flaschen Bier kaufen kann, die im Innern immer noch 2 M. p. Flasche kostet. Ebenso unnötig ist

es, daß jeder Weiße sich unbedingt einen farbigen Bambusen halten muß. Das alles sind aus tropischen Kolonien übernommene Gewohnheiten, die für unser Land zum mindestens die Notwendigkeit nicht begründen lassen. Ich bezweifle nicht, daß die Zeit, wo man körperliche Arbeit Weißer mit etwa 5 Mark pro Tag bewerten wird, noch ferne liegen sollte. Es ist gewiß ein Entschluß und kein leichter, wenn man zu der Ansicht übergehen will, daß der Weiße auch bei uns, wie in Australien und Südafrika, gewöhnliche körperliche Arbeit neben dem Eingeborenen leisten könne. Das Gefühl des Herrenstandpunktes des Weißen dem Farbigen gegenüber müßte dann ja grundsätzlich fallen. Aber was hilfts. Gewisse Verhältnisse bilden sich in der Welt, ganz besonders in Neuländern, von selber. Es handelt sich dann nur darum, daß die Gesetzgebung zu rechter Zeit einsetzt und für die sich bahnbrechenden Zustände entsprechende Gesetze schafft.

Aber auch der mit Vermögen in die Kolonie kommende Ansiedler muß, will er vorwärts kommen, die Worte: „Selbst ist der Mann“ auf das energischste befolgen. Ein Leben ohne eigene, praktische, körperliche Tätigkeit, das dabei alles, wenigstens annähernd so böte, wie man es zu Hause gewohnt war, kann es nicht geben. In der Kolonie wird nur der tüchtige Mensch, der sich selbst zu helfen weiß, geachtet. Auf Namen und Herkommen legt man gar keinen Wert.

Das Leben beim Ochsenwagen, ohne den es auch heute noch nicht geht, wird während der ersten Reisen durchs Land in den meisten Fällen dem Ankömmling schon genügend Gelegenheit geben, sich daraufhin zu prüfen, ob er geeignet ist, in afrikanischen Verhältnissen auszuhalten. Sind Staub und die Unmöglichkeit, sich täglich ein paar Mal zu waschen, sowie die Notwendigkeit, sich auch einmal mit nicht gerade schönem Trinkwasser begnügen zu müssen, für ihn unüberwindliche Hindernisse, ist überhaupt alles, was ihm auf einer solchen Reise mit Ochsenwagen begegnen kann, und ist die anspruchslose Art und Weise, leben zu müssen, mit den Anforderungen, die er nun einmal ans Leben stellt, nicht in Einklang zu bringen, so möge er, wie es schon mancher getan hat, schleunigst wieder umkehren, denn er würde sonst sehr schnell mit seinem Gelde fertig werden und dann nur die Zahl der unberechtigt Unzufriedenen verstärken.

Entbehrungen aller Art, bittere Arbeit bleiben dem Anfänger nicht erspart, und nur dadurch, daß er sich um alles selber kümmert,

selbst die Seele des Ganzen ist, und auch, wo es nötig ist, tüchtig selbst die Hand mit anlegt, wird es ihm möglich werden, mit verhältnismäßig geringen Mitteln sich eine bequeme Häuslichkeit zu schaffen und sich die Zukunft sorgenfrei zu gestalten. Besonders die letztere Möglichkeit ist der große Vorzug des Lebens in Südwestafrika gegen das des Landwirts in der Heimat unter den heutigen Verhältnissen.

Ich betonte schon oben, daß heute für den weniger Bemittelten die denkbar ungünstigsten Verhältnisse vorliegen. Was man früher bei bescheidenen Ansprüchen als genügend bezeichnete, langt heute nicht für den Farmer, der einige Ansprüche macht, und der nicht bei eigener schwerer Arbeit nur vegetieren will. Die Zeiten werden sich aber ändern und in einigen Jahren wieder so weit gesunden, daß dann auch wieder Leute mit geringem Vermögen alle Aussicht haben werden, als Kleinsiedler vorwärts zu kommen. Der Schwerpunkt der augenblicklichen Kalamität liegt lediglich darin, daß wir noch nirgends stabile Verhältnisse in Produktion und Absatz haben. Wenn einmal die Kolonie mit ihren Produkten der Farmwirtschaft — Fleisch, Wolle, Felle und Straußenfedern — den Weltmarkt betreten hat, dann wird sich mit einem Schlage vieles ändern. Was man heute noch mit guter Berechtigung als unabsetzbar bezeichnet, wird dann gangbar werden. Es gibt wohl kaum ein Land, das gleich dem unsrigen bei seiner fortschreitenden Entwicklung die fürs Wirtschaftsleben grundlegenden Verhältnisse so schnell ändert. Die heute im allgemeinen nur für extensive Viehzucht im großen geeigneten Verhältnisse werden sich bei zunehmender Entwicklung des Landes immer mehr zu Gunsten des Garten- und Landbaus verschieben. Lediglich das mangelnde Absatzgebiet macht heute diese Produktion von lokalen Bedingungen abhängig. Es ist nicht zu bezweifeln, daß in absehbarer Zeit auch die vielbesprochene und bekämpfte Kleinsiedelung unbedingt gute Aussichten hat. Heute aber und sicher noch für die nächsten Jahre muß als allgemeine Ansicht bestehen bleiben, daß allein der kapitalkräftige Großfarmer das Land schnell zu oben gezeigter Entwicklung und somit zur baldigen absoluten Selbsterhaltung des Landes sowie zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit vom Mutterlande führen kann. Und dies muß das Bestreben gesunder Wirtschaftspolitik sein.

Hat der Farmer sich ein Haus aufgebaut, die nötigen Wasserstellen usw. eingerichtet, auch einiges Zuchtvieh erworben, so werden ihn übermäßige Sorgen nicht drücken. Das Gefühl der Freiheit, das

Bewußtsein, überall sein eigener Herr zu sein, hat schon manchen, der zu Hause gut und bequem hätte leben können, wieder hinausgezogen. Aber nicht alle Menschen sind so beanlagt, daß sie sich glücklich und zufrieden fühlen, wenn sie ihr gutes Brot und wirtschaftliche Erfolge haben. Für gar manche sind Abwechslung und Vergnügen, die in Afrika allerdings nur sehr knapp bemessen und dann auch höchst einfacher Art sind, die Hauptsache. Ich habe schon von Leuten, die das Land bereist hatten und wieder abfuhr, die Äußerung gehört: „Ich werde doch kein Narr sein und in solchen Verhältnissen hausen; ich will doch etwas von meinem Leben haben usw.“ Es kann also nicht genug betont werden: Wer ohne den Aufwand, den das heutige Großstadtleben mit sich bringt, nicht leben kann, und wer nicht bei geringen persönlichen Ansprüchen in ordentlichem Schaffen Befriedigung findet, der soll ja zu Hause bleiben.

Auch die Gesundheit des zukünftigen Afrikaners muß eine feste sein. Er kann nicht regelmäßig jedes zweite oder dritte Jahr eine Heimatsreise machen, die ihm einige tausend Mark kostet. Sucht man aber in umsichtiger, redlicher Beschäftigung, die dem Manne wie der Hausfrau nie fehlen wird, Befriedigung, so kann es nicht ausbleiben, daß sich die Arbeit bezahlt macht, und daß dann auch nach mehreren Jahren die Mittel zu einer Erholungsreise vorhanden sind.

Jedem Fremden, der ins Land kommt, ist zunächst eine Landung in Swakopmund anzuraten, sodann eine Reise nach Ottawi, Grootfontein im Norden, dann etwa über Windhuk nach dem Süden, Gibeon, Bethanien, Keetmannshoop, von wo aus dann zwecks Ausreise der südliche Hafen Lüderitzbucht leicht zu erreichen ist. Auf einer solchen Reise wird er bald die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Landes genügend kennen lernen, auch wird ihm Gelegenheit gegeben sein, sich zu erkundigen, wo und von wem verkäufliches Land zu haben ist. Im großen Ganzen muß sich der Neuling zum Prinzip machen, sich nicht zu binden, bevor er das ihm angebotene Land gesehen hat. Besonders abzuraten ist von einem übereilten Landankauf in der Küstengegend. Wenn auch, wie vorhin ausgeführt, manche in diesem Küstenstrich gelegene Plätze, besonders gleich nach der Regenzeit, wertvoll erscheinen, so sind doch nach andern Seiten mit ihrem Besitz oft die größten Nachteile verbunden, wenigstens für den Landwirt und Viehzüchter. Wenn irgend möglich, sollte der Farmankauf stets erst nach Beratung mit einem unparteiischen Landeskundigen vorgenommen

werden. Im allgemeinen wird dem nördlichen Teil des Schutzgebietes der Vorzug zu geben sein.

Die Landpreise und sonstigen Ankaufsbedingungen sind sehr verschieden und richten sich nach der Gegend, in der die Farm liegt. Als Verkäufer kommen in Betracht die Regierung und die Landgesellschaften. Auch Verkäufe aus zweiter Hand werden schon häufig abgeschlossen. In diesem Falle werden die Farmen gewöhnlich mit vollem Inventar gekauft und recht gut bezahlt. Preise von 5—10 Mark für den Hektar Weideland ohne die geschaffenen Meliorationen und Anlagen sind in letzter Zeit mehrfach gezahlt. Die frühere Besiedelungspolitik, tüchtigen Leuten von der Truppe mit nur ganz geringen Mitteln große Farmen, teils ohne Entschädigung als sogenannte Kriegsfarm, teils auch für eine ganz niedrige Bezahlung zu geben, hat Zustände geschaffen, die jetzt die Besitzer vielfach zum Verkauf zwingen. Diese alten Farmer haben als tüchtige, an körperliche Arbeit gewöhnte Leute vorzügliche Meliorationen und hochwertvolle Anlagen auf ihrer Farm geschaffen. Für die Bestockung der Farmen aber mit Vieh fehlten ihnen später oft die Mittel. Auf diese Weise besitzen die betreffenden wohl vorzüglich eingerichtete Farmen mit besonders guten Wasserverhältnissen, aber der Farm fehlt die Lebensfähigkeit, weil keine laufenden Einnahmen aus dem Vieh vorhanden sind, mit denen die notwendigen Zahlungen, wie Rückgabe der staatlichen Ansiedlungs-Beihilfe und anderes, geleistet werden können. Für den kapitalkräftigen, neuen Farmer hat eine so eingerichtete Farm oft großen Wert, da er hier alles findet, was er sucht, eine gute Farm mit reichlich erschlossenem Wasser, ein leidliches Wohnhaus usw. Es fehlen nur einige 100 Stück Vieh, und der Betrieb ist lebensfähig und gibt seine sichere Rente. Würde ein Neuling, der körperliche Arbeit nicht einmal selber kennt, sich eine Wildnisfarm kaufen, auf der er erst alles durch bezahlte Handwerker einrichten lassen müßte, so würde er viel Geld ausgeben müssen, bevor er seine Farm mit Vieh besetzen könnte. Aber auch dem ersten Besitzer ist durch den Verkauf geholfen. Denn ein Teil des Geldes wird sofort in einer neuen Wildnisfarm angelegt, und die nicht leichte Arbeit der ersten Einrichtung durch persönliche Arbeitsleistung beginnt aufs neue, nur mit dem Unterschiede, daß nun auch genügende Mittel für Viehbeschaffung durch das an der ersten Farm verdiente Geld vorhanden sind. Aus diesem Grunde ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die Regierung

die ihr gewöhnlich vertraglich zustehende Verweigerung von Farmverkäufen vor Ablauf gewisser Jahre prinzipiell hat fallen lassen.

In guten Gegenden werden von der Regierung heute für ein ha 1,25 bis 2 Mark gefordert. Allerdings sind im Interesse des Landes an diesen Preis einige Bedingungen über die Art und Weise der Besiedelung und des etwaigen Wiederverkaufs geknüpft. Diese sind jedoch für denjenigen, der die wirkliche Absicht hat, sich im Lande sesshaft zu machen, in keiner Weise hinderlich. Sie sind in erster Linie gegen die Landspekulation gerichtet. Die guten Regierungsfarmen mit natürlichem, offenem Wasser sind wohl alle bereits in festen Händen, und solche mit erbohrtem Wasser sind nicht vorhanden, weil die Wassererschließung, wie bereits früher erwähnt, stets rückständig geblieben und noch niemals so weit gekommen ist, daß immer mehrere Farmen mit erschlossenem Wasser vorhanden sind, die neuen Ansiedlern angeboten werden können. Sehr gutes Land kauft man heute unter recht günstigen Bedingungen von der Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft. Auch bei der Southwestafrika-Co. in Grootfontein und bei der Otawi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft in Zumbé gibt es noch viel und gutes Land zu kaufen. Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika hat ihren Landbesitz, um der erdrückenden Grundsteuer zu entgehen, an den Landesfiskus abgetreten.

Es liegt auf der Hand, daß ein Ankauf bei Gesellschaften, die als Erwerbsgesellschaften auf dem gesunden Standpunkt stehen müssen, ihren Besitz so gut wie möglich zu verwerten, pekuniär zunächst vielleicht weniger vorteilhaft erscheint. Andererseits aber bietet der Kauf bei einer Gesellschaft dem Käufer auch manche Vorteile. Er ist sofort nach Abschluß des Kaufes bedingungslos Herr seines Besitzes. Er kann seinen Besitz bewirtschaften oder auch, wenn es ihm gerade paßt, liegen lassen. Er braucht sich also an keinerlei Vorschriften zu binden. Vielfach wird diesen Gesellschaften vorgeworfen, sie hielten die Besiedelung des Landes auf, weil sie diejenigen Plätze, die in Zukunft im Werte zu steigen versprochen, nicht verkaufen wollten oder doch einen dementsprechend hohen Preis forderten. Bei dem heutigen Grundsteuergesetz aber ist es ganz ausgeschlossen, daß eine Gesellschaft, die z. B. jährlich 90000 Mark Grundsteuer zahlen muß, auf solchen Gedanken kommen kann. Verkaufen oder abtreten! So lautet heute die Parole. Die Rechte und Pflichten der Gesellschaften sind rechtskräftig festgelegt, und man kann es keinem

Privatbesitzer verargen, wenn er aus seinem Eigentum den größtmöglichen Gewinn ziehen will. — Wenn in dieser Angelegenheit ein Vorwurf ausgesprochen werden soll, so kann er sich gerechterweise lediglich gegen diejenigen richten, die s. Z. den Landgesellschaften die Konzessionen erteilt haben.

Die Leiter dieser großen Gesellschaften, das darf man wohl als selbstverständlich annehmen, sind gesunde, weitblickende Geschäftsleute, die, wenn es nur möglich gewesen wäre, gern schon seit zehn Jahren ihren Gewinn aus dem Lande gezogen hätten. Daß die meisten Gesellschaften mit ihrem Abwarten unter den vorliegenden Verhältnissen geschäftlich richtig gehandelt hatten, sah man aus der Art und Weise, wie die Gesellschaften im allgemeinen bei der Entschädigung behandelt wurden. Wenn die Allgemeinheit im lieben Deutschland anstelle der jetzt modernen Gefühlsduselei etwas mehr gesunden Geschäftssinn besäße, so sähe es auch für die deutschen Kolonien bedeutend besser aus.

Nach heimischen Anschauungen und Verhältnissen wird ein Besitz von 1000 ha zu den größten gerechnet. Einem solchen würde nach afrikanischer Rechnung als Großbetrieb eine Farm von etwa 20000—30000 ha gegenüber stehen. Die meisten Farmen werden in der Größe von 5—10000 ha verkauft. Einen kleineren Besitz zu erwerben, würde für den Farmer, der in der Viehzucht seinen Erwerb sucht, unzweckmäßig sein. Nachdem sich in den letzten Jahren im Norden der Kolonie, besonders in den regenreichen Distrikten Grootfontein, Waterberg und Otawi die Aussichten für ständigen Ackerbau derart gebessert haben, daß mit größerer Ausdehnung des Maisbaus gerechnet werden muß, zumal man lernt, den Boden rationeller zu behandeln, ist es erklärlich, wenn z. B. die Southwest-Comp. in gewissen Gegenden an der Bahnstrecke bereits kleine Ackerbaufarmen von 200 ha Größe vermessen hat und zum Preise von M. 15 p. ha anbietet. Ich persönlich stehe da auf dem Standpunkte, daß für die erste Bearbeitung des rohen Naturbodens auch nur der kapitalkräftige Großfarmer geeignet ist, weil nur er, der in der sicheren Viehzucht seine Einnahmequellen hat, den Ackerbau ohne große Verluste nebenbei betreiben kann. Der reine, kleine Ackerbauer aber wird durch die Unbilden in unserem Lande, durch die Launenhaftigkeit seiner Natur bei totalem Ausfall seiner Ernte, mit dem stets gerechnet werden muß, gar zu leicht vor dem Ruin stehen. Der Großfarmer dagegen kann

solche Ausfälle verschmerzen, da er seinen Boden nebenbei kultiviert und sein Kulturland verkaufen oder verpachten wird, wenn durch jahrelange Bestellung die Ernten sicher geworden sind.

In bester Gegend, — zu einer solchen zählt z. B. das Land beim Waterberg — auch in manchen Gegenden des Nordens würden allerdings 5000 ha für den Anfang genügen. Da es im Interesse des Landes liegt, möglichst viele Ansiedler ins Land zu bekommen, wird man voraussichtlich die Farmen so klein wie möglich zu verkaufen suchen oder doch von dem Käufer größerer Ländereien die für den Großbetrieb nötigen Mittel sich nachweisen lassen.

Ich bin der Ansicht, die Regierung sollte jede Farm öffentlich versteigern, wobei derjenige, der sich zuerst gemeldet, das Vorkaufsrecht hätte. Es würde nur der Billigkeit entsprechen, wenn das Reich, das unendliche Summen für die Kolonie aufgewendet hat, sich das Land nun zu einem Preise bezahlen ließe, der in richtigem Verhältnis zu seinem Werte stände. Würde man, wie vorher schon betont, nur Farmen mit erschlossenem Wasser zum Verkauf bringen, so würde man fiskalisch entschieden bessere Erträge aus dem Landverkauf erzielen als heute. Ein Mindestpreis, unter dem kein Zuschlag erteilt würde, müßte natürlich festgesetzt sein. Daß der Käufer als erste Anzahlung eine gewisse Summe sofort zu entrichten hat, ist ebenfalls in fiskalischem Interesse notwendig. Sehr günstig sind die zurzeit geltenden Bestimmungen über die weitere Abzahlung von Regierungsfarmen. Es ist eine große Hülfe für den Ansiedler, daß ihm das Restkaufgeld langfristig gestundet wird, und daß er auf diese Weise sein disponibiles Geld sofort produktiv in Vieh anlegen kann und das Restgeld erst später aus den Erträgen der Wirtschaft abzuzahlen braucht.

Die erste Ausgabe des Ansiedlers, nachdem er einen geeigneten Platz gefunden und gekauft hat, besteht in der ersten Anzahlung für die Farm. — Alsdann ist es zweckmäßig, wenn die Farm nicht an einer Bahnstrecke gelegen ist, sich, falls irgend möglich, einen Wagen oder Karren und ein Ochsespann zu kaufen, wozu bei den augenblicklichen Preisen 3—6000 Mark erforderlich sind. Der Farmer, der in der Nähe der Bahn sitzt, kann zum Herantransport seiner Güter sehr gut Kühe verwenden. Entschieden abzuraten ist von dem Ankauf eines in Deutschland gebauten Wagens. In allen möglichen Arten der Ausführung haben deutsche Wagenbauer versucht, unsere Ochsenwagen herzustellen. Es ist jedoch bisher noch keinem gelungen, Wagen zu

liefern, die denjenigen, die im Lande oder in der Kapkolonie gebaut sind, gleichwertig wären. Auch wenn gutes, ausgetrocknetes europäisches Holz verwendet wurde, halten die deutschen Wagen nicht. Das Holz zerreißt oder trocknet derart zusammen, daß es stets bedenklich ist, mit einem neuen, europäischen Wagen eine größere Reise ins Innere anzutreten, auf der man nicht Gelegenheit hat, Reparaturen, wie Reifenkürzen usw., ausführen zu lassen. Die 6—800 Mark, die der aus Deutschland bezogene Wagen billiger ist, gehen sehr schnell durch die größeren Reparaturen wieder drauf.

Jemand, der ganz genau rechnen will, kann sich unter Umständen das Obergestell des Wagens aus gut getrocknetem Holz in der Heimat bauen lassen und dann die Räder von einem südwestafrikanischen Wagenbauer oder aus der Kapkolonie beziehen. Einige 100 Mark könnten auf solche Weise gespart werden. Um aber die hierzu nötigen Angaben in richtiger Weise machen zu können, bedarf es schon einer ziemlichen Erfahrung, die der Neuling niemals besitzen kann. Wer also einen Wagen oder eine Karre kaufen will, tut zunächst immer am besten, im Lande zu bestellen. Der Import von Wagen oder Karren aus Deutschland hat in den letzten Jahren fast gänzlich aufgehört. Dagegen werden leichte Luxuswagen für Pferde- oder Maultier-Bespannung vielfach aus Amerika eingeführt. Den Erzeugnissen unserer Wagenbauer fehlt noch die elegante, gefällige Ausführung, mit der auch diese Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen ist. Diese leichten Amerikaner sind aus eisenhartem Holz gearbeitet und daher trotz ihrer leichten Bauart geeignet, auch auf schlechten Wegen benutzt zu werden. Sie eignen sich in erster Linie zum Gebrauch in den größeren Städten, wo man sie auch hauptsächlich sieht. Für das platte, oder richtiger gesagt, gebirgige Land, besonders, wenn die Farm weit von der Bahn in unwegsamem Gelände gelegen ist, rate ich entschieden zum Landesprodukt. Man muß sich aber, damit man gut getrocknetes Holz bekommt, die Leistungsfähigkeit eines Wagens ohne Reparatur auf ein Jahr garantieren lassen. Ein vorzügliches Gefährt für Maultiere, auf das man auch 8—10 Zentner laden kann, ist die beim Gouvernement unter dieser Bezeichnung bekannte „Landmesserkarre“, die auch im Lande gebaut wird. Der Besitzer einer abgelegenen Farm wird bei einer Fahrt zur Stadt gerne auf etwas Eleganz verzichten, wenn er dafür einige Zentner Sachen mit nach Hause nehmen kann.

Die Ochsenwagen werden in verschiedenen Konstruktionen hergestellt. Ein vollständig überdeckter Zeltwagen kostet ca. 2200 Mark, ein Halbverdeckwagen ca. 2000 Mark und endlich ein sogenannter Bockwagen ohne Zelt 1800 Mark. Für die letzteren beiden Arten ist in der Regenzeit ein wasserdichter Segelplan erforderlich, mit dem die Ladung bedeckt wird. Für den Farmer ist wohl auch aus manchen anderen Gründen ein Halbverdeckwagen mit abnehmbarem Zelt am meisten zu empfehlen. Auf der Reise, besonders in der Regenzeit, ist ein genügender Schutz unbedingt notwendig. Ist er gar, wie dies doch oft vorkommen kann, mit Familie unterwegs, so ist eine Vorrichtung, die Schutz gegen die Sonne oder gegen den Regen gewährt, gar nicht zu entbehren. Ein gut gebauter Ochsenwagen trägt 80 bis 100 Zentner und kann mit guten Ochsen und tüchtigem Personal bei 24 stündiger Arbeit 30—35 Kilometer befördert werden.

Über die Art und Weise des Reisens mit Ochsenwagen, das Einspannen der Tiere usw. ist schon so viel berichtet, daß ich es für überflüssig halte, darauf noch näher einzugehen. Unendliche Geduld gehört oft dazu, auf der Reise immer seine Ruhe zu bewahren. Aber auch der nervöseste Mensch muß sich in sein Schicksal ergeben, er kann dies um so leichter, als er in den meisten Fällen nichts zu versäumen hat; denn im allgemeinen ist im Lande des Afrikaners nichts so billig wie die Zeit. Auf größeren Reisen muß man stets in erster Linie dafür sorgen, daß die Ochsen geschont und nicht überanstrengt werden. Wieviel durch Nichtbeachtung dieser Regel gesündigt wird, und wieviel Hunderttausende dadurch direkt zum Fenster hinausgeworfen werden können, hat man im letzten Kriege gesehen, wo oft Leute ohne jede Landeskenntnis mit Ochsenkolonnen zu arbeiten hatten. Oft kamen von 100 Tieren nach einer Reise von wenigen 100 km nur die Hälfte zurück. Erst durch die von der Etappenkommandantur getroffene Einrichtung, daß an alte Ansiedler und Farmer Ochsenkolonnen abgegeben wurden, die die betreffenden käuflich übernehmen und durch das verdiente Frachtgeld allmählich abbezahlen mußten, wurden die Verhältnisse gebessert. Auf diese Weise erreichte nicht nur die Truppe ihren Zweck, schnell und gut ihren Proviant an Ort und Stelle zu bekommen, sondern es war gleichzeitig manchem tüchtigen Manne Gelegenheit gegeben, sich ein hübsches Stück Geld zu verdienen. Gar mancher Mißerfolg im Kriege und gar manche Million ist auf das Konto der Unerfahrenheit zu setzen. Hätte die oberste Leitung von

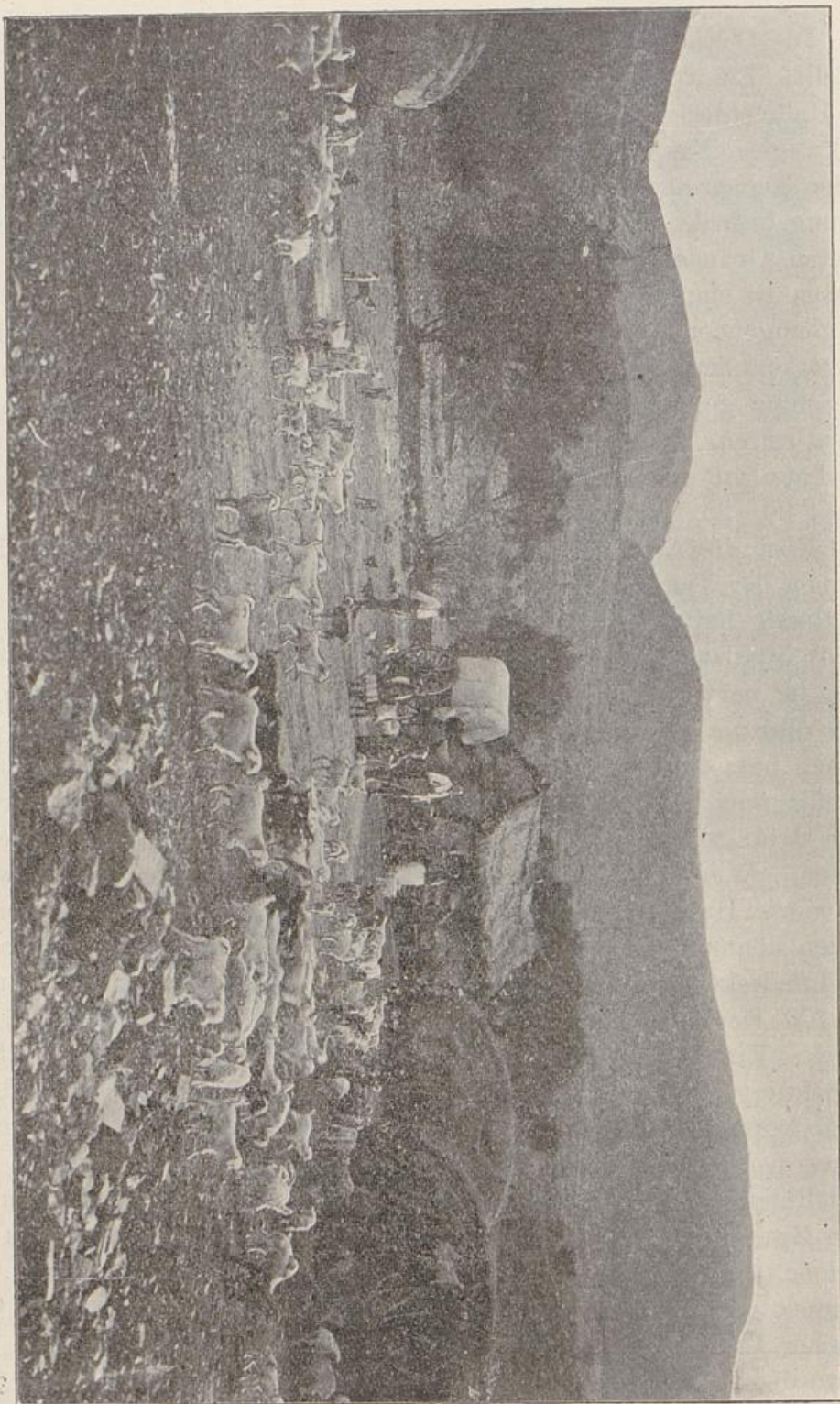


Abb. 58. Primitives Farmgehöft.



Abb. 29. Einfaches Farmhaus.

Anfang an mehr auf den Rat unserer erfahrenen alten Offiziere gehört, so wäre manches besser gegangen. Aber es liegt ja in der Natur

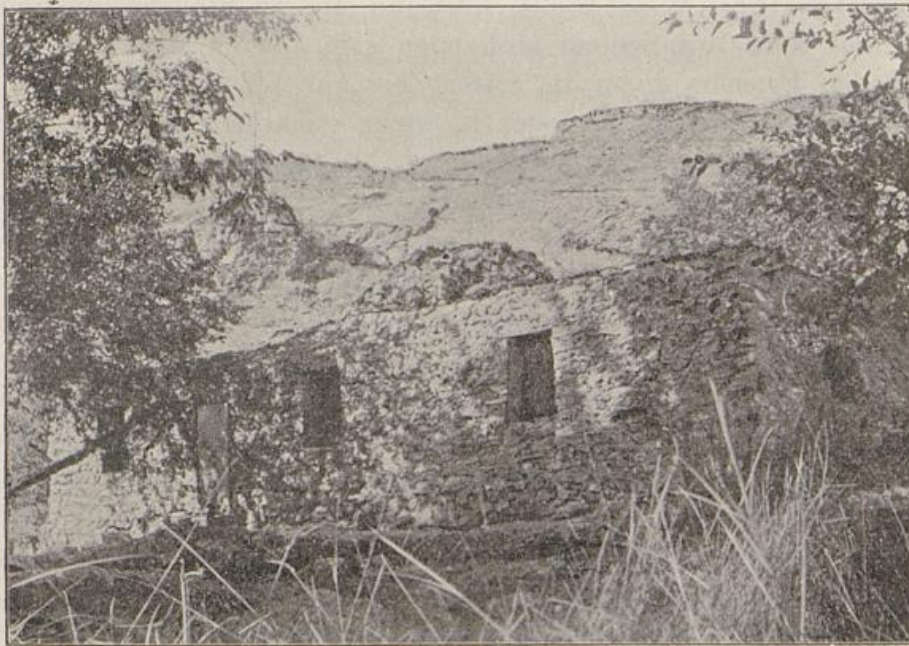


Abb. 30. Weiteres einfaches Farmhaus.

des Militarismus, und ist ja auch in mancher Hinsicht seine Stärke, daß ein Stabsoffizier es auf alle Fälle besser weiß, als ein alter Hauptmann oder gar Oberleutnant. Mit Schmerzen und Achselzucken mußten wir es beobachten, wie einer nach dem andern von den Alten das Land verließ.

Wenngleich es für den Reisenden oft nicht gerade angenehm ist, so kann man doch bedeutend an Ochsenmaterial dadurch sparen, daß man es sich zum Grundsatz macht, überall, wo es die Wegeverhältnisse erlauben, hauptsächlich die Nächte zur Fahrt zu benutzen und die Tageszeiten zur Ruhe. Die Ochsen gehen des Nachts weit schneller und munterer. Man wird in einem Treck (3—4 Fahrstunden) in der Zeit von 10—3 Uhr am Tage nicht mehr zurücklegen wie in der Hälfte dieser Zeit des Nachts. Man darf sich jedoch niemals an ein schematisch aufgestelltes Programm festklammern. In erster Linie muß für die Fahrt von einer Wasserstelle zur andern berücksichtigt werden, daß an Plätzen, wo man ausspannt, auch genügendes und geeignetes Futter für die Ochsen vorhanden ist.

Die eingehende Besichtigung der Farm, die man zu kaufen beabsichtigt, hat sich zunächst auf die Wasser- und Weideverhältnisse zu erstrecken. Auf einer Farm von 10000 ha sollte, wenn möglich, eine natürliche Wasserstelle, sowie an andern Stellen günstige Gelegenheit zum Brunnenbau vorhanden sein. Die Unterkunft des zuziehenden Farmers kann in erster Zeit nur eine provisorische sein, indem man in einem Zelt oder in einer nach Art der Eingeborenen hergestellten Hütte (Pontok) wohnt (Abb. 28—30). Hat der Farmer die Absicht, bald mit dem Bau eines massiven Hauses zu beginnen, so wird er das für die spätere Bedachung herbeigeschaffte nötige Wellblech einstweilen sehr gut zum Bau eines kleinen Häuschens verwenden können. Man darf aber die Platten, um sie für die spätere Verwendung nicht zu beschädigen, nicht nageln, sondern muß sie durch Eingraben in den Boden und durch Festhalten zwischen zwei zusammengebundenen Hölzern befestigen. Auch muß das Dach durch Steine beschwert werden, damit der Wind es nicht abhebt. Auf alle Fälle ist es ratsam, später das Wohnhaus nicht in der Nähe eines Flußbettes oder an ständig offenem Wasser aufzubauen. Gerade in diesem Punkt ist die größte Sorgfalt für das ganze spätere Leben von Wichtigkeit. Es gibt Plätze im Lande, wo in einem Hause, das in der Nähe eines feuchten Flußbettes liegt, ständig Kranke anzutreffen sind, in einem

ändern, oft nur wenige 100 Meter entfernten, aber etwa 150 Meter hoch gelegenen, dagegen ernste Erkrankungen selten vorkommen. So hat der Farmer bei der Anlage seines Hauses oft schon die spätere Gestaltung der gesundheitlichen Verhältnisse seiner Wohnung in der Hand. Ein übereilter Hausbau, bevor man seine Farm genau kennen gelernt hat, ist somit als unwirtschaftlich zu bezeichnen. Natürlich ist es andererseits notwendig, das Haus an einer Stelle zu erbauen, von der aus das Wasser leicht zu erreichen ist. Ein großer Unterschied aber wird es, wie schon betont, sein, ob diese Wasserstelle oberirdisches, stehendes Wasser enthält, oder ob das Wasser aus einem 15 Meter tiefen Brunnen gewonnen wird.

Wenn möglich, wird der Farmer es natürlich so einrichten, daß die Hauptwasserstelle, die als Viehtränke benutzt werden soll, in der Mitte der Farm gelegen ist. Wo im übrigen auf dem erworbenen Gelände die Ansiedlung stattfindet, ist gleichgiltig und wird sich danach richten müssen, wo die günstigste Stelle zur Anlage eines Brunnens vorhanden ist. Jedes ständig offene Wasser, besonders aber kleine Tümpel können bei unachtsamer Behandlung leicht zu Malariaherden auf der Farm werden. Die Anophiles-Mücke, die Überträgerin der Malaria von einem Menschen auf den anderen, legt ihre Eier gern in kleine, vor Wind geschützte Wasserflächen, mit großer Vorliebe in Brunnen, wo der Wasserstand nicht über 20 Meter tief ist. Die ausgeschlüpften Mücken suchen dann die menschlichen Wohnungen auf und werden hier nicht nur zu Plagegeistern, sondern auch zu Malaria-bringerinnen. Ist es nicht möglich, die Brunnen so zu schließen, daß die Mücken keinen Zutritt zum Wasser haben, dann gieße man regelmäßig etwa alle 10 Tage etwas Petroleum auf das Wasser. Ein Teelöffel voll auf einen Quadratmeter Wasserfläche genügt, um durch Abschneiden der Luft in etwa 20 Minuten sämtliche Mückenlarven zu vernichten. Das Öl verdunstet sehr schnell wieder, macht sich im übrigen aber gar nicht bemerkbar, da die Pumpe das Wasser am Grunde des Brunnens aufsaugt. Alle sonstigen Wassertümpel, die nicht so groß sind, daß durch den Wind eine Bewegung des Wassers eintritt, sind zu beseitigen oder ebenfalls mit Petroleum zu behandeln. Wenn man diese Arbeit einige Jahre gewissenhaft durchführt und nebenbei dafür sorgt, daß sich auch in der Regenzeit keine anderen Tümpel in der Nähe der Ansiedlung (2 km Umkreis) bilden können, so wird man sehr bald den Erfolg sehen. Die verrufensten Malariaplätze kann

man auf solche Weise gesund machen. Sehr zweckmäßig ist es auch, um das Wohnhaus herum in etwa 50 Meter Umkreis alles Buschwerk zu entfernen. Auch dulde man nicht, daß in einer Malariagegend am Hause Wein oder andere Rankgewächse angepflanzt werden. In allen diesen Schlupfwinkeln halten sich die Mücken mit Vorliebe am Tage auf, um sich dann bei Einbruch der Dämmerung in die Wohn- und Schlafräume der Menschen zu begeben. Eine weitere sanitäre, sehr zu empfehlende Maßnahme besteht darin, daß man die Eingeborenen mindestens 1 Kilometer vom eigenen Wohnhause ansiedelt und dafür sorgt, daß sie ihre eigene Wasserstelle haben, oder, falls dies nicht zugänglich, eine Vorkehrung trifft, daß sie nicht unmittelbar mit ihren Töpfen und Geschirren das Wasser schöpfen können, wie sie es gern tun. All diese Vorsichtsmaßregeln machen wenig Umstände, sind aber von größtem Nutzen.

Der Bau eines Brunnens kann im Akkord an einen Brunnenbauunternehmer, deren es bereits mehrere gibt, vergeben werden. In solchem Falle kostet ein Brunnen von etwa 20 m Tiefe, zu dem der Unternehmer alles Erforderliche liefert, ungefähr 4—5000 Mark. Will der Farmer selbst mit Hand anlegen, so muß er sich für die Zeit der Arbeit einen weißen Hilfsarbeiter engagieren, dem er bei Beköstigung etwa 100—150 Mark pro Monat zu zahlen hat. Aus diesem Arbeitslohn und den Anschaffungskosten für Sprengmittel, Werkzeuge und dergl., (das Sprengmaterial kann er übrigens zumeist später in der Wirtschaft verwenden), würden somit die gesamten baren Kosten bestehen, und der Farmer hätte dadurch, daß er selbst die Hauptarbeitskraft lieferte, seinen Brunnen vielleicht für 1000 oder ungünstigenfalls für 1500 Mark hergestellt. Die Schwierigkeit des Brunnenbaues liegt für den einzelnen Mann darin, daß es ihm fast unmöglich wird, Vorbohrungen zwecks Feststellung des Grundwassers anzustellen. Die Anschaffung einer Bohrmaschine geht über seine Kräfte.

Ist der Brunnen fertiggestellt, so handelt es sich darum, eine geeignete Wasserhebevorrichtung anzubringen. In die durch die neuen Bohraparate hergestellten Bohrlöcher setzt man je nach der Tiefe eine einfache oder komplizierte Pumpe. Bei ausgeschachteten Brunnen gibt es andersartige Hebevorrichtungen, wie Baggerpumpen oder auch einfach an einer Kette hängende, durch eine Drehwelle herauf oder hinuntergelassene Eimer. Für größere Betriebe mit größerem Wasserbedarf, besonders wenn es sich um die Bewässerung von Ackerland

handelt, sind durch Göpelwerke getriebene Baggerpumpen sehr zu empfehlen. Wenn das Wasser aus größeren Tiefen gehoben werden muß, so ist die Ausstattung der Brunnen mit derartigen Anlagen nicht zu umgehen.

Sehr viel werden zu solchen Zwecken in Südafrika oder in Deutschland angefertigte Windmotore benutzt. Da aber der Wind nicht immer stark genug ist, um den Motor in Betrieb zu setzen, so wird aus Zement ein großes Sammelbassin gebaut, das den Wasserbedarf für einen oder zwei Tage faßt. Handelt es sich um eine Bewässerungsanlage, so muß dieses Zementbassin natürlich um so viel größer hergestellt werden. Vollständige, andauernde Windstille, die tagelang das Arbeiten des Motors verhindern könnte, ist so gut wie ausgeschlossen. Setzt man auf einen Brunnen, der zur Viehtränke benutzt werden soll, eine Pumpe, so ist es unbedingt notwendig, dafür zu sorgen, daß diese leicht arbeitet, oder man muß ständig kontrollieren, ob den Tieren genügend Wasser gereicht wird. Der Eingeborene hat als Feind jeder Arbeit sehr oft so wenig Sinn und Liebe für das ihm anvertraute Vieh, daß er es aus einfacher Faulheit nicht satt trinkt. Ich habe dagegen das folgende praktische Mittel angewandt: An jedem durch eine Pumpe betriebenen Brunnen steht ein Tränkgefäß, das genügend viel Wasser faßt, um das ganze Vieh, welches an dem Brunnen trinken soll, satt zu machen. Der am Brunnen sitzende Brunnenwächter hat den strengsten Befehl, zu jeder Tageszeit, wann es auch sei, den Tränktrog gefüllt zu halten. Ist dies bei einer Revision nicht der Fall, so wird der Wächter durch Abzüge vom Lohn bestraft. Nur auf diese Weise ist es möglich, sich die Gewißheit zu verschaffen, daß die Tiere vollständig getränkt wieder ins Feld zurückgehen.

Das für den Hausbau nötige Material, in erster Linie die Lehmziegel, wird der Farmer auf der Farm durch eingeborene Arbeiter anfertigen lassen. Die Herstellungskosten betragen 15—20 Mark für das Tausend. 30—50 000 Steine werden je nach der gewünschten Größe des Hauses genügen. Als Bedachung ist Wellblech am geeignetsten. Dieses, sowie fertige Fenster und Türen bestellt man am vorteilhaftesten in der Heimat. Sie sind aber auch, natürlich zu verhältnismäßig höheren Preisen, in Swakopmund und anderen Plätzen des Landes zu haben, ebenso das Bauholz in jeder Stärke. Sehr viele Farmen, besonders im Norden, werden das zum Hause nötige Bau-

holz aus den eigenen Holzbeständen liefern können. Ein Haus von der Beschaffenheit, wie es der gutsituierte Farmer beanspruchen wird, ist bei praktischer Handhabe für 5—10000 Mark hergestellt. Sind die Steine zum Brennen geeignet, d. h. ist der Kalkgehalt kein zu großer, so sollte man diese kleine Mühe nicht scheuen. Ein Haus aus gebrannten Ziegeln sieht noch einmal so freundlich aus und hat einen größeren, dauernden Wert. Das Brennen ist sehr einfach und kann von jedem Arbeiter, der es nur einmal gesehen hat, mit Leichtigkeit ausgeführt werden. Ich rechne die Mehrkosten, verursacht durch das Heranschaffen und Zerkleinern des Brennholzes, auf höchstens 2 Mk. pro Tausend (Abb. 31). In Windhuk und an größeren Plätzen des Landes, wo sowohl das Material für die Steine, wie das nötige Brennholz aus größeren Entfernungen herangeschafft werden muß, werden heute 60—80 Mark für 1000 gebrannte Steine gezahlt. Ist das Material zu kalkhaltig, sodaß die Steine beim Brennen platzen oder sich doch bei späterem Feuchtwerden auflösen, so ist man gezwungen, sein Haus aus Lehmziegeln, so wie sie sind, aufzubauen. Die Wände werden dann am besten innen und außen mit sandigem Lehm abgesetzt und sofort, nachdem der Putz einigermaßen getrocknet ist, mit Leinöl gestrichen. Läßt man diesem ersten Anstrich einige Wochen später einen zweiten folgen, so wird durch das in die Masse eindringende Öl eine steinharte Außenschicht geschaffen, die das Haus zuverlässig gegen Regen schützt. Unterläßt man einen solchen Öl-anstrich, so muß man nach jeder Regenzeit die Arbeit des Abputzens von neuem wiederholen. Die einmalige Ausgabe des Öls bedeutet also auf alle Fälle eine Ersparnis. Von wesentlicher Bedeutung für die Haltbarkeit des Putzes ist es, daß man eine Bodenart nimmt, die auch mit den Ziegeln bindet. Am besten ist es schon, man nimmt denselben Boden, aus dem die Steine gefertigt wurden. Ist der Boden zu fett, sodaß der Putz beim Trocknen reißt, menge man ausgesiebten, feinen Sand dazwischen, bis keine Risse mehr entstehen. Sehr praktisch ist es auch, wenn man bei den Außenmauern, ohne zu putzen, die Ziegel mit den gut ausgemauerten Fugen verreibt und dann ölt. Ein so bearbeitetes, ordnungsmäßig geöltes Haus verursacht keine Reparaturen mehr. Die Fußböden im Hause werden in ähnlicher Weise behandelt. Bretterfußböden werden durch die Termiten, die es im Lande überall gibt, in wenigen Monaten vollständig vernichtet sein. Man stampft deshalb den wenig angefeuchteten Lehm nach Art der

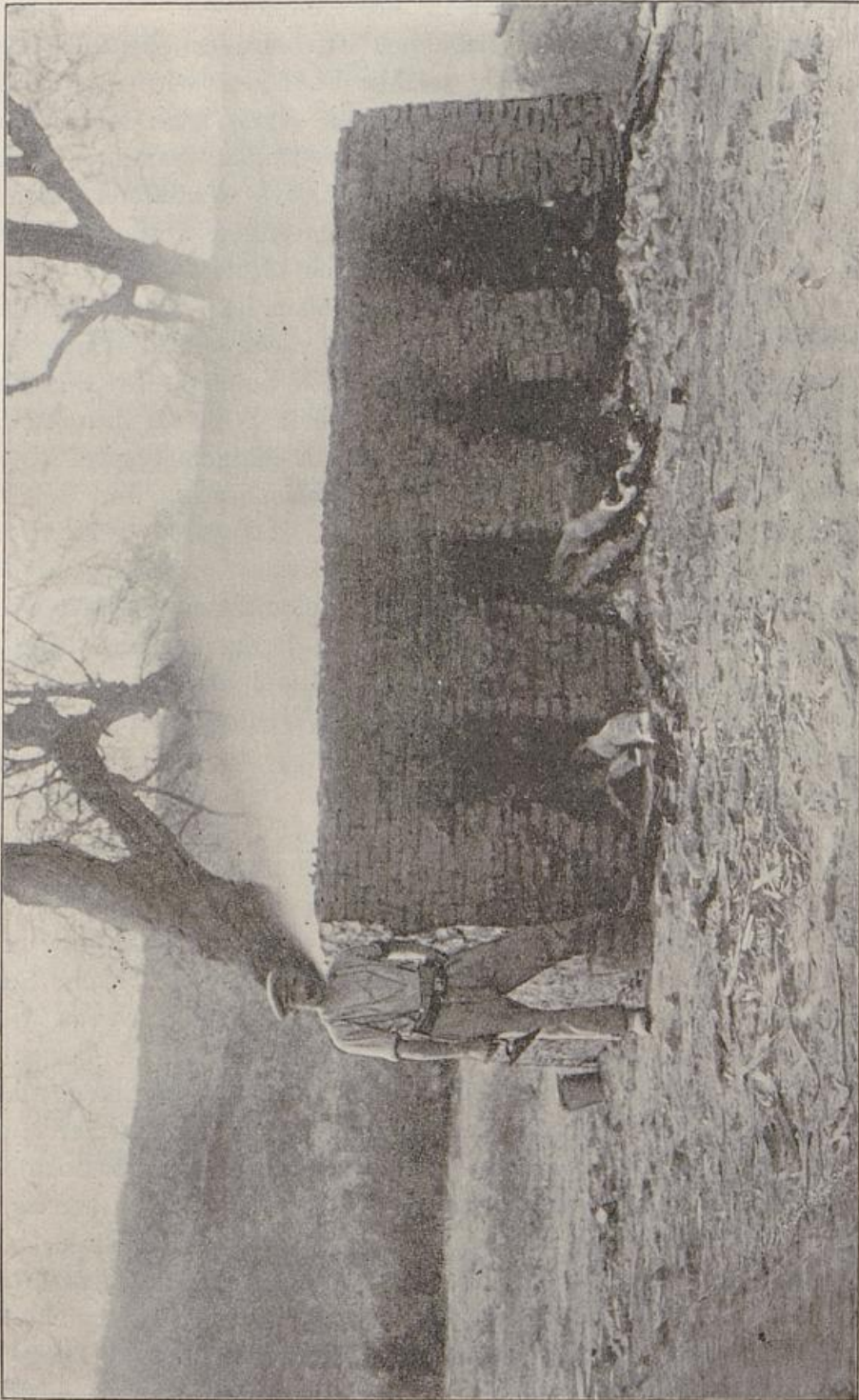


Abb. 31. Feldziegelofen in Brand.

heimischen Scheunentennen fest in das Zimmer ein. Nachdem der Lehm geglättet wurde und getrocknet ist, wird er ebenfalls einige Male mit Leinöl gestrichen. Ein solcher Fußboden wird mit der Zeit so hart wie der beste Zement. Am besten eignet sich zu Fußböden der vielfach im Lande vorhandene rote Boden (sandiger Lehm). Rinderdung zwischen die Masse zu mischen, wie es vielfach geschieht, vermeide man, weil hierdurch Termiten angezogen werden. Wichtig ist es, daß man den eingetrockneten Boden täglich stampft und mit dem Ölen wartet, bis die Masse völlig trocken ist. Auch darf nicht zu dick geölt werden; dann zieht das Öl nicht ein, sondern bildet eine Haut, die sich bald abtritt. Wenn das Leinöl sehr dickflüssig ist, wärme man es an oder werfe einen heißen Stein in das Öl; dann hat man es sofort dünnflüssig. Hat man in einigen Tagen Abstand 3—4 mal ganz leicht geölt, so ist der Fußboden fertig. Für den Fußboden von Vorteil ist es auch, wenn man ihn jeden zweiten oder dritten Tag aufwaschen läßt und alle 3 Monate einmal ganz dünn nachölt. Wer solche gut gemachten und behandelten Fußböden zum ersten Mal sieht, glaubt nicht, daß er aus Lehm besteht. Die rotbraune, glänzende Maße erinnert an gutes Linoleum.

Derjenige Farmer, der in bezug auf Wohnungsverhältnisse geringe oder gar keine Ansprüche macht, wird zumeist in der Lage sein, sich fast ohne Mittel eigenhändig eine Behausung herzustellen, die ihm den nötigen Schutz gewährt. Er wird zu diesem Bau nur Material verwenden, wie es das Land ihm bietet. Die nötige Balkenlage kann auf jeder Farm aus Dornbäumen gut und dauerhaft hergestellt werden, wenn auch die Dornbäume vielfach krumm gewachsen sind. Die Bedachung eines solchen Hauses kann aus Rohr, Schilf, Binsen usw. nach Art unserer heimischen Strohdächer von jedem praktischen Manne hergestellt werden. Die Fenster und Türen, die schlimmstenfalls jedoch auch aus Kistenbrettern zusammengenagelt werden können, sind beinahe das einzige, wofür der Farmer einige bare Ausgaben zu machen hätte. Zu berücksichtigen bleibt noch beim Hausbau, daß in den meisten Gegenden des Landes die bereits erwähnten Termiten in den Häusern großen Schaden anrichten, wenn man nicht von vornherein mit ihnen rechnet. Um die Tiere daran zu hindern, in den Wänden durchs ganze Haus zu gehen, streicht man das Fundament häufig mit einer guten Zementschicht ab oder legt Blech auf das Fundament, bevor man den Bau weiter ausführt.

Absolut bewährt haben sich aber diese Mittel nicht. Der beste Schutz ist immer noch der, daß man im ganzen Hause nur gut gebrannte Ziegel verwendet und mit Mörtel (Kalk und Sand) mauert. Als Fußboden hält wirklich nur mehrere Zoll dicker Zement, auf den man dann des besseren Gehens wegen Linoleum auflegt. Die Termiten sind und bleiben in Afrika eine Plage, die weit schlimmer ist, als z. B. Motten, Mäuse und Ratten in der Heimat. Man versucht ja alles mögliche, die Termiten zu vernichten, aber ein wirklich brauchbares Mittel kenne ich noch nicht. Ausgraben der Königin hält wohl die Vermehrung auf, aber das Volk bleibt ohne Königin leben und zerstreut sich. Sprengen von Termitenbauen mit Dynamit hilft auch etwas, da durch die im Bau sich entwickelnden Gase eine Menge Ameisen getötet werden. Andere wollen dadurch Erfolg gehabt haben, daß sie Gras oder alte Säcke mit Arseniklösung vergifteten und diese den Ameisen zum Fressen hinlegten. Absoluten Schutz gegen diese Tiere gewährt aber nur ein gut ausgeführter Bau auf Kalkfelsen.

Um eine oberflächliche Wirtschafts- und Rentabilitäts-Übersicht zu geben, will ich wieder einige (übrigens nicht einem bestimmten Fall entnommene) Zahlen zusammenstellen, die veranschaulichen sollen, was in einer Viehzuchtfarm, die mit Vieh voll besetzt ist, für Werte stecken, und wie sich diese in ihren einzelnen Positionen zu einander verhalten.

Rechnen wir für den Farmankauf den Satz mit 1,50 Mark, so kostet heute

die Farm	7500	Mark
Wohnhaus und sonstige Baulichkeiten . . .	10000	„
Totes Inventar	3000	„
Für Wasserschaffung, Tränkeanlagen . . .	3000	„
250 Rinder, durchschnittlich 200 Mark . . .	50000	„
1000 Stück Kleinvieh à 12 Mark	12000	„
Pferde, Schweine, Hühner etc.	2000	„
	<hr/>	
	87500	Mark.

Dies würde somit das Kapital sein, das einem Farmer zur Verfügung stehen müßte, wollte er seine Farm, nach heimischem Muster vollständig ausgestattet, auf denkbar rationellste Weise in Bewirtschaftung nehmen. Wenn es sich um Wollschafe oder Angoraziegen

handelt, so verschieben sich diese Zahlen bedeutend, sie sollen auch nur einen ganz allgemeinen Überblick geben.

Die Verhältnisse bringen es nun aber mit sich, daß der südwestafrikanische Farmer gewöhnlich nicht mit großen Geldmitteln ins Land kommt. Guter Wille und tüchtige Arbeitskraft sind in der Regel dasjenige, von dem man für die Zukunft das meiste erhofft. Auch ist es stets vorteilhaft, im kleinen anzufangen.

Wenn ich dem Leser nun ungefähr den Entwicklungsgang und die Aussichten eines Farmers vor Augen führen will, so muß ich, wie es auch in der Heimat sein würde, Groß-, Mittel- und Kleinbetrieb auseinanderhalten. Dem sofortigen Großbetriebe würde sich nur ein Mann zuwenden können, der mit 50—60 000 Mark Vermögen in die Kolonie käme. Er würde sich außer dem toten Inventar zunächst etwa 100 Rinder und 500 Schafe anschaffen können. Zur Bestreitung der Betriebsunkosten würde ein solcher Groß-Farmer, der, soweit dies in der Kolonie möglich ist, wie ein Gutsbesitzer oder ein Pächter in der Heimat leben will, jährlich etwa gebrauchen: 2500 Mark an Lohn und Beköstigung für sechs eingeborene Diener, 3000—3500 Mark für Lebensunterhalt, Kleidung der Familie usw. Also ca. 6000 Mark sind jährlich für laufende Unkosten mindestens zu rechnen.

Natürlich hat der afrikanische Viehzüchter mit Verlusten und Schwierigkeiten zu rechnen, die man in der Heimat nicht kennt. Viehseuchen, Raubtiere, stehlende Eingeborene verursachen dem Farmer einen ständigen Schaden. Will man diesen beziffern, so wird man mit einem jährlichen Verlust von 10 % annähernd das Richtige treffen. Dagegen beträgt die jährliche Vermehrungsziffer von vorhandenen Müttern gerechnet beim Rind ca. 70 %, beim Kleinvieh ca. 100 %, weil hier sehr viel Tiere zwei Junge werfen und auch gut ernähren. Handelt es sich um Wollschafzuchtbetrieb, für den gewisse Gegenden der Kolonie die denkbar besten Aussichten bieten, so darf man jedoch nur 70 % rechnen. Der Wollschafzüchter berechnet nach den im ganzen Kapland geltenden Erfahrungen den Gewinn an der Wolle eines Tieres mit 1.50—2.00 Mark.

Rechnet man mit den hier angegebenen Zuwachs- und Verlustziffern, so wird man zu dem Resultat kommen, daß der Farmer vom dritten Jahre an bereits Barüberschüsse zu verzeichnen hat. Im 6.—7. Jahre werden seine Herden sich derart vermehrt haben, daß er seine Farm voll besetzt hat. Durch das Anwachsen seiner Herden, über-

haupt durch das Steigen des Inventurwertes seines Besitzes wird er dann sein Vermögen verdoppelt haben, und außerdem durch den Verkauf von Hammeln, Ochsen oder Wolle jährlich einen Reinertrag bis zu etwa 10000 Mark erzielen können.

Aber, wie gesagt, es waren bisher Ausnahmefälle, daß Menschen mit einem baren Vermögen von 60000 Mark in die Kolonie auswanderten. Erst in allerneuester Zeit siedelten sich auch sehr vermögende Leute im Lande an. Das ist natürlich mit Freuden zu begrüßen. Geld und Intelligenz fehlten dem Lande zum Teil bisher gar sehr. Wenn in Zukunft bisweilen der Unbemittelte größere Erfolge erzielen wird als der Wohlhabende, so ist dies den Persönlichkeiten zuzuschreiben. Alle Farmbetriebe, die sich bisher in der Kolonie befanden, waren aus kleinen oder kleinsten Verhältnissen entstanden.

Die Ansicht, daß auch mittellose Leute unter heutigen Verhältnissen in Südwesafrika einen Viehzuchtbetrieb beginnen können, ist eine irrige. Der wenig bemittelte Ansiedler findet zunächst nur auf dem Gebiet der Kleinbesiedlung, indem er an geeigneter Stelle einige Hektar zu Garten-, Wein- und Obstbau urbar macht, seine Beschäftigung.

Die Landesregierung hatte seiner Zeit, mit diesem Umstande rechnend, beschlossen, eine vom Reiche bewilligte Ansiedelungsbeihilfe in Höhe einiger 100000 Mark an solche ausgediente Schutztruppler zu verteilen, die dadurch, daß sie sich während ihrer Dienstzeit einiges ersparten, ihre Tüchtigkeit bewiesen hatten. Solchen Leuten wurden, soweit die Fonds reichten, bis zu 6000 Mark auf mehrere Jahre unverzinslich als Darlehen bewilligt.

Ein mit kleinen Mitteln beginnender Farmer muß natürlich zunächst auf manches verzichten. Es ist aber, wie schon gesagt, sehr wohl durchführbar, sich in den ersten Jahren mit einem aus Baumstämmen, Schilf und Büschen selbst hergestellten, primitiven Wohnhaus zu behelfen. Der Kleinfarmer wird jedenfalls gut tun, von seinem Gelde sofort so viel wie möglich produktiv in Vieh anzulegen, und zwar wird er vorteilhafterweise zunächst nur Ziegen oder Schafe kaufen, weil er von diesen bereits im zweiten Jahre in Gestalt zu verkaufender Hammel eine Einnahme haben kann.

Weit günstiger wird sich das Verhältnis der Entwicklung gestalten, wenn, wie es oft der Fall sein wird, sich zwei derartige Anfänger zusammentun.

Wollen wir nun nach dem Ergebnis der obigen Ausführungen uns die Frage beantworten, welches Kapital der einwandernde Klein-Farmer nach Südwestafrika mitbringen muß, so können wir sagen: Aussicht auf Erfolg ist vorhanden bei einem Vermögen von 10—12000 Mark an. Diese Summe würde für einen Kleinbetrieb genügen.

Die obigen Betrachtungen sind vielleicht geeignet, zu wichtigen Schlüssen über die Rentabilität und den Gesamtwert der Kolonie zu führen. Das Tempo, in dem die weitere Besiedelung des Landes sowie dessen Bestockung mit Zuchtvieh vor sich gehen wird, kann den Maßstab bilden für den Zeitraum, nach dessen Ablauf die Kolonie in der Lage sein wird, die Kosten ihrer Verwaltung selbst aufzubringen, resp. Überschüsse zu erzielen.

Aus obigen Ausführungen kann man aber auch ersehen, daß die gesamte wirtschaftliche Lage in der Kolonie eine aussichtsvolle ist und dem Landwirt eine sicherere Zukunft verspricht, als es voraussichtlich die heimischen landwirtschaftlichen Verhältnisse können.

So ist es auch tatsächlich. Ist der Anfänger über das erste Entwicklungsstadium, in dem Sorge, Mühe und Arbeit ihm nicht erspart bleiben, hinaus, so wird er, wenn er ein ordentlicher Mann ist, der in der Arbeit seine Befriedigung findet, stets ein sorgenfreies Leben haben.

Ganz besonders günstige Aussichten können tüchtigen Landwirten, Söhnen größerer Besitzer oder Pächter mit Vermögen von 50000 Mark aufwärts gemacht werden. Was in der Heimat nicht mehr möglich, Südwestafrika bietet es: Eigenen Grundbesitz mit Aussicht auf sorgenfreie Zukunft für die Nachkommen.

Einige Winke für die Ausrüstung des Farmers in der Heimat.

Man nehme sämtliche Kleider und alles Schuhzeug, was man zu Hause getragen hat, mit. Was man selber nicht mehr tragen will, findet von den Eingeborenen willige Abnahme. An neuen Sachen schaffe man nur das Nötigste an. In der Kolonie kauft man an geeigneter Stelle heute schon recht gut und billig. Vor allem aber vermeide man, unpraktische Gegenstände, die dem Neuling gern aufgeredet werden, zu kaufen. Als wichtige Gegenstände sind anzugeben:

- 1 wasserdichte Lagerdecke, resp. 2 Militärzeltbahnen
- 1 Schlafsack

- 2—3 Kamelhaardecken
- 1 Kordanzug (Hose und Joppe)
- 2 Kaki-Anzüge (Hose und Joppe)
- 2 weiße Anzüge (Hose, Weste, Jacke)
- 1 Dtz. Sporthemden mit weichen, abknöpfbaren Kragen
- Div. Strümpfe, Unterzeug
- 1 wollene Leibbinde
- 2 Paar gute Schnürstiefel (wenn man empfindliche Füße hat, lasse man dem heimischen Schuhmacher sein Maß für Nachbestellungen)
- 1 Paar Ledergamaschen oder hohe Stiefel
- Reitzeug fürs Pferd
- 1 Liegestuhl für die Reise
- 1—2 eiserne, termitensichere Koffer
- 1 Schrotflinte mit 300 Patronen
- 1 Jagdbüchse Kal. 8—9 mm, 300 Patronen mit kleiner Bleispitze
- 1 gut ausgerüstete Hausapotheke, Fieberthermometer, Chinin etc.
- 1 ärztlichen Ratgeber (Hey, Kohlstock, Huhn etc.)

Man lasse sich keine Gegenstände aus Gummi, wie Badewanne etc., aufreden. Will man so etwas mitnehmen, fordere man die Gegenstände aus bestem Segeltuch. Gummi verdirbt im Lande in kurzer Zeit.

Bekannte Ausrüstungsgeschäfte in der Heimat, die auch Filialen in der Kolonie haben, sind: Hertzog, Dingeldey und Werres, Berlin, Lüttge und Braun, Hamburg.

Um bei der Landung in Swakopmund das gänzliche Auspacken der Koffer zu vermeiden, verpacke man Sachen, die verzollbar sind, so, daß man bequem heran kann.


Verzollt werden: Zuckersachen, Tabak, alkoholische Getränke, Gewehre und Patronen.



III. Teil.

Viehzucht.

1. Rindviehzucht.

hne Zweifel ist für die Kolonie die Rindviehzucht derjenige Zweig der gesamten Tierzucht, dem die größte Bedeutung zukommt, und dem die nachhaltigste Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Das Rind kann überall im ganzen Lande, wo überhaupt nur Viehzucht angängig ist, mit sicherem Erfolg gezüchtet werden. Es erfordert außerdem von allen Vieharten bei weitem die wenigste Arbeit und Pflege von seiten des Menschen. Die Tiere fühlen sich im Lande so heimisch und selbständig, daß sie sich auch ohne Anwesenheit des Menschen überall vermehren und zu größeren Herden vereinigen würden, was bei keinem andern Nutztvieh in gleicher Weise zu erwarten wäre. Die Rindviehzucht ist es, die dem Farmer die denkbar beste Ausnützung seiner Weiden gestattet, und die sowohl für den Fleischverbrauch in der Kolonie, wie für den Exportmarkt von der größten Bedeutung ist. Auch die Nachfrage nach jungen Ochsenaugen zu Zugtieren ist ziemlich groß und wird es noch lange bleiben, auch wenn in mehreren Teilen der Kolonie die Eisenbahnen den Hauptgüterverkehr besorgen werden. Endlich ist es nicht zu unterschätzen, daß der Farmer aus der Rindviehzucht überaus wertvolle Nahrungsmittel (Fleisch, Milch, Butter etc.) für sich und seine Leute gewinnt. Wenn die Lage der Farm eine günstige ist, kann er aus diesen Produkten einen gewinnbringenden Absatz erzielen.

Wenn auch wahrscheinlich für gutes Muttervieh noch lange hohe Preise gefordert und gezahlt werden, so ist doch, wie ich schon früher erwähnte, nicht daran zu denken, daß die Fleisch- und Viehpreise dauernd auf der jetzigen Höhe zu erhalten sind. Im Gegen-

teil, es liegt auf der Hand und ist auch im allgemeinen Interesse nur zu wünschen, daß wir in einigen Jahren zu gesunden Weltmarktpreisen kommen werden. Die für den Fleischkonsum in Betracht kommende Bevölkerung des Landes wächst von Jahr zu Jahr. Neue Unternehmungen auf den Gebieten des Eisenbahnbaues und der Minenindustrie werden ins Leben treten und zunächst noch die Fleischproduktion des Landes bewältigen. Auch die Kapkolonie, die jährlich große Mengen gefrorenen Fleisches aus Australien importiert, wird



Abb. 32. Namarind.

Abnehmerin von uns sein. Alle diese Absatzgelegenheiten werden aber nach einigen Jahren voraussichtlich nicht genügen, wenn die Entwicklung der Viehzucht nur einigermaßen weiter geht. Unbedingt müssen wir unsere Blicke auch nach der Heimat richten und bei Zeiten dafür Sorge tragen, daß die heimische Gesetzgebung uns die Einfuhr von Fleisch in irgend einer Form gestattet. Da die deutsche Landwirtschaft den Fleischbedarf für das Volk nicht mehr decken kann, sind die Fleischpreise in Deutschland infolgedessen und infolge des absoluten Fleisch-Einfuhrverbotes rapid gestiegen. Wenn auch in heimisch-agrarischen Kreisen gewisse Gegnerschaft gegen unsere Wünsche besteht, und wenn man heute auch noch nichts wissen will

von Öffnung des Marktes für die Kolonie, so wird dieser Standpunkt auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden können. Und da hat Deutschsüdwestafrika als deutsche Kolonie in erster Linie das Anrecht auf Berücksichtigung seiner Wünsche.

Außerdem ist die gehegte Befürchtung der heimischen Berufsgenossen, unsere Einfuhr werde die Preise stark drücken, eine absolut unberechtigte. Unser als Kühl- oder Eisfleisch oder als Konserven auf den heimischen Markt kommendes Fleisch kann niemals in der Qualität konkurrieren. Das Eis- oder Kühlfleisch wird ebenso wie in England in erster Linie für den Konsum in den großen Städten in Betracht kommen. Ärmere Volksschichten, die sich jetzt wöchentlich nur 1—2 Mal den Genuß von Fleisch gestatten können, werden dann durch das billige Kolonialfleisch in die Lage versetzt, des öfteren Fleisch essen zu können. Wie weit die Technik heute auf dem Gebiet der Fleischkonservierung gekommen ist, hat das kürzlich in Berlin im Restaurant Kaiser-Keller abgehaltene Probeessen von Gefrierfleisch in verschiedenster Gestalt gezeigt. Das Resultat war überaus befriedigend. Wenn gelegentlich einmal durch unachtsame Behandlung ein Posten Eisfleisch verdorben war, so wurde dies mit großem Trara in die Öffentlichkeit gebracht, um den Ruf des gefrorenen oder gekühlten Fleisches zu schädigen. In solchen Ausnahmefällen muß das verdorbene Fleisch natürlich ebenso verworfen werden, wie gut gemästetes, heimisches Fleisch, das von kranken Tieren stammt.

Den Ursprung der im Lande heimischen besseren Rinderrassen kann man wohl mit Sicherheit auf europäische Stammeltern zurückführen, die vor vielen Jahren in die jetzige Kap-Kolonie oder in andere Teile Südafrikas importiert wurden. Für das Namarind ist dies bewiesen. Ob die übrigen vorhandenen afrikanischen Rassen, die hauptsächlich von Eingeborenen gezüchtet wurden, wie Ovambo- und Damararinder, vielleicht von den schon in alten biblischen Zeiten erwähnten Rinderrassen Afrikas abstammen und sich allmählich über das Land verbreitet haben, ist wohl als eine offene Frage zu betrachten; unmöglich ist es nicht.

Schon in ihrer äußeren Erscheinung, außerdem aber noch in manchen Eigentümlichkeiten von einander abweichend, scheidet sich das im Lande vorhandene Rindvieh in folgende Rassen: 1) das Namarind, 2) das Damararind, 3) das Ovamborind. Zu diesen alten Landesrassen kann man als vierte Rasse neuerdings die aus Europa impor-

tierten Tiere und deren Nachkommen zählen (Abb. 32—35). Das Damararind wird in einigen Jahren voraussichtlich als reine Rasse ausscheiden, da kaum anzunehmen ist, daß es noch von einem Farmer rein weiter gezüchtet werden wird, wie früher bei den Hereros. Immerhin aber wird sich das Blut des Damararindes noch durch Generationen bei den veredelten Tieren bemerkbar machen.

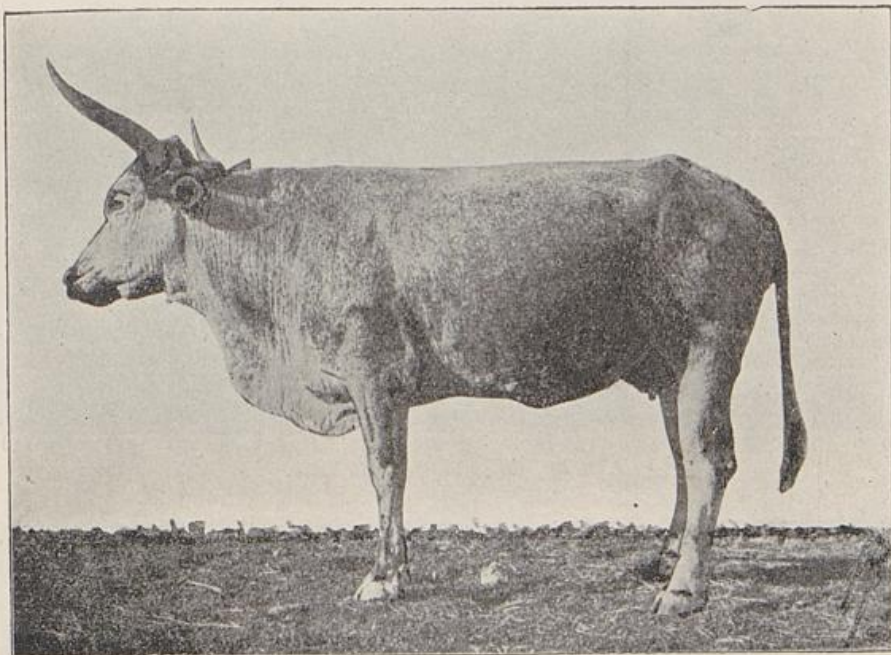


Abb. 33. Damararind.

Unbedingt den ersten Platz als Nutztier nimmt das Namarind, auch Bastard genannt, ein. Die Rasse stammt aus Südafrika und hat, wie oben erwähnt, ohne Zweifel schon edles Blut in sich. Die Kapkolonie war schon seit langer Zeit bemüht, edelste Zuchttiere ins Land zu bekommen, und importierte besonders in den letzten 50 Jahren das Beste, was auf der Welt zu haben ist. Ich sah vor einigen Jahren bei einem Kapschen Züchter, der sein Ziel auf edle schwarzbunte Holländer gerichtet hat, Tiere in den Ställen, wie ich solche auf den landwirtschaftlichen Ausstellungen der Heimat nicht besser gesehen habe. Der Mann forderte für seine Bullen allerdings auch nur die Kleinigkeit von 2—3000 Mark pro Stück. Das Holländerind scheint in Südafrika bei der Aufkreuzung der dortigen landesheimischen Rinder überhaupt eine große, wenn nicht die ausschlag-

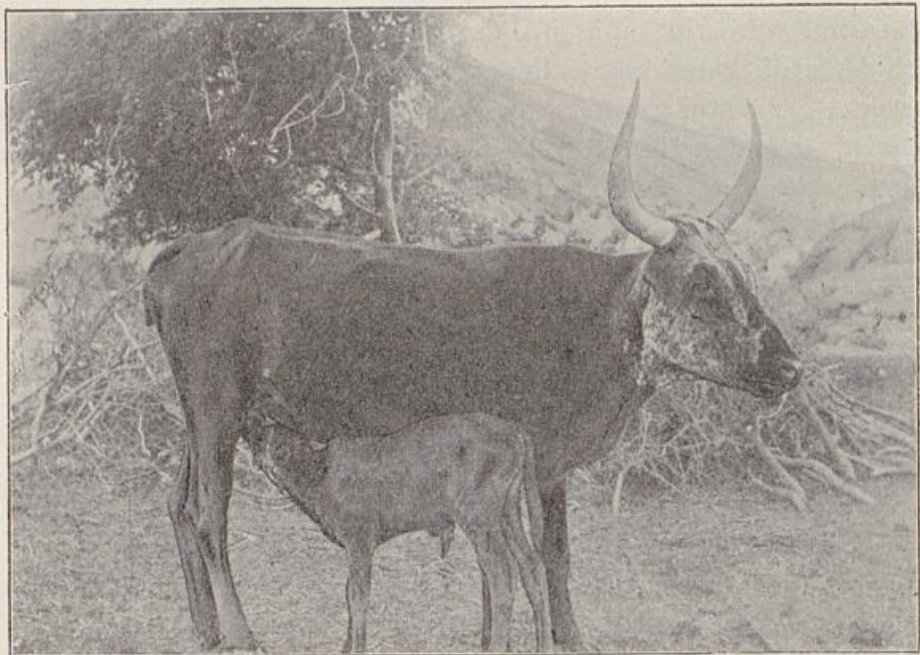


Abb. 34. Ovamborind mit Kalb.

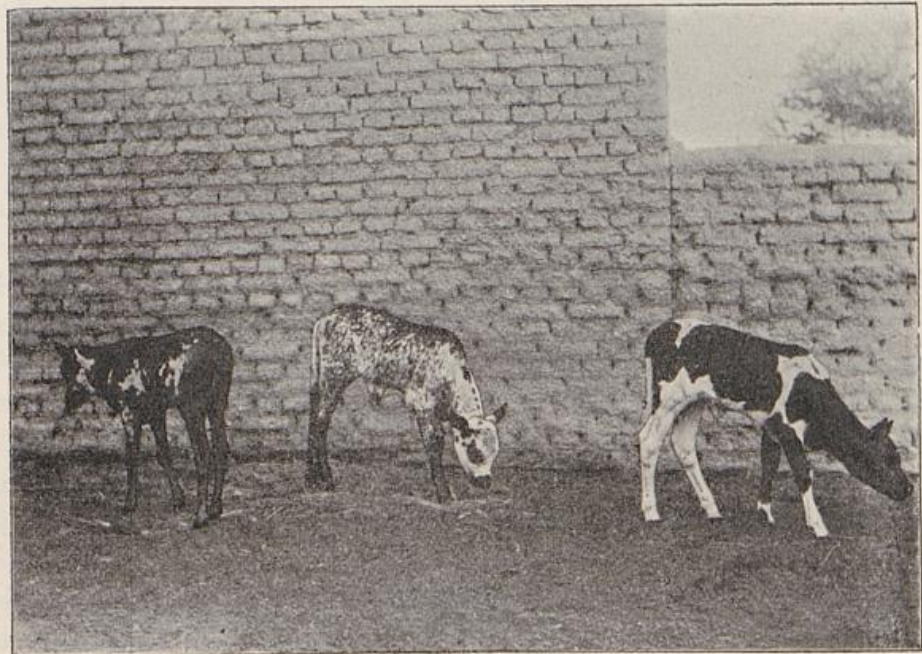


Abb. 35. Von links nach rechts: Namakalb, Damarakalb, Kreuzungstier von importiertem holländischen Bullen.

gebende Rolle gespielt zu haben. Neuerdings hört man viel von guten Erfolgen, die durch rote Linkolns, auch rote Shorthorns genannt, gemacht sein sollen.

Das Namarind wurde im Namalande gewöhnlich von Weißen und von Bastards gezüchtet. Durch die letzteren, auch durch Buren, die s. Z. aus der Kapkolonie einwanderten, sind die Tiere zu uns ins Land gekommen. Bei den weißen Besitzern fand man vor dem Kriege auch im Damaraland schon gute Bestände von Namavieh, sogar die Hereros fingen bereits an, durch Ankauf guter Namabullen ihre Nachzucht zu verbessern (Abb. 36). Man sieht der Rasse auf den ersten Blick die auf ihre Zucht verwandte, größere Sorgfalt an. Die Tiere haben einen schönen Körper, sind größer und ebenmäßiger gebaut als die anderen, man könnte sagen, wild gezüchteten Rassen. Die Kühe sind vor allem auch weit bessere Milchgeber. Eine gute Namakuh gibt in der besten Zeit nicht selten außer dem, was das Kalb gebraucht, 3—5 Liter den Tag. Dem heimischen Rindviehzüchter wird natürlich ein Milchertrag von 3—5 Litern lächerlich gering erscheinen. Es muß aber in Betracht gezogen werden, daß in Afrika die Tiere mehr oder weniger noch Naturgeschöpfe sind, die ebenso wie das Wild eigentlich nur soviel Milch geben, wie das Kalb gebraucht. Die Milchergiebigkeit der Kühe in unserer deutschen Heimat ist eben ein Resultat Jahrhunderte langer Züchtung.

Ein ausgewachsener Namaochse gibt 6—700 Pfund Fleisch. Dabei sind die Tiere nicht kleiner, eher größer als die größten bayrischen Ochsen, die man in der Heimat züchtet, und die es zu einem Fleischertrag von 8—10 Zentnern bringen. Dem Namarind fehlen zu einer ebenso vollkommenen Ausnutzung nur der tonnenförmige Leib und die fleischigen Körperformen, Eigenschaften, die durch rationelle, zielbewußte Zucht unbedingt erreicht werden können. Die Namaochsen sind geschätzt als Zugtiere für solche Frachtwagen, die auf guten Wegen große Lasten befördern. 90—100 Zentner waren für ein Gespann Namaochsen die gewöhnliche Fracht, mit der der Bur seinen Wagen belastete. Die Tiere sind ruhig bis zur Schwerfälligkeit und in jeder Beziehung unsern heimischen Zugochsen ähnlich. Ein Frachtfahrer, der ein Gespann Namaochsen treibt, wird in der Regel seinen Wagen in der halben Zeit bespannt haben, wie ein solcher, der nur mit Damaraochsen arbeitet. Ein Nachteil bei dem Namaochsen als Zugtier ist jedoch, daß er infolge seiner Körperschwere auf

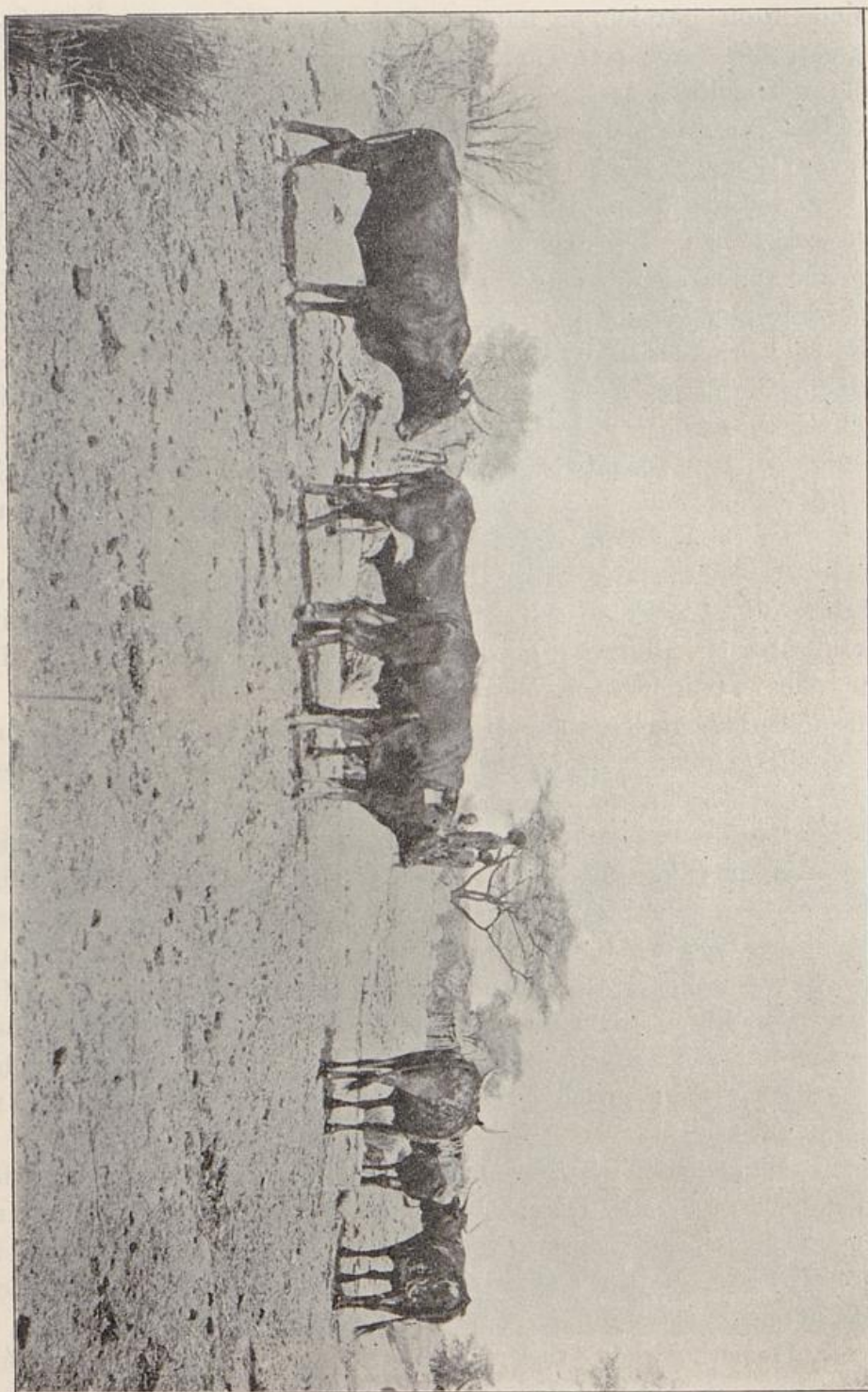


Abb. 36. Basseres Hererovieh.

steinigen Wegen sich leicht die Füße wund läuft. Der Frachtfahrer wendet in diesem Falle einen primitiven Hufbeschlag an, der gleich auf der Landstraße, nachdem der Ochse geworfen und gefesselt ist, ausgeführt wird.

Der Bur und der Bastard hatten für Tiere, die von einem importierten, edlen Stier, wenn auch aus alter Generation, abstammen, die Bezeichnung „Muff“. Ein Muff-Bulle oder eine Muff-Kuh wurde von jedem Züchter höher bezahlt als alle anderen.

Das Damararind wurde im Damaraland vor dem Kriege von den Hereros gezüchtet, und von anderen, besonders von weißen Besitzern vielfach zur Kreuzung mit dem Namarinde benutzt, indem man die Damarakühe zu Namabullen führte. Das Damararind zeigt kleine, oft verkümmerte Körperformen. Andererseits sah man aber bei manchem Herero auch schöne Bestände, die das Auge jedes Landwirts erfreut hätten. Die Tiere tragen ein ungemein starkes Gehörn. Man sieht ihnen an, daß sie auf der Steppe in der Wildnis aufgewachsen und auch für diese absolut geeignet sind. Eine im Hereroland beim plötzlichen Erscheinen eines Weißen gewöhnlich mit Gebrüll und erhobenen Schwänzen flüchtig abgehende Rinderherde machte fast den Eindruck einer Herde wilder Tiere. Diese Rinderart würde im Lande auch ohne Beihilfe des Menschen gleich dem Wilde existieren können, sie ist in jeder Beziehung selbständig und widerstandsfähig genug dazu.

Das Damararind ist ungemein schnell und gewandt. Es galoppiert und springt über Hindernisse mit einer Gewandtheit, die man beim Rind eigentlich sonst nicht kennt. Die Hufe der Damaraochsen sind wie von Eisen. Sie klettern im schwierigsten Gelände. Es ist daher dieser Rasse als Zugtier ihrer ungemeinen Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit wegen bei weitem der Vorzug zu geben. Ganz besondere Schwierigkeiten in unwegsamem, felsigen Gelände, in Wüsten, wo große Strecken ohne Wasser und Futter zurückzulegen sind, wo die Tiere oft 4—5 Tage ohne beides aushalten müssen, überwindet der Damaraochse, wenn er nur dann und wann etwas zu beißen hat, spielend. Besonders wertvoll sind junge Damaraochsen für die Bespannung eines Reisewagens oder einer leichten Karre. Die Tiere legen auf guten Wegen bis zu 50 Kilometer in 24 Stunden zurück, besonders wenn die Nächte zur Reise ausgenutzt werden, und wenn das Reiseziel nicht auf 4 Wochen entfernt liegt.

Die Anbändigung der jungen Damaraochsen erfordert ihrer Natur entsprechend weit mehr Zeit und Geduld als die des Namaochsen, der sich gewöhnlich nach einigem Widerstreben in sein Schicksal ergibt. Ganz zahm, so daß er sich direkt anfassen ließe, wird der afrikanische, besonders der Damaraochse, selten, fast nie. Der Treiber wirft den Ochsen zum Einspannen eine Riemenschlinge über die Hörner und zieht sie so ins Joch. Schon mancher, der sich einem Ochsen von hinten oder sonst in ungeschickter Weise näherte, erhielt einen Schlag, der ihn einige Meter weit kopfüber warf. Die Hereros benutzen den Ochsen auch als Reittier. Ein Trupp von 8—12 berittenen Hereros, flott auf ihren Ochsen dahintrabend, war in früherer Zeit kein seltener Anblick; die Leute saßen nackend ohne Sattel auf den Rücken der Ochsen. Als Leitzügel wurde eine Riemenstripe benutzt, die man an einem durch die Nase gesteckten Holze befestigte. Auch die Schutztruppe bediente sich früher zeitweilig des Ochsen als Reittier. In neuerer Zeit, wo bei der Truppe alles mehr nach heimischer Weise eingerichtet wird, ist der Reitochse verschwunden. Wenn es auch nicht sehr militärisch aussehen mag, praktisch wäre es darum doch, wenn jeder Kompagnie, besonders im Norden eine Anzahl von Reitochsen zur Verfügung stände, allein schon, um in der Sterbezeit die Pferde schonen zu können. Der Hauptmann von Wangenheim, der eine Zeitlang in Outjo stand, ein alter Praktiker, hatte in der Kriegszeit auf seiner Station 50 Stück junge Damaraochsen zureiten lassen, die der Kompagnie gute Dienste leisteten. Es war ein wunderbarer, in seiner Art aber auch schöner Anblick, wenn diese Ochsenkolonne des Morgens zu Übungsritten auszog.

Als Schlachtthier liefert ein ausgewachsener Damaraochse durchschnittlich 4—500 Pfund Fleisch. Die Kühe geben außer dem Quantum, das vom Kalb genommen wird, nur wenig Milch, können auch, ohne daß sie gefesselt werden, kaum gemolken werden. Eine eigentümliche Art des Melkens hat sich bei den Eingeborenen eingebürgert. Das Kalb steht auf der einen Seite und saugt die Kuh, der die Hinterfüße zusammengebunden sind, an. Der Melkende sitzt auf der anderen Seite; das Kalb ab und zu verjagend, strippt er dazwischen. Nur auf diese Weise, indem er die Kuh gewissermaßen betrügt, gelingt es dem Kaffern, etwas Milch in sein Gefäß zu bekommen. Stirbt etwa das Kalb einer Kuh, so haben die Eingeborenen ein sehr raffiniertes Mittel, die Mutter zu betrügen. Das Fell des toten Kalbes wird in

frischem Zustande einem andern, gleichaltrigen, lebenden Kalbe übergezogen und festgebunden. Dieses Tier wird nun der Kuh, wenn sie gemolken werden soll, zugeführt. In den meisten Fällen gelingt der Betrug so gut, daß das Tier doch noch einige Monate gemolken werden kann.

Die Hereros kannten für die Milch keine andere Verwendung, als sie in saurem Zustande mit Wurzeln versetzt zu genießen. Sie nannten dieses, ihr hauptsächlichstes und geschätztes Volksnahrungsmittel „Omaire“. Die Süßmilch, die sie nur selten als solche genossen, heißt „Omaihi“. Interessant war es zu beobachten, wie des Morgens auf einer Hererowerft die einzelnen Hüttenbesitzer, das Milchgefäß auf dem Kopfe, zum Häuptling pilgerten. Es war nämlich Gesetz bei den Hereros, daß keine Familie die zum Genuß fertige Milch genießen durfte, bevor der Häuptling sie probiert hatte. Durch diesen Gebrauch wurde dargestellt, daß der Häuptling, gewissermaßen der Vater der ganzen Werft, sich davon zu überzeugen hatte, ob seine Leute auch gut ernährt wurden.

Das Ovamborind, welches ich als dritten Rindertypus des Landes angegeben habe, ist bedeutend kleiner als die beiden schon genannten Arten. Nach oben stehende, lyraförmige Hörner, die übrigens beim Damararind auch häufig vorkommen, sind das allgemeine Abzeichen dieser Rasse. Die Ochsen sind wegen ihres geringen Gewichtes für die Verwendung als Zugochehen weniger von Bedeutung. Sie haben auch infolge des Umstandes, daß es im Ovambolande fast gar keine Steine gibt, und daß die Tiere auf sehr weichem Boden aufwachsen, außergewöhnlich weiche Hufe. Wie schon gesagt, möchte ich dem Ovamborind eine andere Abstammung zusprechen als den vorgenannten. Es ähnelt in Vielem weit mehr den kleineren Tieren, die man im mittleren Afrika vorfindet, und die an den Küstenplätzen Mossamedes, Lagos, Mongrovia und den Kanarischen Inseln von anlaufenden Schiffen als Schlachttiere eingenommen werden. Eine Verwandtschaft zwischen dem Damararind und dem Ovamborinde möchte ich bezweifeln. Das Damararind ist s. Z. mit den von Osten eingewanderten Hereros ins Land gekommen, während die Ovambos mit ihren Tieren wahrscheinlich aus dem Innern Afrikas stammen. Die Ovambos sind im allgemeinen ein ackerbautreibendes Volk und betrachten die Viehzucht als Nebengewerbe. Es wird aus diesem Grunde vielfach behauptet, sie ständen auf einer höheren Kulturstufe als die Hereros. Der Ovambo kennt

auch bereits die Verwendung der Milch zur Butterbereitung u. a., er lebt aber, wie gesagt, in erster Linie vom Ackerbau. Wenn man nun auch vielleicht berechtigt ist, vom allgemeinen Kulturstandpunkt aus ein ackerbautreibendes Volk einem Nomadenvolk, das ausschließlich Viehzucht betreibt, vorzuziehen, so besteht doch kein Zweifel darüber, daß an Intelligenz und Anpassungsvermögen der Herero den Ovambo bedeutend überragt.

Die Ovambokühe geben im allgemeinen etwas mehr Milch als die Damarakühe, auch sind sie zur Kreuzung mit besseren Bullen sehr geeignet. Ihr Körper zeigt eine ebenmäßige, gedrungene Form; daher kommt es, daß Leute, die viel mit Damaraochsen zu tun hatten, beim Abschätzen des Fleischgewichts beim Ovamborinde gewöhnlich zu niedrig greifen. In Gegenden des Landes, wo man viel oder ausschlaggebend mit Sauergräsern zu rechnen hat, erfreuen sich die Ovambo-Kühe großer Beliebtheit für die Grundlage des Zuchtstammes. Die Tiere sind ausgeprochene Sauergrasrinder, denn in ihrer Heimat gibt es so gut wie keine süßen Gräser.

Sonst noch im Lande vorkommende Rindertypen sind: das Betschuanen- und das Basutorind. Wesentliche Unterschiede sind jedoch nicht vorhanden, und ich brauche deshalb auf diese Typen nicht weiter einzugehen.

Seitdem der weiße Ansiedler sich in erster Linie der Viehzucht zugewandt hat, hat er auch mit den Versuchen begonnen, die afrikanische Viehrasse durch Kreuzung mit edlen europäischen Stieren zu verbessern. Von der Landesregierung, von Gesellschaften und von Privatbesitzern wurden in den letzten Jahren vor dem Kriege häufig Simmenthaler, Pinzgauer, Vogelsberger, Holländer und auch Shorthornstiere importiert, vereinzelt auch Muttertiere. Die importierten Tiere machten sich da, wo ihnen eine von den Umständen geforderte, gute Behandlung zuteil wurde, ganz gut. Dieser Import von edlem Zuchtvieh aus Deutschland war in den letzten Jahren von bedeutendem Umfang. Leider mußte uns auch hier der in ganz Deutschland wütenden Maul- und Klauensäuche wegen die Zufuhr gesperrt werden. Nachdem diese Sperre fast überall aufgehoben ist, werden wieder in Mengen Zuchttiere, besonders Bullen eingeführt werden. Die Landes-Regierung gewährte bisher in dankenswerter Weise für den Import von edlem Zuchtvieh erhebliche Beihilfen; die recht bedeutenden Kosten für den Seetransport fielen für den Farmer

ganz fort. Die deutsche Landwirtschaftsgesellschaft hat durch ihre Kolonial-Abteilung seit einigen Jahren eine eigene Viehankauf- und Ausfuhrstelle für koloniale Zwecke ins Leben gerufen. Dadurch, daß der Ankauf fachmännisch und gewissenhaft im Interesse des Käufers geleitet wird, sind erhebliche Vorteile zu verzeichnen. Der Farmer wird daher gut tun, sich bei Bedarf an diese Stelle zu wenden. Durch welche von diesen europäischen Rassen zukünftig eine zweckmäßige Veredelung unserer alten Stämme wird herbeigeführt werden können, ist heute kaum schon zu sagen. Erst an den Nachkommen der späteren Generationen wird sich einst das Richtige erkennen lassen. Daß sich aus Europa importierte weibliche Tiere in der Kolonie je ganz akklimatisieren werden, ist so gut wie ausgeschlossen. Sie müssen ständig besonders gepflegt und durch geeignete Maßnahmen geschützt werden.

Es ist in diesem Punkt sehr viel gesündigt worden, und eine falsche Sparsamkeit hat manchen Viehbesitzer, der sich für teures Geld (etwa 1000—1200 Mark) einen edlen Bullen gekauft hatte, oft nicht nur um diesen selbst, sondern auch um jeden erspriesslichen Zuchterfolg gebracht. Geht so ein importierter Bulle ein, nachdem er 30—50 Kühe gedeckt hat, so hat er allerdings seinen Zweck zunächst in gewissem Maße erfüllt. Es ist aber durchaus nicht notwendig, daß das Tier schon nach kurzer Lebenszeit verenden muß. Bei rationeller Fütterung, die der früheren Gewohnheit der Tiere angepaßt werden muß, bei guter Pflege und Wartung kann ein Bulle alt werden und jedes Jahr seine 30—50 Kühe belegen.

Die Tatsache, daß in Afrika jeder Viehzüchter wird, gleichviel ob er in seinem Leben früher mit Vieh zu tun hatte, oder ob er solches kaum kennt, ist daran schuld, daß auf diesem Gebiet oft auf das Unvernünftigste gesündigt wurde. Gar mancher dachte, wenn das Geld für den Bullen bezahlt und dieser auf der Farm angekommen war, nun sei alles getan, und er werde von seinen Kühen bald edle Kälber bekommen. Der neuangekommene Bulle lief wohl in den ersten Tagen den Kühen nach, machte auch hier und da den Versuch zu decken, aber von Tag zu Tag wurde er träger, und bald isolierte er sich ganz von der Herde und führte ein Einsiedlerleben, scheinbar seinem Besitzer zum Hohn. Er wurde von Tag zu Tag magerer und stumpfsinniger, bis dann ein erfahrener, alter Bekannter kam, der zum Besitzer sagte: „Du mußt dem Bullen Hafer oder Mehl geben, ihm einen überdachten Raum bauen, in dem er vor der

Sonne geschützt ist, und darfst ihn überhaupt nur des Nachts zu den Kühen in den Kraal lassen“ usw.

Wenn es auch schwer gelingen wird, ein importiertes Tier, das durch schlechte Pflege schon heruntergekommen ist, wieder auf die Beine zu bringen, so hat man andererseits, wenn man von vornherein alles Erdenkliche tut, damit das Tier sich leichter an die neuen Verhältnisse gewöhne, die größte Aussicht auf Erfolg.

Ungemein fördernd und für die noch weniger Erfahrenen belehrend können landwirtschaftliche Ausstellungen verbunden mit Viehmärkten wirken, wie solche auch schon in früherer Zeit von der Regierung abgehalten wurden. Den Besuchern solcher Ausstellungen werden die Erfolge und Erfahrungen anderer sichtbar vor Augen geführt. Es wäre allerdings wünschenswert, daß in Zukunft etwas sachgemäßer bei der Prämiiierung vorgegangen würde. Der Aussteller hätte z. B. in erster Linie sein Zuchtziel anzugeben, und die Prämien dürften nicht wie bisher auf Landesrasse und importierte Tiere lauten, sondern müßten für Leistungen in den Zuchtrichtungen, für Milchproduktion, Fleischproduktion, also für hervorragende Fleisch- oder Milchkühe, für Zugoehsen usw. erteilt werden. Für alle diese Zuchtziele bieten unsere vorhandenen Rinderrassen unbedingt ein geeignetes Stammmaterial. Der Intelligenz des einzelnen Züchters muß es überlassen bleiben, wie er seine Maßnahmen trifft, um sein Ziel zu erreichen. Unbedingt notwendig ist es aber, daß jeder, der mit der bestimmten Absicht an die Arbeit herantritt, seine Herde in irgend einer Richtung zu verbessern, sich bei Zeiten genau darüber klar geworden ist, was er erreichen will. Er muß sich das Zuchtziel, auf das er zustrebt, von vornherein gesetzt haben und darf von ihm keinen Zoll breit wieder abweichen. Jede Änderung oder jedes Abschwenken von dieser einmal eingeschlagenen Zuchtrichtung ist gleichbedeutend mit Stillstand oder Rückgang.

Für die Durchführung solcher allgemeinen Gesichtspunkte in der Zucht wäre es ganz besonders zweckmäßig, wenn sich die Züchter einer und derselben Gegend, für die natürlich auch gemeinsame Interessen vorliegen, zu Zuchtgenossenschaften vereinigten. Eine aus der Mitte der Beteiligten gewählte Kommission müßte dann die Auswahl der Zuchttiere treffen. Wenn auch die allgemein vorliegenden Verhältnisse es noch mit sich bringen, daß man schlecht gebaute, minderwertige Kühe nicht ausrangieren und zur Schlachtbank führen

kann, wie man es in Europa tun würde, so wäre immerhin schon viel gewonnen, wenn man verhindern könnte, daß nicht mehr direkt minderwertige Vatertiere zur Zucht gebraucht werden. Jedes Muttertier ist heute noch eine Kapitalsanlage, die ihre 10—15 % Zinsen bringt, es wäre daher geradezu ein Vergehen, Kühe, die noch Kälber bringen können, zu schlachten. Der verständige Züchter wird natürlich minderwertige Muttertiere nicht gleich einem edlen Vollblutbullen zuführen. Von großem Vorteil würde für unsere sich entwickelnde Rinderzucht sein, wenn bald Herdbuchgenossenschaften für die einzelnen Bezirke und Zuchtrichtungen entstehen würden. Im Bezirk Grootfontein besteht bereits eine Vereinigung von Züchtern für schwarzbuntes Niederungsvieh, d. h., die Vereinigung verwendet zu Aufkreuzungen Bullen dieser Rasse.

Auf dem Gebiete der Tierzucht Großes zu leisten, ist bis jetzt allerdings nur wenigen bedeutenden Männern gelungen. Jeder kann nicht Züchter sein in dem Maße, wie es im Sinne des Wortes „Edelzucht“ liegt. Es kommt dies ja auch augenblicklich für unsere Kolonie in diesem Sinne noch nicht in Betracht. Die Masse wird bei uns noch lange ausschlaggebend sein. Ein großer Unterschied für die Rentabilität aber ist es, ob man einem Ochsen 100 Pfund Fleisch mehr geben kann oder nicht, denn jede Verbesserung ist Reingewinn. Ich deutete früher bereits an, daß der Wertunterschied der einzelnen Farmen besonders in dem produzierten Futter und dessen Nährwerten bestände. An dieser Stelle muß ich nochmals ganz besonders darauf hinweisen, daß der Züchter, bevor er sein Zuchtziel aufstellt, darüber klar ist, was für Futterwerte er den Tieren auf seiner Farm bieten kann. Genau so wie in der Heimat muß den Tieren besonders, wenn man sich mit ihrer Veredelung beschäftigt, ein Futter gereicht werden, in denen die Nährstoffe in richtigem Verhältnis vorhanden sind. Das heißt: Der Farmer in Afrika kann nicht wie der heimische Landwirt dieses oder jenes Futter ankaufen, sondern er hat sich nach den Futterverhältnissen seiner Farm zu richten. Mit anderen Worten: Der Züchter muß seine Farm mit solchen Nutztieren besetzen, die mit dem vorhandenen, von der Natur jährlich wiedergegebenen Futter auskommen. Daß die alten, im Lande heimischen Viehrassen in allen Gegenden des Landes gedeihen, wissen wir. Die Tiere haben sich eben mit der Zeit dem Lande angepaßt, sie sind tatsächlich ein Produkt der Scholle. Wenn wir nun von unseren Rindern ein Mehr verlangen,

so muß vorher die Frage beantwortet sein, ob auch das vorhanden ist, was dieses Mehr bedingt. In diesem Falle kann man den Tierkörper sehr gut mit einer Dampfmaschine vergleichen. Wie diese für ihre Höchstleistung erstklassiges Heizmaterial beansprucht, so fordert auch der Tierkörper, wenn er mehr leisten soll, ein Mehr an Nährstoffen. Daher müssen auch wir Südwester unseren Tieren, wie gesagt, die Nährstoffe in einem gewissen Verhältnis bieten. Hierbei geben uns die vorerwähnten Futteruntersuchungen in Hamburg wertvolle Winke. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß alle landesheimischen Nutztiere mit einem sehr weiten Nährstoffverhältnis auskommen; ihre Körper sind eben danach gebildet, riesige Mengen Trockensubstanzen zu verarbeiten. Man kann sich hiervon ein Bild machen, wenn man bedenkt, daß ein Hereroochse die Hälfte seines Lebendgewichtes nach dem Schlachten einbüßt. Wesentlich anders aber sind die Organe unserer heimischen, seit Generationen hochgezüchteten, intensiv ernährten Rinder gestaltet. Wenn auch nicht zu bezweifeln ist, daß ihre im Lande geborenen Nachkommen sich an die gegebenen Verhältnisse gewöhnen werden, so halte ich trotzdem ein langsames Vorgehen für notwendig. Ebenso wie es für die ganze Entwicklung unseres Wirtschaftsbetriebes heißt: Aus dem kleinen muß auch der größte Betrieb sich entwickeln, ebenso muß es bei der Veredelung der Viehzucht auf alle Fälle heißen: Nicht sprungweise, sondern schrittweise vorgehen.

Ob die Veredelung der afrikanischen Viehrassen durch eine wiederholte Kreuzung der Nachkommen, wie man es in der Windhuker Gegend z. B. mit Simmenthalern ausgeführt hat, unter den gegebenen natürlichen Verhältnissen anzuraten ist, kann man heute noch nicht bestimmt sagen. Erst die Erfolge der Zukunft werden diese Frage entscheiden. Wenn auch die Simmenthaler Rasse im Lande viele Anhänger hat und von Autoritäten, wie Rickmann und Ostertag, für unser Land direkt empfohlen werden, so mehren sich doch die Stimmen aus der Praxis, die nichts Rechtes mehr von Simmenthalern wissen wollen, da die Tiere von Generation zu Generation hellfarbiger werden sollen, und man auch hier und da ein Zunehmen der Unfruchtbarkeit beobachtet haben will. Ich erinnere mich noch recht gut aus der Zeit meiner landwirtschaftlichen Praxis als Wirtschaftsbeamter, daß es eine Zeitlang auch in Norddeutschland für eine renommierte Wirtschaft dazu gehörte, daß man Simmenthaler

Rinder in den Ställen hatte. Heute sind die Simmenthaler in Norddeutschland so gut wie verschwunden, das schwarzbunte Niederungsvieh hat sie vollständig verdrängt. Man sagt der Rasse Weichlichkeit und besondere Neigung zu allerlei Lungenkrankheiten nach. Es ist ja keine Frage, daß die Rasse etwas Bestechendes hat. Wenn man einen 3 jährigen Simmenthaler und einen 3 jährigen Holländer Ochsen zusammen sieht, wird man unbedingt sagen, daß der Simmenthaler mehr wiegt. Betrachtet man aber das Verhältnis bei 5 jährigen Ochsen wieder, so ist es bereits anders geworden. Wie gesagt: Man geht auch in Windhuk schon von Simmenthalern zu Holländern oder anderen Niederungsrassen über. Das Streben des Einzelnen, wenn er sich überhaupt mit einer Verbesserung seiner Tiere abgeben will, kann zunächst nur auf die Milchproduktion und auf die vervollkommnung des Körpers zur Fleischproduktion gerichtet sein. Im übrigen gibt es so manche Maßnahmen, die jeder Viehbesitzer ohne Kosten und ohne große Fachkenntnisse zwecks Verbesserung seiner Herden durchführen kann. Da ist zunächst die Auswahl guter männlicher Zuchttiere nach dem alten Zuchtprinzip: „Gutes zu Gutem gibt Gutes“. Für die Zuchtrichtung auf Milchertrag ist es eine altbewiesene Sache, daß man dabei nicht in erster Linie die Kälber guter Milchkühe berücksichtigen soll, sondern daß die Bullenkälber der besten Milchkühe zur Zucht angesetzt werden müssen. Der Fettgehalt der Milch dagegen soll sich wieder von der Mutter auf die Tochter vererben.

Für die Fleischzucht kommen in erster Linie Tiere mit tonnenförmig gestrecktem Leib und vollen, fleischigen Gliedmaßen in Betracht. Was auf dem Gebiete der Fleischproduktion geleistet werden kann, zeigen die in der Kriegszeit häufig nach Südwestafrika importierten argentinischen Ochsen. Trotz der auch dort betriebenen Weidewirtschaft hat man doch ein Produkt erzielt, dem man die hohe Zucht auf den ersten Blick ansieht. Fast alle Tiere sind hornlos und fallen durch ihren lang gestreckten Körper sofort auf. Solch ein ausgemästeter argentinischer Ochse ergibt denn auch an Fleisch das doppelte Quantum von dem, was wir von unsern Tieren gewöhnt sind. Diese argentinischen Ochsen sind, wie man auf den ersten Blick sieht, Nachkommen der heute als Fleischträger weltberühmten englischen Shorthorns.

Ob aber diese Rasse bei uns im Lande zur Veredelung geeignet sein würde, ist mir zum mindesten zweifelhaft. Die bisherigen Er-

fahrungen, die man mit dem Import von reinen Shorthorns gemacht hat, sprechen eigentlich für das Gegenteil. Bei unsern im allgemeinen extensiven Ernährungsverhältnissen, die es mit sich bringen, daß die Tiere ungeheure Massen von trockenem Futter zu sich nehmen müssen, war es vielleicht nicht zu verwundern, daß diese hochgezüchteten Tiere zurückgingen. Die Nachkommen von Shorthornbullen sowie diese selbst, die ich im Lande gesehen habe, zeichneten sich durch schlechtes Aussehen und ständige Magerkeit vor allem anderen Vieh aus. Wenn in der Kapkolonie durch Kreuzung mit Shorthorns gute Erfolge erzielt sein sollen, so kann dies meiner Ansicht nach nur in der nächsten Umgebung von Kapstadt der Fall gewesen sein, wo die wirtschaftlichen Verhältnisse genau denjenigen unserer deutschen Heimat gleichen, oder wo sonst ständiges Grünfutter zur Verfügung stand. Jedenfalls ist es auch in denjenigen Gegenden der Kapkolonie, die unserm Lande gleichen, Tatsache, daß man mit Holländern die besten Resultate erzielt hat. Bei seiner Kalkulation muß man nicht mit normalen Verhältnissen rechnen, sondern mit Jahren der Futternot, wo entweder kaum Gras gewachsen ist, oder wo die Heuschrecken, wie z. B. 1907, alles bessere Futter abgefressen haben. Wie sich in solchen Jahren das Vieh durchschlägt, darauf kommt es an. Jede einheimische Steppenrasse kennt so etwas, auch unsere alten Damarakühe mußten sich in solchen Zeiten mit holzigen Zweigen, Baumrinde oder mit anderem Futter behelfen, was sie in normalen Jahren verschmähen. Es wäre tief betrübend, wenn alle die Zuchten im Lande, die zu rascher Aufkreuzung oder gar zur Reinzucht sprungweise vorgegangen sind, durch solche ungünstigen Futterverhältnisse einmal schwere Schäden erleiden müßten. Meine Ansicht geht dahin, daß man im allgemeinen gute, im Lande geborene Halbblutbullen verwenden, oder, wenn man mit Vollblut kreuzt, jedenfalls in den ersten 10 Jahren nur bis zum Halbblut gehen sollte. Vielleicht gehe ich selber wieder einen Schritt zurück und verwende dann später lieber nochmals Vollblut.

Die Erfahrung, die ich selbst in der Kolonie bereits in den 90er Jahren mit importierten Holländern gemacht habe, und zwar mit zwei Bullen und zwei jungen Kühen, sind in jeder Weise befriedigend gewesen. Ein 2¹/₂ jähriger Bulle deckte bei guter Pflege und Ernährung im ersten Jahre bereits 30 Kühe, im zweiten Jahre begleitete er schon die Herde ständig auf die Weide und holte sich nur abends sein Kraftfutter, 6—8 Pfund Mehl oder Hafer. Ein Hufbeschlag war allerdings

dann und wann erforderlich. Ein von einer der beiden holländischen Kühe geborener junger Bulle entwickelte sich derartig, daß er schon im Alter von einem Jahr genau wie die übrigen Tiere ohne Beifutter und besondere Pflege vorzüglich gedieh. Meine seit dem Jahre 1907 in Otjitambi mit Holländer Vollblutbullen gemachten Erfahrungen übertreffen noch den früheren Erfolg (Abb. 37 u. 38). Die holländische Rasse hat nicht nur für die Milchproduktion in der Heimat eine große Bedeutung gefunden, sie bildet auch dort denjenigen Schlag, der zugleich für die Fleischproduktion sehr geeignet ist. Die Rasse ist meiner Ansicht nach auch für die Verhältnisse unserer Kolonie in jeder Weise geeignet. Übrigens ist es interessant und lehrreich, daß in verschiedenen Gegenden des Landes, in dem man ja auf vielen Gebieten heute noch auf dem Standpunkte des Versuchens steht, auch die Versuche auf Veredelung unserer Tierrassen in verschiedenen Richtungen ausgeführt werden. Gleichwohl bin ich der Ansicht, daß man sich vor zu großer Zersplitterung der Versuche hüten muß. Mit Anerkennung muß es begrüßt werden, daß das Kaiserliche Gouvernement sich entschlossen hat, bei besonderer Pflege und Wartung zwecks Züchtung von Vollblutbullen einige Stammherden aufzustellen. Es besteht im Lande eine solche Stammherde schwarzbunter Holländer wie auch des roten bayerischen Viehs.

Hinsichtlich der Simmenthaler Rasse als Höhenrasse möchte ich noch bemerken, daß der Unterschied zwischen Höhenrind und Niederungsrind bei uns nie maßgebend sein kann. Das eine wie das andere kommt in gänzlich neue Verhältnisse und muß sich diesen anpassen. Weit wichtiger ist es, daß man sich bemüht, für unsere Verhältnisse nur Tiere zu kaufen, die an einen Herbstweidegang gewöhnt waren, wie es in Norddeutschland überall gang und gäbe ist. Daß mit den vom Auswärtigen Amt angekauften Simmenthalern, die aus einer Zucht stammten, wo die Tiere seit Generationen nicht mehr auf die Weide kamen, wo sie in einem Marmorstalle gehalten und gepflegt wurden, das Richtige getroffen wurde, kann ich nicht einsehen. Mag der Züchter noch so renommiert sein, für uns kommt nur die Frage in Betracht: Unter welchen Verhältnissen wuchsen die Tiere auf, und können wir ihnen annähernd dasselbe bieten?

Während unter den heimischen Verhältnissen in Deutschland der Rindviehzüchter das Hauptgewicht auf den Verkauf der Milch und ihrer Produkte legt, wird der afrikanische Farmer in den meisten Fällen

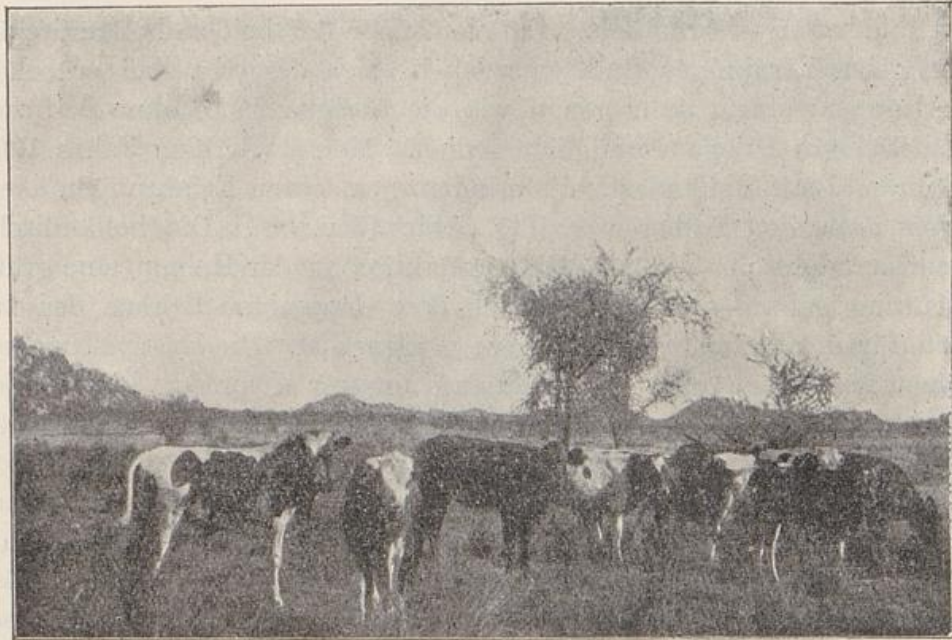


Abb. 37. Halbblut Holländer Kälber.

seine Haupteinnahme aus dem abgesetzten Schlachtvieh zu verzeichnen haben. In der Nähe größerer Niederlassungen, an Bahnstrecken usw.,

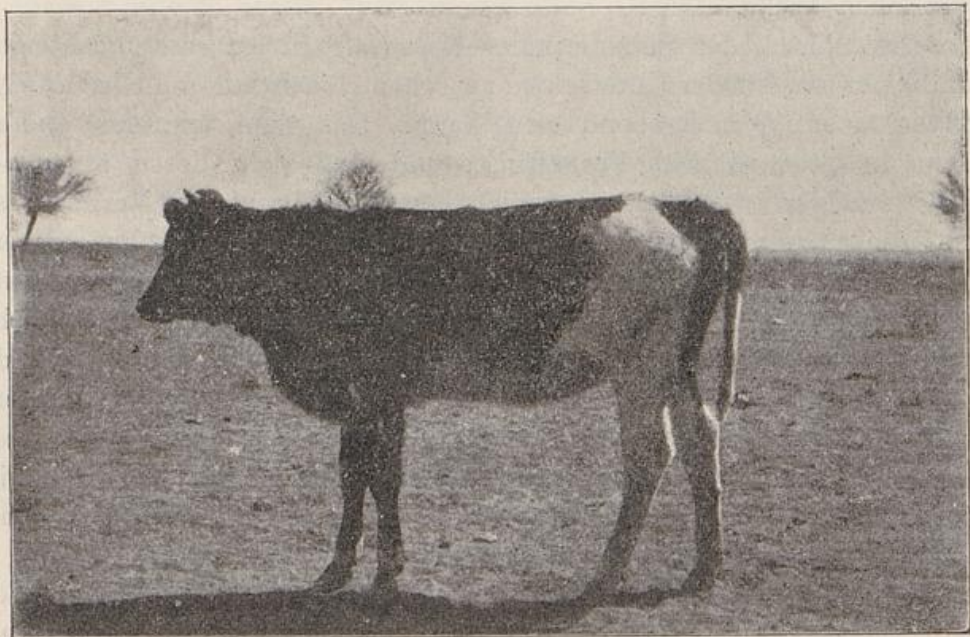


Abb. 38. Halbblut Holländer Färse. 1 Jahr alt.

wird selbstverständlich auch der Verkauf von Milch und Butter ein gutes Geschäft sein. Die letztere kostet heute 2—3 Mark das Pfund. Die im Innern des Landes sitzenden Farmer werden dagegen kaum in der Lage sein, ihre Produkte im frischen und guten Zustande auf den Markt zu liefern. Sie werden in den meisten Fällen die Milch, die sie nicht in ihrem eigenen Haushalt verbrauchen, zur Beköstigung ihres Personals verwenden müssen.

In der Windhuker Gegend, wo das umliegende Land schon vor dem Kriege ziemlich dicht besiedelt war, und wo fast alle Farmer Butter verkaufen wollten, waren die Preise, eine Folge der Konkurrenz, bei weitem am niedrigsten. Die Leute schädigten sich durch ihre Uneinigkeit in hohem Grade. Nirgends im wirtschaftlichen Leben hat man durch inniges Zusammenhalten und Zusammenarbeiten größere Erfolge erreicht als bei den landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften, besonders im Molkereibetriebe. Wenn nun auch unter unsern südwestafrikanischen Verhältnissen in Genossenschaften nach heimischem Muster nicht gearbeitet werden kann, so wäre es doch auf alle Fälle angebracht gewesen, wenn die Interessenten einer Gegend, z. B. die des Windhuker Bezirks, sich schon vor Jahren zur Verwertung ihrer Produkte zusammengetan hätten. Allerdings würde eine Molkereigenossenschaft hier im Lande, wie gesagt, wesentlich anders zu arbeiten haben als eine solche in der Heimat. Ein Milchtransport von der Farm auf Wagen oder mit der Bahn ist unter den afrikanischen Verhältnissen, wo die Morgenmilch am Mittag schon geronnen ist, einfach unmöglich. Der Farmer müßte seine Milch auf der Farm zentrifugieren und dann sehen, die Sahne auf schnellstem Wege an die Molkerei zu liefern. Hier wird sie verbuttert und für den Verbrauch aufgefundet oder für den Weiterversand in das Land in Büchsen geschlagen.

Den Windhuker und den an der Bahnstrecke angesiedelten Farmern würde die Möglichkeit geboten sein, ihre Milch bis nach Swakopmund zu verkaufen, wenn sie dieselbe in frischem Zustande sterilisiert in den Handel brächten. Der einzelne Farmer kann alles derartige natürlich nicht durchführen, eine Genossenschaft aber sehr gut. Von einer Unrentabilität der Butterproduktion, wie eine solche s. Z. in der Windhuker Gegend behauptet wurde, darf absolut nicht gesprochen werden. Wenn der Butterpreis in der Windhuker Gegend s. Z. soweit gedrückt wurde, daß die Butterproduktion unrentabel er-

schien, so darf man dies nur auf eine unwirtschaftliche Handhabung der betreffenden Produzenten zurückführen. Denn so lange wir es nicht einmal erreicht haben, daß im Lande das produziert wird, was gebraucht wird und damit der Import von deutscher, schwedischer oder dänischer Dosenbutter verschwindet, so lange dürfen wir kaum behaupten, daß sich eine Butterproduktion im Lande bei rationellem Betrieb nicht bezahlt machen würde. Eine wesentliche Schwierigkeit für den Butterabsatz im Lande war es bisher, daß die Farmer in der Regenzeit mit ihrem Überfluß nicht hin wußten, während sie in der Trockenzeit aus Mangel an Butter nicht liefern konnten. In der Regenzeit kostete die Butter zuweilen 80—90 Pfg. das Pfund, in der Trockenzeit dagegen 3 Mark. Aber auch auf diesem Gebiete beginnt man, wirtschaftlicher zu werden. Die rührige Firma Wörmann, Brock u. Co. hat nämlich in Swakopmund große Kühlanlagen gebaut und kauft in der Regenzeit Butter auf, um sie dann in der Trockenzeit auf den Markt zu bringen. So segensreich diese Einrichtung ist, so ist es doch sehr zu bedauern, daß das Unternehmen kein genossenschaftliches der Farmerschaft ist, und daß der erzielte Gewinn nicht in die Taschen der Farmer fließt. In Windhuk hat man bei der dortigen Ein- und Verkaufsgenossenschaft ebenfalls Kühlanlagen gebaut. Ob die bekanntgewordenen ersten Mißerfolge jetzt abgestellt sind, und ob das Unternehmen nun floriert, ist mir leider nicht bekannt. Ich wüßte aber nicht, weshalb es keinen Ertrag erzielen sollte, wenn praktisch und technisch richtig gearbeitet wird. Eine vielleicht noch bessere Verwendung der Milch als durch Butterverkauf wird der Farmer durch die Bereitung von Fettkäse, zu der die Vollmilch benutzt wird, finden können. Dies gilt besonders für denjenigen, der außerhalb des Bereiches der Bahn eine Farm mit einem größeren Rindviehbestand besitzt. Der gewonnene Käse ist ein Zwischenprodukt von Limburger und Tilsiter. Er kann auf jede Tafel gebracht werden und ist viel schmackhafter, als die in Blechdosen importierten Käsesorten. Da meine Farm Otjitambi 200 Kilometer von der Bahn entfernt liegt, ist an glatten Absatz von Milch oder Butter nicht zu denken; deshalb haben wir uns der Käsefabrikation zugewandt. Mit allerdings riesiger, persönlicher Arbeit, die meine Frau selber dabei verrichtet, verkaufen wir im Jahre annähernd für 6000 Mark Käse. Unser Käse erfreut sich großer Beliebtheit und geht unter dem Namen „Schlettweinkäse“ durchs ganze Land. Interessenten verweise ich auf meine kleine,

im Verlage der Swakopmunder Buchhandlung erschienene Schrift: „Milchverwertung durch Käsefabrikation in Südwestafrika“.

Die Aufzucht der Kälber, die in den Betrieben der alten Heimat häufig Schwierigkeiten macht, ist verhältnismäßig einfach. Ob sie gedeihen werden, entscheidet sich gewöhnlich in den ersten Tagen. Ist das Kalb so schwach, daß es nicht bald nach der Geburt aufstehen und der Mutter folgen kann, so wird es nur selten am Leben bleiben. Es ist in solchem Falle von vornherein ein Todeskandidat, weil es leicht dem Raubzeug zur Beute fällt. Sein Hauptaugenmerk hat deshalb sowohl der Besitzer als auch der Wärter darauf zu richten, daß Kühe, die kalben wollen, auf der Werft bleiben. Die Kälber von importierten Bullen wird man am besten ohne weitere Nachhilfe sich selber überlassen, damit sie sich von klein auf an die eigentümlichen Verhältnisse des Landes gewöhnen; es gelingt dies fast in allen Fällen sehr gut. Die jungen Kälber bleiben ein viertel Jahr lang, wenn die Kühe auf die Weide gehen, auf der Werft zurück und werden dann unter der Aufsicht eines besonderen Wärters in der Nähe des Platzes auf die Weide geschickt. Das Kastrieren der Kälber besorgt man selber, am besten mit der Haupnerschen Zange. Je nach dem Zwecke, dem das Tier dienen soll, wählt man das geeignete Alter der Tiere. Ein zum Zugochsen bestimmtes Kalb läßt man 1—1½ Jahre alt werden, weil sich dann nach Bullenart der Nacken besser ausbildet. Ein Tier aber, welches man für die Schlachtbank bestimmt, kastriert man am besten im dritten Lebensmonat. Vorteilhaft ist es auf alle Fälle, eine Zeit zu wählen, in der es keine Fliegen gibt, etwa Juni bis August. In der Regenzeit ist es nie ratsam, die Operation vorzunehmen, da man in dieser Zeit leicht Verluste haben kann. Ungemein lohnend und dankbar ist es, wenn man die Mühe und die Kosten nicht scheuen will, in der Nähe der Werft für die jungen Kälber einige Hektar gutes Weideland einzudrahten. Die Kälber fressen alle schon von der dritten Lebenswoche an. Es ist gar kein Vergleich zwischen Kälbern, welchen neben der Muttermilch schon bald etwas Futter gereicht wird, und solchen, die ständig auf der Werft im Kraal gehalten und nur zu den Müttern gelassen werden, nachdem diese abgemolken sind. Ist man in der Lage, den jungen Kälbern täglich etwas grüne Luzerne zu geben, so ist dies natürlich am besten. Aber nicht auf allen Farmen gestatten es die Verhältnisse, auch nur einen Morgen vermittelst ständiger Bewässerung für solche Zwecke in Kultur zu nehmen.

Das größte der afrikanischen Rindviehzucht entgegenstehende Übel sind immer noch die vielen Viehseuchen, die, bald stärker bald schwächer auftretend, bis jetzt noch nie aus dem Lande ganz verschwunden sind.

Jeder Landwirt muß heute einige Erfahrungen in der Tierarzneikunde besitzen. Es wird ihm also bekannt sein, daß für die Existenz und Fortpflanzung der meisten Krankheitserreger eine gewisse Feuchtigkeit notwendig ist. Die Annahme, daß der Infektionsherd bei sonstiger allgemeiner großer Trockenheit der Luft gewöhnlich mit dem Wasser in Verbindung zu bringen ist, ist daher eine durchaus berechtigte. Die strenge Isolierung alles fremden Viehs, besonders der Transportochsen von den eigenen Tieren und von der allgemeinen Tränkestelle liegt deshalb im dringendsten Interesse des Farmers. Niemand sollte es versäumen, auf seiner Farm, auch wenn diese nicht an einem öffentlichen Wege gelegen ist, eine separate Tränke für fremdes Vieh in Betrieb zu halten. Sache der Behörden und der Kommunen wird es sein, an den Tränkestellen von Plätzen und öffentlichen Wegen für gute, sanitäre Verhältnisse zu sorgen.

Wie sehr in diesem Punkt in früheren Zeiten von der Regierung gesündigt worden ist, mag durch die Tatsache bewiesen sein, daß Summen, die als Reichszuschuß zum Zwecke des Wegebauens und der Wasserschaffung in diesem oder jenem Bezirk bewilligt waren, fast niemals zur Auszahlung gelangt sind. Wenn das möglich war, so war es auch nicht zu verwundern, daß es einem Manne wie dem Veterinärarzt Rickmann, der der Sache der Seuchenbekämpfung seine Lebenskraft gewidmet hat, niemals gelang, das für sein Ressort absolut Notwendige zu erlangen. Glücklicherweise gehören diese Sünden der Vergangenheit an, sie mögen durch den Hereroaufstand und seine Folgen mit gesühnt sein. Der Farmer kann jetzt mit voller Beruhigung der Zukunft entgegensehen, denn er darf dessen gewiß sein, daß Unterlassungssünden solcher Art unter der heutigen Regierung einfach unmöglich sind.

Um den Kampf gegen die Viehseuchen künftig zu einem segens- und erfolgreichen zu gestalten, bedarf es eines Hand in Handarbeitens mit dem Viehzüchter. Zu einem wirklichen Erfolge kann nur die Einstellung tüchtiger Kräfte führen; nur wissenschaftlich und praktisch geschulte Tierärzte sind den Aufgaben gewachsen, die in der Kolonie bei der Bekämpfung der Seuchen an sie herantreten. Junge Militär-

ärzte, die, wenn überhaupt, sich nur wissenschaftlich mit dem Rind und seinen Krankheiten beschäftigen, beide praktisch kennen zu lernen aber niemals früher Gelegenheit gehabt haben, sind für unsere Verhältnisse ungeeignet. Die Geschichte des letzten Krieges könnte davon erzählen, wenn sie es nicht vorzieht, über die Vorkommnisse auf diesem Gebiete mit Schweigen hinwegzugehen. — Es ist nach meiner und aller erfahrenen Viehzüchter Überzeugung der Erlaß eines strengen, praktischen, unseren Verhältnissen angepaßten Veterinärgesetzes ein unbedingtes, dringendes Erfordernis. Es muß durch ein solches Gesetz dafür gesorgt werden, daß sich in jedem Bezirk mindestens ein geschulter Tierarzt, oder wenn das nicht möglich ist, ein durchaus erfahrener Mann befindet, der bevollmächtigt ist, in dringenden Fällen schleunigst das zunächst Erforderliche anzuordnen. Großer Schade ist oft verursacht, und viele Unzuträglichkeiten sind dadurch entstanden, daß die in bestimmten Bezirken oder Distrikten Befehlshabenden, junge Offiziere, Assessoren oder auch polizeiliche Unterorgane, in gegebenen Fällen ohne die geringste eigene Sachkenntnis mit militärischer Pünktlichkeit nach dem Wortlaut der erlassenen Verordnung vorgingen. Solchen ausführenden Laien-Organen sollte stets eine aus praktischen, erfahrenen Farmern zusammengesetzte Kommission beigegeben werden. Es ist eine durchaus berechtigte Forderung des Farmers und Viehzüchters, in solchen Fällen, in welchen durch falsch ausgeführte Maßnahmen seine Existenz aufs Spiel gesetzt werden kann, seine Anschauungen und Erfahrungen äußern und betätigen zu dürfen. Der Farmer und Viehzüchter hat zum mindesten das gleiche Interesse wie die Verwaltung daran, daß die Viehseuchen verschwinden, und er hat auf Grund seiner Erfahrungen über die Zweckmäßigkeit der zu treffenden Maßnahmen und die Art und Weise ihrer Durchführung ganz sicher ein gesunderes und zutreffenderes Urteil als ein Mann, der fern von der Praxis, lediglich nach dem Wortlaut einer bürokratischen Verordnung handelt. Mit Freuden wird der Farmer Opfer bringen, wenn er von dem Nutzen einer Verordnung überzeugt ist, und willig wird er Folge leisten, wenn ihm ein erfahrener Tierarzt, zu dem er Vertrauen haben kann, seine Ratschläge erteilt. In jedem Bezirke würde man vertrauenswürdige, erfahrene Männer aus der Bevölkerung finden, die mit Freuden zum Segen des Ganzen mitwirken würden, wenn man ihnen für ihren Bezirk in der Veterinärpolizeikommission Sitz und Stimme einräumte.

Das bisherige Veterinärsgesetz ist mit der Zeit veraltet und bedarf einer gründlichen Umarbeitung. Der Landesrat wird sich voraussichtlich baldigst mit dieser hochwichtigen Frage zu befassen haben. Ich betonte bereits, daß auf die Anstellung praktischer, erfahrener Tierärzte größter Wert zu legen sei. Mindestens ebenso wichtig wie die Praxis ist aber die rein wissenschaftliche, bakteriologische Forschung der Veterinärmedizin. Durch Rickmann waren bereits in den 90er Jahren in Gammams die ersten Anfänge für ein bakteriologisches Institut gemacht, und mit den damals zur Verfügung stehenden Mitteln wurde auch recht Gutes geleistet; hatte doch bereits Rickmann unabhängig von Teiler gleichzeitig mit diesem ein gutes Verfahren gefunden, Maultiere durch Impfung gegen Sterbe zu immunisieren. Nach Rickmanns Fortgang jedoch verlor sich sehr schnell jedes Interesse für solche wissenschaftliche Forschung im Lande. Man glaubte wohl, es werde genügen, wenn man die nötigen Impfstoffe und Sera aus Südafrika beziehen könne. Aber ganz abgesehen von dieser direkten Abhängigkeit von Südafrika hat sich das Fehlen exakter, wissenschaftlicher Arbeit durch den Ausbruch der Schafpocken und den Verlust vieler 1000 Schafe schwer gerächt. Das alte Bauernsprichwort: „Wenn die Kuh tot ist, wird der Stall gebessert“, kam auch bei uns zur Geltung. Die gänzliche Vernachlässigung des Veterinärwesens sowie die den Tierärzten zuteil werdende schlechte Behandlung hatten dazu geführt, daß überhaupt keine tüchtigen Kräfte mehr in die Kolonie gehen wollten. Erst nachdem eine Aufbesserung im Gehalt wie in der sozialen Stellung erfolgt war, konnte Aussicht auf Besserung eintreten. Vielseitigen Anregungen folgend, hat man sich dann auch endlich dazu entschlossen, die praktische und die wissenschaftliche Tätigkeit des Veterinärs zu trennen und für jede eine eigene Leitung zu berufen. Das Veterinärwesen gehört neben der Landwirtschaft, der Viehzucht und anderem unbedingt zu denjenigen Arbeitsfächern, von deren Tätigkeit die weitere Entwicklung des Landes gar sehr abhängt. Ich wiederhole hier, was ich im letzten Landesrat diesbezüglich ausführte: „Es genügt nicht die Besetzung dieser Stellen mit wirklich tüchtigen Männern, viel wichtiger ist, anerkannt tüchtige Leute dauernd an das Land zu binden. Nicht eine, nicht zwei Dienstperioden, sondern dauernder Aufenthalt ist das, was wir anstreben müssen. Das ist natürlich nur durch genügende pekuniäre Aufbesserung nach jeder Dienstperiode zu erreichen. Mit Staunen

und mit Kopfschütteln habe ich gehört, daß auch der Leiter des Gestüts Nauchas nach einer Dienstperiode bereits wieder geht. Warum geht dieser Mann? Und warum ist schon so mancher tüchtige Fachsachverständige gegangen? — Doch wohl lediglich aus persönlichen Gründen, weil man anderswo bessere Aussichten hat und besser gestellt ist. Damit komme ich zu dem springenden Punkt, den ich schon gestern streifte. Es sollte bei Besetzung verantwortlicher Posten nicht immer heißen: „Was ist der Mann?“ sondern: „Wie ist er?“ — Aus grundsätzlichen Bedenken unserer heimischen Bürokratie ist es unmöglich, einem Beamten, der aus niederer Rangklasse kommt, das verdiente höhere Gehalt zu geben. In diesen tatsächlich vorliegenden Grundanschauungen liegt ein großes Hemmnis für unsere weitere Entwicklung. Deshalb muß sich unser Kampf gegen dieses System richten und gegen die grundsätzliche Anschauung, den Beamten nach Rang und Gehaltsklassen, nicht aber nach Fähigkeit und Leistung zu behandeln.“

Die heutige Neugestaltung des Veterinärwesens läßt allem Anschein nach das Beste für die Zukunft erhoffen. Erfolgt der weitere Ausbau des Institutes in Gammams prompt und ohne die üble Spar-samkeitspolitik, so haben wir alle Aussicht, durch diese hochwichtige Arbeit und wissenschaftliche Forschung auch einmal unabhängig von Südafrika zu werden. Es wäre sehr wünschenswert, wenn die deutsche Wissenschaft, die in der Welt eine führende Stellung einnimmt, bald in der Lage wäre, auf deutschem Boden rein deutsche Arbeit für Afrika zu leisten. Den richtigen Mann scheint man in Dr. Sieber gefunden zu haben. Gibt man ihm nur die absolut notwendige Selbständigkeit und knausert nicht mit dem Gelde, so werden auch die Erfolge nicht ausbleiben. Unbedingte Trennung des Institutes von der tierärztlichen Praxis ist aber die Grundforderung für das Gedeihen beider.

2. Pferde-zucht.

Obwohl in Deutschsüdwestafrika von einer eigentlichen Pferde-zucht bis jetzt wohl kaum die Rede sein kann, so darf man sich doch der Hoffnung hingeben, daß sich eine solche mit der Zeit mehr und mehr entwickeln wird, und daß die Kolonie trotz des bisherigen großen, fast unüberwindlich scheinenden Hindernisses der Pferde-

sterbe, von Rickmann treffend „Pest der Einhufer“ genannt, mit der Zeit zum mindesten dahin kommen wird, die im Lande alljährlich gebrauchten Pferde aus eigener Zucht entnehmen zu können. Die Pferdesterbe ist ein vorhandenes Übel, gegen das man bisher machtlos war, weil es den Forschern noch nicht gelungen ist, den Erreger der Krankheit zu finden. Es gibt eine Menge von Schutzmitteln, die bald mit mehr, bald mit weniger Erfolg angewandt werden. Von allen diesen Hausmitteln scheint es aber das beste zu sein, die Pferde während der Sterbezeit, von November bis Anfang Mai, oder noch richtiger gesagt, bis nach Einsetzen des Frostes des Nachts und während der Abend- und Morgenstunden völlig abgeschlossen im Stall zu halten. Auch ein tägliches Abwischen der Tiere mit einem Petroleumlappen soll recht gute Erfolge gezeitigt haben. Nach dem Stand der bisherigen Forschungen ist nicht mehr zu bezweifeln, daß ein blutsaugendes Insekt der Überträger des Krankheitsstoffes ist, und dann wäre es auch erklärlich, wenn das betreffende Insekt durch den vielen dieser Tiere äußerst unangenehmen Petroleumgeruch von den so behandelten Pferden fern gehalten wird. Wenn die Pferde im Stall gehalten werden, so ist es auch leicht durchführbar, täglich 2 mal Temperatur zu nehmen, um das Entstehen der Krankheit bei Zeiten zu bemerken. Gleich im ersten Stadium angewandt, hat sich eine Wasserbehandlung oft von Nutzen gezeigt, und in einigen Fällen gelang es, Tiere durch den bekannten Prießnitz-Umschlag zu retten. Bei weiter vorgeschrittenem Stadium der Krankheit, wenn bereits die Lungen in Mitleidenschaft gezogen sind, wollen manche durch Einatmung von Teerdampf noch einen Erfolg erzielt haben. Direkt gewarnt werden aber muß vor allen möglichen Quacksalbereien, die hie und da immer wieder zu enormen Preisen angeboten werden.

Aus dem englischen Südafrika hört man, daß es einem Tierarzt gelungen sein soll, Pferde durch Impfung zu immunisieren. Auch die Erfolge des Veterinärrats Rickmann, dem es in Gammams gelang, Maulesel, die allerdings der Sterbe weniger unterliegen als Pferde, zu immunisieren, lassen für die Zukunft das Beste erhoffen. In Südafrika soll man mit der Impfung von Maultieren neuerdings so weit sein, daß der Staat bereits eine Garantie für den Erfolg der Impfung übernimmt. Der Preis für die Impfung schwankt je nach Wert des Tieres zwischen 20 und 30 Mark. Bei Todesfällen infolge der Impfung wird ein Ersatz bis zu 600 M. gezahlt.

Wenn auch, wie gesagt, die Pferdezucht für Südwestafrika der Sterbe wegen im allgemeinen nicht von der Bedeutung sein kann, wie es die Rindviehzucht ist, so ist es doch gleichwohl aus vielen Gründen geboten, sie dort, wo es angängig ist, zu heben und zu fördern. Wenn man das ungeheure Pferdmaterial, das seiner Zeit der Krieg verschlungen hat, betrachtet, und wenn man weiß, wie schmerzlich gerade in der ersten Zeit des Aufstandes sich das Fehlen von Pferden bemerkbar machte, kann man beurteilen, wie wertvoll es gewesen wäre, wenn bei Ausbruch des Krieges nur einige tausend Pferde im Lande zu haben gewesen wären. Die Regierung sowohl wie Private haben ein gleich großes Interesse daran, daß der Pferdezucht in Zukunft mehr Fürsorge entgegengebracht wird; ein Pferd gebraucht jeder, und den Mangel daran empfindet schließlich der Privatmann wie die Regierung sehr empfindlich. Es war deshalb auch selbstverständlich, daß nach Beendigung des Krieges sich bald intelligente Leute fanden, die die wenigen, zur Pferdezucht geeigneten Plätze im Lande auszunutzen bemüht waren. Die augenblicklich für Pferde geforderten und gezahlten Preise, 700—1000 Mark, muß man als hoch bezeichnen. Aber auch schon vor dem Kriege wurden für gute Tiere oft 750 Mark bezahlt. Im übrigen Südafrika, in den besten Pferdezuchtdistrikten kaufte man vor dem Burenkriege gute Pferde für 2—300 Mark.

Für die Pferdezucht in unserer Kolonie kommen im allgemeinen nur die im Lande wohl bekannten Plätze in Betracht, an welchen die Sterbe gar nicht oder doch nur in ganz geringem Grade auftritt. Solche Plätze werden im allgemeinen durch die eigentlich sinnwidrige Benennung „Sterbeplatz“ bezeichnet. Es sind zumeist hochgelegene Gegenden in der Nähe der Küste, die von dem fast regelmäßig gegen Mittag einsetzenden Seewind bestrichen werden. Diese Plätze finden sich hauptsächlich im Übergangsgebiet von der Wüste zum besseren Hinterlande. Angeregt durch die Tatsache, daß es im englischen Südafrika bei einem Eingeborenen-Stamm in schlimmster Sterbegegend einen absolut immunen Zuchtstamm gibt, versuche ich seit 10 Jahren, auf meiner ebenfalls in schlimmer Sterbegegend gelegenen Farm Otjitambi Pferde natürlich zu immunisieren. Nach großen Verlusten habe ich es heute auf 18 immune Tiere gebracht. Meine bisherigen Beobachtungen gehen dahin: Die Vererbung eines, wie man sagt, gesalzenen Hengstes allein ist von sehr geringem Einfluß. Die Fohlen gehen gewöhnlich

im ersten oder zweiten Jahr ein. Weit wesentlicher aber scheint mir die Abstammung von seiten der durchseuchten Mutter zu sein. Bis jetzt ist mir noch kein Tier eingegangen, das von einer garantiert durchseuchten Mutter und ebensolchem Vater stammte. Eine gewisse Gewöhnung an den Platz scheint aber ebenfalls eine Rolle mitzuspielen, denn Mütter, die als durchseucht aus anderer Gegend angekauft wurden, zeigten sich in der Nachkommenschaft nicht immer zuverlässig. Wenn man natürlich noch von keinem Erfolg, der ja erst durch Impfversuche erwiesen werden müßte, reden kann, so ist es doch Tatsache, daß sich die Kinder von Eltern, die am Platze durchseuchten, bis jetzt als widerstandsfähig gezeigt haben. Sehr oft machen die jungen Saugefohlen bereits im ersten viertel oder halben Jahr eine Krankheit durch, die man nur als schwachen Sterbeanfall bezeichnen kann. Natürlich kommen meine Pferde niemals in den Stall, sie sind Tag und Nacht auf der Weide und jeder Witterung etc. ausgesetzt.

Die Schutztruppe wie auch andere Pferdebesitzer im Lande pflegten früher Mitte Januar ihre Pferde auf solche Plätze zu schicken, auf welchen sie bis Mitte Mai, wo die Sterbezeit vorüber ist, gehalten wurden. Die landesübliche Entschädigung für Wasser und Weide an den Besitzer des Platzes betrug gewöhnlich pro Pferd und Monat fünf Mark, ohne daß von dem Besitzer eine weitere Garantie gegenüber den Pferdebesitzern gefordert wurde. Auch die Hereros und Hottentotten brauchten für ihre Pferde in jenen Zeiten, wo sie deren noch Hunderte besaßen, solche „Sterbeplätze“. Absolut sicher sind aber auch die bekanntesten und besten nicht. In sehr starken Regenjahren kommen bisweilen auch auf ihnen vereinzelte Todesfälle vor.

Es braucht somit eigentlich gar nicht betont zu werden, daß unter diesen Umständen die Pferdezucht für den heutigen Farmer eine ziemlich unsichere Erwerbsquelle sein würde. Ein Farmer, der seine Pferde jedes Jahr auf vier Monate fortschicken muß, ohne sich während dieser ganzen Zeit selber um sein Vieh kümmern und häufig nach dem Rechten sehen zu können, darf nicht darauf rechnen, daß er es in besonders gutem Zustande zurückbekommt. Außerdem sind die guten Pferdezuchtplätze jetzt fast alle in festen Händen, und es würde von den Besitzern töricht gehandelt sein, wollten sie das ihnen von der Natur gebotene Monopol der Pferdezucht aus der Hand geben, indem sie fremden Züchtern gestatteten, die Zuchtpferde in der Regenzeit bei ihnen unterzubringen. Werden alle die Plätze, wo die Pferde-

zucht erfahrungsgemäß mit Erfolg betrieben werden kann, gehörig ausgenutzt, so wird das Land bald in der Lage sein, seinen jährlichen Bedarf selbst zu decken. Mit guter Berechtigung aber kann der Pferdezüchter noch weiter denken; denn, wenn er durch zielbewusste und fachmännisch betriebene Zucht seine Tiere verbessert, so ist es durchaus nicht unmöglich, daß unsere Pferde einmal auf dem Weltmarkt ein gesuchtes Handelsobjekt bilden werden. Dasselbe gilt in erhöhtem Maße von den Maultieren.

Die Pferdezucht hat neben der wirtschaftlichen noch eine hochpolitische Bedeutung. Für unsere Truppe ist es geradezu eine Lebensfrage, ob ihr bei eintretenden politischen Verwickelungen die Pferdezufuhr einfach abgeschnitten werden kann, oder ob man in der Lage ist, den erforderlichen Ersatz im Lande zu kaufen. Es darf daher angenommen werden, daß auch von seiten der Regierung dem Pferdezüchter zukünftig eine ganz besondere Aufmunterung und Unterstützung zu Teil werden wird.

Bevor wir uns das im Lande vorhandene Pferdmaterial näher ansehen, muß vorausgeschickt werden, daß nur durchaus kapitalkräftige Leute sich dem Gedanken hingeben dürfen, durch Pferdezucht ein Geschäft machen zu wollen. Auf einer Pferdezuchtfarm muß alles andere Nebensache sein, weil den Pferden das ganze Interesse ungeteilt zugewandt werden muß. Das Pferd liebt es nicht, sich sein Futter zu suchen, wo andere Viehgattungen neben ihm weiden. Es ist von allen Nutztieren als Weidetier das wählerischeste. Sobald der erste Hunger gestillt ist, begibt sich jedes Pferd auf die Wanderung, wenn es dort, wo man es hinstellt, oder wo man abgesattelt hat, kein ihm mundendes Futter findet. Ein Ochse kann sich in wenigen Stunden satt fressen, gebraucht dann aber wenigstens die gleiche Zeit, um liegend das aufgenommene Futter wiederzukauen. Das Pferd frisst sehr langsam und braucht deshalb viel Zeit zum Weiden; es nimmt sowohl von den Gräsern als auch von den Büschen nur die allerfeinsten, allerdings auch nährstoffreichsten Teile. Die genaue Kenntnis des von Pferden bevorzugten Futters sollte jeder sich aneignen, der Pferde besitzt oder mit der Pferdepflege etwas zu tun hat. Wenn man sieht, was den Tieren häufig in den Ställen oder Krälen als Futter vorgeworfen wird, so wundert man sich nicht mehr, wenn besonders von Soldaten und Beamten immer wieder behauptet wird, daß Pferde ohne Zufütterung von Hafer nicht existieren könnten. Im ganzen Lande

werden von den Truppen, dem Gouvernement und auch von Privaten an größeren Plätzen alljährlich Tausende von Ballen Gras als Pferdefutter angekauft, das den Tieren dann vorgelegt wird. Durch den Hunger werden die Tiere zur Aufnahme dieses Grases gezwungen, während sie es sicherlich nicht anrühren würden, wenn sie sich in Freiheit befänden.

Gutes Pferdefutter als Heu muß in Afrika genau wie in Europa bei beginnender Blüte geworben werden. Bequemer ist es allerdings für die Graslieferanten, mit dem Werben solange zu warten, bis die Regenzeit vorbei und das Gras auf dem Halm so dürr geworden ist, daß es sofort in die Presse wandern kann. Und so lange sich im Lande noch Käufer für gelbes Heu finden, ist natürlich auch nicht zu erwarten, daß die Graslieferanten mehr Mühe und Sorgfalt auf die Futterwerbung verwenden.

Um erstklassiges Pferdefutter zu werben, muß man sich ein geeignetes, hinreichend großes Stück Land schon in der Trockenzeit auswählen. Nachdem das Grasfeld von Steinen und Baumstümpfen gesäubert ist, muß es mit schweren, eisernen Eggen bearbeitet werden, damit der ausgefallene Grassame gut in den Boden kommt und von Erde bedeckt wird. Ein üppiger, dichter Grasbestand wird diese Arbeit reichlich lohnen. Ist das Feld gut gereinigt, so kann man mit der Grasschneide-Maschine an einem Tage ein bedeutendes Stück mähen. Mit Pferderechen muß es dann zusammengebracht und bereits am selben Tage auf sogenannte Kleereiter gepackt werden. Sind die Haufen auf diesen rund und spitz gesetzt, so läuft der Regen leicht ab, und das Futter behält innen im Haufen seine grasgrüne Farbe. Nach 14 Tagen kann es unbedenklich gepreßt werden. Zu Ende der Regenzeit erntet man von demselben Felde noch einen zweiten Schnitt, nachdem es nach dem ersten wieder tüchtig mit der Egge bearbeitet ist. Ich bezweifle nicht, daß jeder Farmer sich bald größere oder kleinere derartig gepflegte Grasfelder zur Heubereitung anlegen wird. Gelegentliche Düngung mit Kraalmist und Ansamung mit guten Gräsern würden natürlich die Erträge noch erhöhen.

Ein großer Landkomplex und genügende Mittel müssen dem Pferdezüchter zur Verfügung stehen, da ein Pferdezuchtunternehmen nur in großem Stil wirtschaftlich von Erfolg sein kann. Etwa 150—200 Stuten müßten den Stamm bilden, mit dem man zu beginnen hätte. Für die Beschaffung dieser wie der nötigen Hengste würde bei der

heutigen Lage ein Vermögen von 150—180 000 Mark erforderlich sein. Eine auf Grundlage solcher Mittel ins Leben gesetzte Pferdezuchtfarm würde jedoch bei praktisch und sachverständig geleitetem Betrieb einen vollen Erfolg versprechen, denn die Pferdezucht wird in der Kolonie auf lange Zeit einen guten Gewinn abwerfen.

Man hat im letzten Kriege mit Pferden aus aller Herren Länder Versuche gemacht und Erfahrungen gesammelt. Ostpreußen, Russen, Argentinier, Südafrikaner hat man importiert und als Gebrauchspferde in der Schutztruppe verwandt, es liegt deshalb auf der Hand, daß auch für den Züchter die Erfahrungen des Krieges bedeutungsvoll sind. Dasjenige Pferd, welches sich bei den unvermeidlichen Entbehrungen und Strapazen des Krieges als leistungsfähig bewährt hat, muß auf alle Fälle als geeignetes Material für eine zu beginnende Zucht angesehen werden. Der Anschaffungspreis darf nicht ausschlaggebend sein. Wäre z. B. das argentinische Pferd weit billiger zu kaufen als das afrikanische, während man aber die Leistungsfähigkeit des letzteren als eine höhere anerkennen müßte, so würde es auf alle Fälle ratsam sein, trotz der vielleicht doppelten Anschaffungskosten afrikanische Pferde zu beschaffen. Vom allgemeinen Gesichtspunkte aus wäre es allerdings eine heikle Sache, für die Zukunft eine bestimmte Rasse vorschlagen oder gar sagen zu wollen, diese oder jene Rasse ist ausgeschlossen. Man kann persönlich in dieser Beziehung seine Ansichten haben, muß aber andererseits doch zugeben, daß viele Wege nach Rom führen. Dem intelligenten Züchter steht jedenfalls für seine Arbeit ein vielseitiges Material zur Auswahl.

Betrachtet man nun vom Standpunkte eines Farmers, der Pferde- zucht zu treiben beabsichtigt, die augenblicklichen Verhältnisse, so ist zunächst festzustellen, daß im Lande selbst zurzeit kein Zucht- material zu kaufen ist. Es muß importiert werden, und dem Züchter stehen hierfür dieselben Wege offen, die der Staat während des Krieges eingeschlagen hat, um sich seine Pferde zu beschaffen. Als Ankaufsländer kommen Amerika, Australien und Afrika sowie auch Europa in Betracht. Daß es vorteilhaft sein wird, einer Rasse, die ohne große Pflege und Fütterung auf der Steppe aufgewachsen ist, den Vorzug zu geben, ist ohne weiteres einleuchtend.

Die Erfahrungen des Krieges werden für den Pferdezüchter in vieler Beziehung maßgebend sein, jedenfalls können sie ihm wertvollen Anhalt bieten für die Richtung, die er einzuschlagen hat. Dabei ist

aber für unsere Verhältnisse zu bedenken, falls dieses oder jenes Pferd als unbrauchbar bezeichnet sein sollte, daß die importierten Pferde gewöhnlich nicht genügend Zeit haben, sich zu akklimatisieren. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft im Lande mußten auch im Hererokriege schon die allerhöchsten Anforderungen an die Tiere gestellt werden. Wenn da die Verluste bei dieser oder jener Pferderasse ungemein groß gewesen sind, so war damit ihre Unbrauchbarkeit für unsere Verhältnisse noch nicht endgültig bewiesen.

Bevor wir uns die Frage stellen, woher beziehen wir unser Zuchtmaterial, müssen wir uns über eines vollständig klar sein, d. i. das Zuchtziel, das jeder Züchter sich zu setzen hat. Dieser Satz wiegt bei der Pferdezucht weit schwerer als bei der Zucht des Rindes. Erst wenn wir uns die Frage, was für ein Pferd wollen wir haben, beantwortet haben, können wir an die andere herantreten: Wie bekommen wir das gewünschte Pferd? Wenn auch über Pferde und Pferdezucht die Ansichten weit auseinandergehen, in der Beantwortung der ersten Frage werden sich alle, die unsere Verhältnisse kennen, einig sein. Die Antwort wird lauten: Wir brauchen ein ausdauerndes, genügsames Gebrauchspferd mit gutem Rücken, tiefer Brust und trockenen Gliedmaßen, also ein warmblütiges Reitpferd. Dieses gebraucht die Truppe so gut wie jeder Privatmann. Bei der Beantwortung der zweiten Frage, durch welche Zucht erlangen wir das gewünschte Pferd, ist, wie schon gesagt, der Intelligenz des Züchters weitester Spielraum gelassen, und es würde zwecklos sein, persönliche Ansichten in den Vordergrund zu stellen.

Afrikanische Pferde als Zuchtmaterial sind heute nur in der Kapkolonie zu haben. Aber nicht alle in Afrika gekauften Pferde sind wirklich „Afrikaner“. Die Verhältnisse in Südafrika liegen nach dem Burenkriege folgendermaßen: Da sind Argentinier, Australier, Engländer durcheinandergewürfelt, und alle diese Rassen werden dem Käufer, der Afrikaner kaufen will, als solche angeboten. Ist er selber ein Neuling auf dem afrikanischen Pferdemarkt, so ist ihm dringend anzuraten, beim Einkauf sich den Rat eines erfahrenen Mannes zu sichern, der eine langjährige Praxis im afrikanischen Pferdehandel oder in der Pferdezucht hinter sich hat. Ein Pferd aus Südafrika bezogen, wird sich heute bei uns an Ort und Stelle auf 7—800 Mark stellen. Wenn ich mich in meinen weiteren Ausführungen besonders mit dem afrikanischen Pferde beschäftige, so soll damit nicht gesagt

sein, daß ich die anderen Rassen für ungeeignet halte; ich glaube aber, daß das afrikanische Pferd dem beginnenden Züchter unter den bei uns vorliegenden Verhältnissen bei geringerem Risiko einen größeren Erfolg verspricht. Wenn diese Ansicht auch nicht allgemein geteilt werden wird, so möchte ich sie doch auf alle Fälle ausgesprochen haben. Auch das Pferd, welches wir in unserem Lande ziehen, ist und bleibt das Produkt der Scholle. Ein Steppenpferd kann und muß es werden. Eine gute Steppenrasse, zu der in diesem Falle auch die arabischen Pferde zu rechnen sind, wird also voraussichtlich den geeignetsten Zuchtstamm bilden. Die Fähigkeit eines Pferdezüchters zeigt sich meiner Ansicht nach bei unseren Verhältnissen ganz besonders in der Auswahl der Zuchtstuten. Je besser und ausgeglichener diese sind, um so größer und schneller wird auch der Erfolg sein. Unbedingt würde ich von meiner Zucht Stuten ausscheiden, die Anzeichen einer Kaltblutabstammung tragen. Aus Südafrika kommen zuweilen auch schon solche Tiere zu uns.

Außer dem afrikanischen Pferd ist es eigentlich nur das argentinische, mit dem wir im allgemeinen bis jetzt schon genug Erfahrungen gemacht haben, um auf den Zuchtwert schließen zu können. Sowohl von der Regierung wie von Privaten wurden Pferdetransporte aus Argentinien ins Land gebracht, teils Gebrauchspferde, teils zu Zuchtzwecken. Die bisherigen Resultate kann man dahin zusammenfassen, daß die aus Argentinien importierten Pferde sich, abgesehen von der Pferdesterbe, recht gut akklimatisiert haben. Die Gebrauchspferde der Truppe zeichneten sich allerdings durch sehr weiche Hufe aus, was auf Märschen, wo stets die Möglichkeit vorhanden ist, daß die Tiere ein Eisen verlieren, häufig zu Übelständen geführt hat. Für einen Züchter würde dieser Fehler ja weniger in Frage kommen. Man würde schlimmstenfalls, wo es sich um ein scharfes Weideland handelte, die Mutterstuten beschlagen auf die Weide schicken. Die im Lande geborenen Fohlen würden, von Jugend auf gleich an die neuen Verhältnisse gewöhnt, schon bessere Hufe zeigen, da die Natur sich in solchen Lagen in wunderbarer Weise selber zu ergänzen pflegt. Ein sehr gutes, ausdauerndes, für unsere Verhältnisse geeignetes Steppenpferd kann man auch aus Australien beziehen. Wer die Mittel hat und 12—1400 Mark anlegen will, dem kann nur geraten werden, sich über die dortigen Verhältnisse zu orientieren. Die Australier, die s. Zt. von der Truppe importiert worden sind, haben

sich sehr gut bewährt, obgleich sie von ihren Vätern, englischen Vollblütern, manche Untugenden geerbt haben, sodaß sie oft als schwierig bezeichnet werden. Die vorzüglich berittene englische Truppe in Indien deckt ihren ganzen Pferdebedarf in Australien. Unsere Truppe hat neuerdings einen Transport Ostpreußen kommen lassen, wie man hört, zu dem horrenden Preise von 1800 M. pro Stück. Die Praktiker im Lande sehen hierin nicht nur ein unnötiges Geldausgeben, sondern behaupten auch, daß die Ostpreußen nicht geeignet seien, sich vom Steppenfutter in unserm Lande zu ernähren. Wenn auch die Truppe stets etwas Hafer füttern muß, so ist es doch nicht im Interesse des Landes, wenn man Pferde anschafft, die in erster Linie auf Haferernährung angewiesen sind, wenn sie leistungsfähig sein sollen. Die Behauptung, ein Soldatenpferd in der Kolonie muß in allererster Linie genügsam sein und darf auch bei reinem Weidefutter nicht versagen, wird sich so leicht nicht widerlegen lassen. Der Ankauf dieser Ostpreußen von der Truppe wirkt noch befremdender, da erst kürzlich im Landesrat erklärt wurde, daß die Remontierung im Lande eine befriedigende sei.

Bevor wir zu den allgemeinen Regeln der Pferdezucht übergehen, wollen wir uns das afrikanische Pferd noch etwas näher betrachten. Die Tiere sind häufig wenig schön und zeigen in ihrem Körperbau oft Eigentümlichkeiten, die nach heimischen Begriffen wahrscheinlich als Fehler bezeichnet werden würden. Abfallende Kruppe, kuhhässige Stellung der Hintergliedmaßen, zu steile Lage der Schultern sind häufig vorkommende Erscheinungen. Diese Fehler, wenigstens die beiden ersteren, sind jedoch Erscheinungen, die sich dem Pferde durch die seit Generationen gewohnte Lebensweise, durch Klettern in oft unwegsamem Terrain usw. angebildet haben. Es stehen ihnen unzweifelhaft Vorzüge gegenüber: Genügsamkeit, Ausdauer, eiserne Hufe. Der Wert des afrikanischen Pferdes darf nicht lediglich nach seinem Äußern bestimmt werden, sondern nach seinen Leistungen, da wir zunächst kein Luxuspferd, sondern ein gutes Gebrauchstier haben wollen. Größere Märsche von ca. 60 km legen diese unscheinbaren Tiere spielend zurück, ohne daß es sie angreift, und ohne daß man ihnen Hafer o. a. zu geben braucht. Läßt der Reiter seinem Tier nur die nötige Zeit zum Fressen, so kommt es mit dem Weidefutter des Landes vollkommen aus. Werden größere Anforderungen gestellt, was natürlich nicht selten ist, so wird eine Haferzugabe und

eine zeitweise Schonung selbstverständlich. Für den Reiter, der sein Pferd schonen will, gilt dasselbe wie für den Ochsenfahrer: die Nächte ausnutzen. Für militärische Zwecke ist dies ja nicht immer angängig, daher konnte man in der Truppe schon lange nicht ohne Haferzufütterung auskommen. Der Privatmann dagegen, wenigstens der Farmer, gibt seinen Pferden keinen Hafer, es sei denn, daß man den Tieren einmal etwas Gutes zukommen lassen will. Gelingt es mit der Zeit durch zielbewußte Zucht, Formen und Größe der Tiere bei Erhaltung ihrer Anspruchslosigkeit etwas zu heben, so steht unserer Pferdezucht eine heute noch ungeahnte Entwicklungsmöglichkeit offen. Sehr wünschenswert wäre es, wenn man auch bei uns im Lande für die recht teure Haferfütterung ebenso wie in Amerika eine teilweise Maisfütterung einführen würde. Exakte Fütterungsversuche, die vor einiger Zeit in Amerika ausgeführt wurden, haben bewiesen, daß eine Fütterung von $\frac{1}{3}$ Mais und $\frac{2}{3}$ Hafer weit rationeller als reine Haferfütterung ist, da die Versuchstiere bei gleicher Arbeitsleistung bei der gemischten Fütterung besseren Körperzustand zeigten als bei der einseitigen Haferung.

Die Pferdezucht in Afrika muß, den Verhältnissen angemessen, im sogenannten wilden Gestüt betrieben werden. Die Vorbedingung neben geeigneter Weide ist frisches, reichliches Wasser. Ist auf der Farm nicht der sogenannte Salz- oder Pferdebusch vorhanden, so müssen Salzlecken eingerichtet werden. Dann aber muß vor allem dafür Sorge getragen werden, daß die Farm von Raubzeug gesäubert wird. Leoparden, Hyänen, wilde Hunde sind das Gesindel, das der Pferdezucht oft den größten Schaden zufügt. Nichts ist diesen lieber als junges Pferdefleisch. Den Leoparden fängt man am besten in den großen Weber'schen oder Grell'schen Eisen, auch in einer aus Baumstämmen hergestellten Kastenfalle, in der als Köder ein Lamm angebunden wird. Die Hyäne geht am besten an den Selbstschuß. Man stellt zu diesem Zweck eine alte Flinte wagerecht auf und bindet um den gespannten Abzug einen Bindfaden, der nach hinten befestigt wird; vorn über dem Lauf und zwar über dem Korn wird ein Stück riechendes Fleisch festgebunden und dann das Ganze so bedeckt, daß nur der Gewehrlauf mit dem Fleisch sichtbar ist. Die Hyäne, durch die Witterung angelockt, zerrt so lange an dem festgebundenen Fleisch, bis sich der Schuß entlädt und der Bestie in der Regel den Kopf zertrümmert. Ich habe auf diese Weise in drei Monaten 18 Hyänen

getötet. Am schlimmsten von allem Raubzeug ist der wilde Hund, dem auch am schwersten beizukommen ist. Hat man das Glück, ein von Hunden im Felde frischgerissenes Tier zu finden, so kann man reiche Beute machen, indem man schleunigst das Fleisch mit Strychnin vergiftet. Die Tiere, die stets in Rudeln jagen, kommen gewöhnlich zurück und sind dann ihrem Schicksal verfallen. Fleisch und Aas, welches der wilde Hund nicht selber geschlagen hat, wird auch bei größtem Hunger von ihm verschmäht. Auch die Anlage eines ständigen Luderkraals ist unter Umständen sehr zweckmäßig. Zu diesem Zweck fertigt man eine starke Einzäunung mit mehreren schmalen Eingängen an, in die man dann die Fangeisen gut einbettet. Dadurch nun, daß man alles eingegangene Vieh wie auch das gefangene Raubzeug in den Kraal wirft, wird alles sich auf der Farm herumtreibende Raubzeug von allen Seiten angezogen und fängt sich in den aufgestellten Fallen. Natürlich ist eine solche Anlage in nötiger Entfernung von der Niederlassung anzulegen; auch brauche ich wohl kaum zu betonen, daß nur Kadaver von Tieren, die einwandfrei an keiner ansteckenden Seuche gefallen sind, hineingebracht werden dürfen.

Auch wenn man mit Anwendung aller Mittel unter dem Raubzeug tüchtig aufgeräumt hat, darf diese Tätigkeit auf einer Pferdezuchtfarm nie ruhen, denn immer werden sich wieder einzelne Pärchen einfinden, die sich dann sehr bald bemerkbar machen, indem hier und da ein Füllen geschlagen wird.

Auf zirka 30 Stuten muß man einen Hengst rechnen. Stuten und Hengste sowie die jährigen und älteren Fohlen läßt man frei im Felde laufen. Kontrolliert werden die Tiere am Wasser, allenfalls auch noch durch einen berittenen Wächter, welcher Tiere, die sich etwa von der Herde abgesondert haben, wieder herantreibt. Allergrößte Aufmerksamkeit ist in der Regenzeit geboten, während der die Tiere im Felde überall Wasser finden und dann nicht von selber an die alte, gewohnte Wasserstelle zurückkommen. Wenn die jungen Stutenfohlen anderthalb Jahre alt geworden sind, müssen sie von der übrigen Herde gesondert gehalten werden, damit sie nicht zu zeitig vom Hengst belegt werden, wodurch ihre körperliche Entwicklung bedeutend leiden würde. Die vielen verkümmerten und kleinen Pferde, die man früher besonders im Besitze von Buren und Eingeborenen antraf, sind die Folge des Unfugs, daß man die Tiere schon im Alter von eindreiviertel Jahren zum Hengste ließ. Was wir bereits bei der Rindviehzucht

als zweckmäßig erwähnt, ist ebenso für die Pferdezucht von größter Bedeutung. Nämlich auch die Pferdezuchtfarm sollte nicht nur im ganzen eingezäunt, sondern auch innen noch in mehrere Teile geteilt sein. Auf keinen Fall aber darf auf einer Pferdefarm für solchen Zweck Stacheldraht benutzt werden.

Die Mutterstuten mit den Saugefohlen wird man am besten hüten lassen und des Nachts in eine Einfriedigung in der Nähe der Niederlassung treiben. Hier wird den Tieren dann geschnittenes Gras vorgeworfen, womöglich auch etwas Hafer gereicht. Solches Zufüttern der Stuten, die des Nachts in der Einfriedigung gehalten werden, ist absolute Notwendigkeit, wenn die Tiere nicht abmagern sollen. Denn die Nacht ist für jedes Pferd die beste Zeit zum Fressen. Das Eintreiben der Tiere in solche Einfriedigungen in der Nähe der Tränke hat außerdem den großen Vorzug, daß man die jungen Fohlen schon von vornherein, indem man auch ihnen täglich etwas Hafer reicht, an den Menschen gewöhnt. Rohe Menschen, die die Pferde schlagen und stoßen, sind auf alle Fälle sofort zu entfernen. Die afrikanischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß, wenn es nicht gelingt, die jungen Tiere von der ersten Jugend an zahm zu machen, man später, wenn das Pferd 3—4 Jahr alt ist, ein fast wildes Tier vor sich hat. Läßt man also die säugenden Stuten mit den Fohlen allein hüten, so müssen einige Hengste mit zur Herde hereingetrieben werden. Diese bleiben des Nachts außerhalb der Einfriedigung und bilden dann den besten Schutz für die Herde gegen Raubzeug aller Art. Bei einem sehr guten afrikanischen Hengste habe ich die Beobachtung gemacht, daß er allen Stutfüllen die größte Aufmerksamkeit und Anhänglichkeit bewies, die jungen Hengstfohlen dagegen biß und verjagte, wo er konnte.

Sind die Fohlen 8—9 Monate alt, und ist die Mutter wieder trächtig, so setzt man die Fohlen ab. Nachdem sie dann eine Zeit lang in der Umzäunung allein gehalten und gefüttert sind, wird die Mutter die Milch verloren haben, und man kann die jungen Tiere wieder mit der übrigen Herde laufen lassen. Sie sind in diesem Alter schon so schnell und gewandt, daß sie dem Raubzeug nicht mehr so leicht wie in der ersten Zeit zum Opfer fallen. Ein altes Bauernmittel bei der Pferdezucht ist, den jungen Fohlen eine Glocke um den Hals zu hängen. Es scheint, als wenn sämtliches Raubzeug sich hierdurch bis zu einem gewissen Maße abhalten läßt. Die größte Gefahr für das neugeborene Fohlen, dem Raubzeug zum Opfer zu fallen, ist dann vor-

handen, wenn die Stute draußen im Felde abwirft. Jedes Raubtier findet bei seinem starken Witterungsvermögen unbedingt die Stelle, wo die Stute gefohlt hat. Es setzt sich auf die Spur, und das neugeborene, noch schwache Tier wird ihm, wenn nicht ein Hengst zur Stelle ist, ein leichtes Opfer.

Mit dem erreichten vierten Jahre ist das junge Pferd gebrauchsfähig. Von den Eingeborenen und Buren wurden allerdings früher oft schon zweijährige Pferde geritten. In einer verständig betriebenen Wirtschaft wird solch ein Unfug jedoch nicht vorkommen. Das junge afrikanische Pferd darf ebenso wie jedes andere ohne Schädigung seiner späteren Entwicklung vor dem vierten Jahre nicht als gebrauchsfähig bezeichnet werden. Es empfiehlt sich, das junge Pferd im dritten Jahre schon einzubändigen, aber eine volle Arbeitsleistung sollte man vor dem vierten von keinem Pferde verlangen.

Auf keinem Gebiet der Viehzucht werden an die Befähigung des Züchters so große Anforderungen gestellt wie bei der Pferdezucht. Ein zielbewußtes, ganz bestimmtes Vorgehen ist bei der Pferdezucht von viel größerer Bedeutung als bei der Aufzucht jeder anderen Viehgattung. Eine verzüchtete Rindvieh- oder Schafherde kann man ohne großen Schaden an den Schlächter verkaufen, verzüchtete Pferde aber sind und bleiben wertlos. Für ein Pferd kommt nicht allein sein Körperbau in Betracht, sondern der Züchter muß auch mit gewissen inneren Eigenschaften rechnen.

Der Neuling im Lande wird, wie schon erwähnt, besonders wenn er an ein ihm vorgeführtes afrikanisches Pferd mit den Augen des in der Heimat remontepfeifenden Offiziers herantritt, zunächst wohl stets zu dem Ausspruch kommen: Das Pferd ist ja viel zu klein usw. Aber gar mancher hat sich zu anderer Ansicht bekehrt, nachdem er sich von der Zähigkeit und Leistungsfähigkeit der Tiere überzeugt hatte. Ich glaube nicht mit Unrecht zu behaupten, daß gar mancher Offizier und Reiter sich im letzten Kriege dazu beglückwünscht hat, so einen kleinen Afrikaner sein nennen zu können. Wenn den Tieren weitere Fehler, wie Energielosigkeit bis zur Faulheit usw., nachgesagt werden, so beruhen solche Urteile in den meisten Fällen darauf, daß man die Tiere nach gewohntem heimischen Maßstabe mißt. Die Energielosigkeit wird bei den afrikanischen Pferden in sehr vielen Fällen sogar zur Tugend. Es ist im allgemeinen für den Afrikaner völlig gleichgültig, ob er seinen Marsch von 60 km in

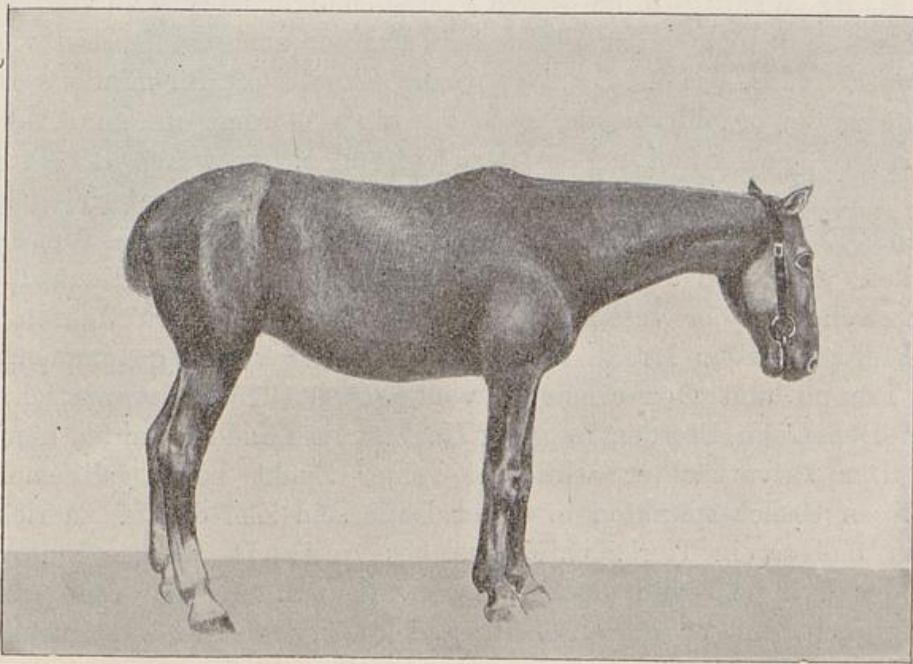
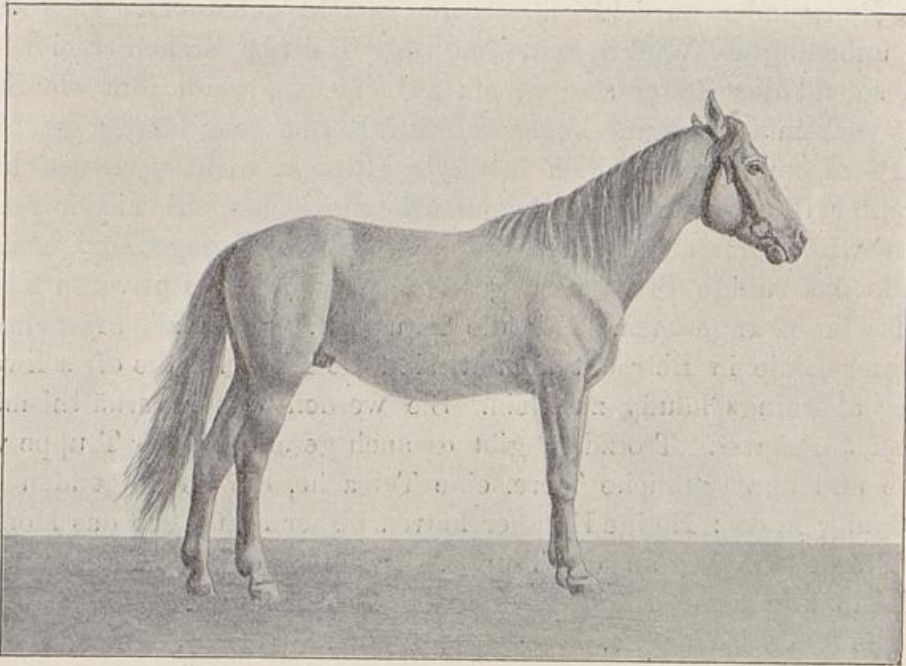


Abb. 39 u. 40. Pferdetypen besserer Rasse. Beide sind im Lande durch ihre Leistungen bekannte und renommierte Pferde.

sechs Reitstunden zurücklegt, oder ob er acht gebraucht. Es ist aber von unbedingter Wichtigkeit, daß das Reittier stehen bleibt und frißt, sobald der Reiter absitzt, um zu schießen, wenn ihm ein Stück Wild vorkommt, was im Felde und auf Reisen sehr häufig geschieht. Ein Pferd, auf das man sich in dieser Hinsicht nicht verlassen kann, das unter Umständen sogar davonläuft oder sich nicht wieder fangen lassen will, kann seinen Reiter in die größte Verlegenheit bringen. Gerade das ruhige Pferd wird gewöhnlich von jedem privaten Käufer als das beste angesehen. Für die Truppe, die ja als Pferdekäufer in erster Linie in Betracht kommt, sind die Tiere für die oft schweren Reiter allerdings häufig zu klein. Sie werden daher verhältnismäßig schnell abgenutzt. Trotzdem gibt es auch gerade bei der Truppe viele kleine und unansehnliche Tiere, eine Tatsache, die im folgenden ihre Erklärung findet: Einige Händler hatten bisher sozusagen das Monopol der Pferdelieferung an die Truppe. Der mit einem Pferdetransport ins Land kommende Händler wußte ziemlich genau, daß er seine Pferde auf alle Fälle los wurde. Wenn die Truppe sie nicht alle kaufte, dann kauften den Rest Privatleute. Er brauchte beim Ankauf sein Augenmerk nicht darauf zu richten, nur gutes Material zu erhalten, für ihn war es das Wichtigste, an seinen Pferden möglichst viel zu verdienen. Im Ramsch wurde eingekauft und im Ramsch auch am liebsten wieder verkauft. Wäre das Geld, das an solche Händler oft für minderwertige Pferde zuviel bezahlt wurde, dazu verwandt worden, um zum Ankauf des Bedarfs sachkundige Herren zu entsenden, so würde die Truppe nicht nur besseres, sondern auch weit billigeres Pferdmaterial gehabt haben. Erst in letzter Zeit hat man mit Erfolg auf diese Weise gearbeitet. Millionen aber sind in Südafrika, Amerika und Deutschland an Zwischenhändler verausgabt worden. In den letzten Jahren hat die Pferdezucht im Lande bereits solchen Aufschwung genommen, daß sich Truppe und Gouvernement vom Jahre 1913 ab voraussichtlich ihren Bedarf an Pferden in guter Qualität im Lande ankaufen können.

Der Privatzüchter wird bei seiner Zucht neben allgemeinen sonstigen Gesichtspunkten in erster Linie sein Ziel darauf zu richten haben, daß er ein Tier züchtet, welches gekauft wird, wenn nicht von der Truppe, dann doch von Privatleuten. Es ist von größter Wichtigkeit, daß er darauf hält, gleichmäßig ruhige, anspruchslose, brauchbare Pferde zu liefern. Denn schon heute gibt es wenige Reiter im Lande, die ein Pferd vorziehen, das beim Besteigen vor

Mut Bocksprünge macht, auch wohl sich dann und wann bei geeigneter Gelegenheit seines Reiters entledigt, wenn es durch seine Ungeschicklichkeit allzu sehr belästigt wird. Solch temperamentvolles, allerdings entschieden besseres und edleres Pferd repräsentiert ein zweiter, in der afrikanischen Pferderasse auch häufig vertretener Typ, dem man sofort die edle englische oder arabische Abstammung ansieht. Der gute Reiter, dessen größtes Vergnügen es ist, ein temperamentvolles Pferd zu reiten, wird ein solches ja auf alle Fälle einer „Fortbewegungsmaschine“ vorziehen, die nur durch Sporen und Peitsche

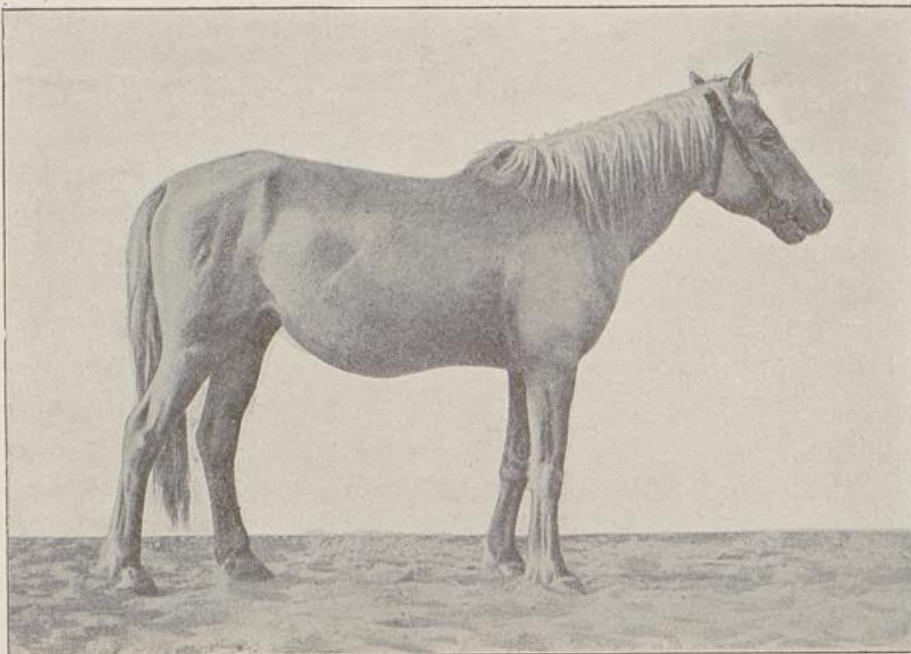


Abb. 41. Der Typus des absolut ruhigen afrikanischen Pferdes.

in Bewegung zu setzen ist. Auch wird jeder Reiter, der häufig größere Strecken zurücklegen muß, die Erfahrung gemacht haben, daß der Ritt ihn selbst nicht so sehr ermüdet, wenn er ein williges Pferd unter sich hat, als wenn er den Gaul ständig antreiben muß. Aber etwa nur der fünfte Teil aller Reiter des Landes kauft solche temperamentvollen Pferde. Alle übrigen trachten mehr danach, ein ruhiges Tier in Besitz zu bekommen. Diese Erfahrungen sind für den Pferdezüchter, der nicht nur seinem Ideal nachgehen kann, sondern auch Geschäftsmann sein muß, einfach grundlegend bei der Beantwortung der Frage, was für ein Pferd er züchten soll.

Um mit kurzen Worten noch einmal alle Gesichtspunkte zusammenzufassen: Wir wollen ein ausdauerndes Pferd, das keine großen Anforderungen an Futter und Pflege stellt, das nicht an Sehnenentzündung, Galle usw. leidet, dabei aber so vorzügliche Hufe hat, daß es auch, wenn einmal ein Eisen verloren geht, ohne dieses den Marsch fortsetzen kann. Dies alles sind schwer ins Gewicht fallende Vorzüge des Afrikaners, gegen die man sonstige kleine, unwichtige Mängel gern in den Kauf nehmen kann.

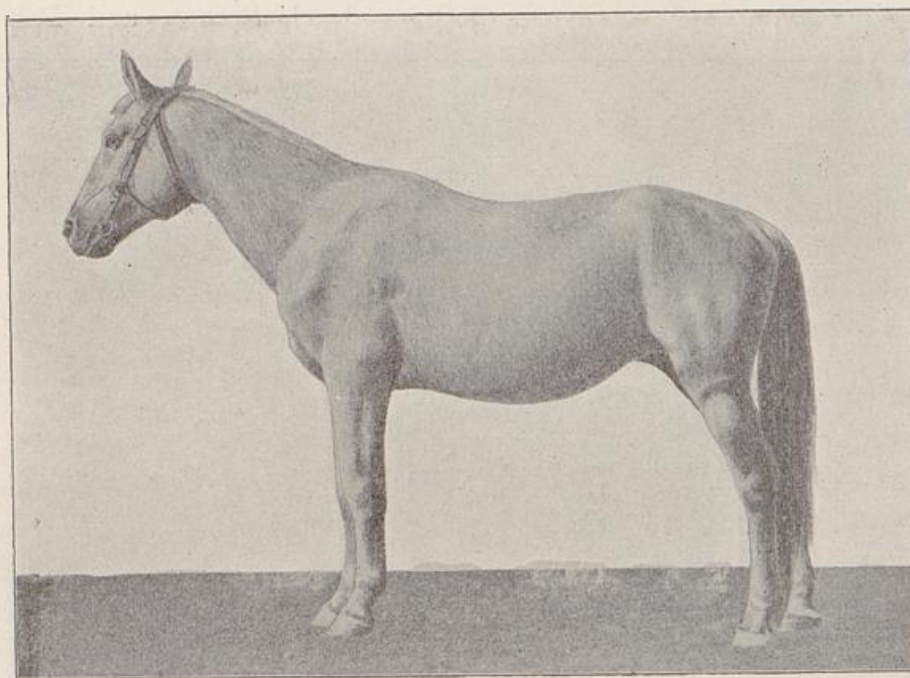


Abb. 42. Importierter, gut akklimatisierter Argentinier.

Außer der Sterbe kommen auch bei den Pferden in Afrika noch einige andere Krankheiten in Betracht, z. B. verschiedene Koliken. Bei ständig auf die Weide gehenden Pferden sind sie sehr selten; dagegen sieht man bei Gebrauchspferden, denen das Futter gereicht wird, häufig Kolikerkrankungen. In der Regel ist der Grund der Erkrankung eine unvernünftige Fütterung. Es gibt allerdings auch auf der Weide einige Pflanzen, die den Pferden gefährlich werden können, so z. B. kann im ganzen Lande ein kleines Kraut, dessen Früchte mit zwei spitzen Dornen versehen sind, häufig als Krankheitserreger angesehen werden. Die Tiere nehmen nach dem Absatteln beim Stillen des ersten Hungers diese kleine unscheinbare Pflanze nicht selten mit dem übrigen

Futter zusammen auf. Die spitzigen Dornen setzen sich im Innern der Magenwand fest und führen unter heftigen Kolikschmerzen häufig den Tod des Pferdes herbei. In den meisten Fällen aber gibt den Anlaß zu Kolikerkrankungen eine ungewohnte, reichliche Hafer-, Mais- oder Weizenfütterung.

Auch das von unvernünftigen Leuten im Lande häufig angewandte starke Anfeuchten des Hafers kann zu Erkrankungen führen. Viele Leute halten dies für richtig, weil sie meinen, daß das Pferd den angefeuchteten Hafer besser frißt. Dies ist jedoch nur Schein, denn dem gewöhnlich hungrigen und durstigen Pferde wird es durch das Anfeuchten des Hafers möglich gemacht, ihn ungenügend zerkaut schnell hinunterzuschlucken. Das nachträglich im Magen beginnende Aufquellen der Körner bewirkt dann gewöhnlich eine heftige Kolik. Außerdem geht durch ein solches Anfeuchten des Hafers der Zweck, dem Pferde ein gutes, nahrhaftes Futter zu reichen, gänzlich verloren. Jedes heil verschluckte Haferkorn geht auch mit dem Mist heil wieder ab. Der Hafer, den man oft für teures Geld erstanden hat, hat dann keine weitere Bestimmung erfüllt, als für die Hühner des Verkäufers am nächsten Tage im Mist noch ein gutes Futter abzuwerfen. Ist man gezwungen, Mais oder sonstige Getreidearten zu füttern, so sollte man sie stets gemahlen oder gequollen reichen. Viel vernünftiger ist es aber, in Ermangelung von Hafer dem Pferde Brot oder trockenes Mehl zu geben.

Auch das sogenannte „Überrittensein“, ein Zustand, der eintritt, wenn der Reiter sein Pferd gleich bei Beginn des Marsches längere Zeit scharf mitnimmt, ohne einmal abzusitzen und dem Pferde Gelegenheit zum Stallen zu geben, wird oft, besonders wenn das Tier kurz vor dem Satteln getränkt wurde, der Anlaß zur Erkrankung, ja sogar zum Tode.

In den wenigsten Fällen einer Erkrankung ist es dem Besitzer möglich, durch einen Tierarzt und durch Arzneimittel Hilfe zu schaffen; besonders auf der Reise ist man auf wenige Hausmittel angewiesen. Bei Koliken sind Wassereingießungen in den Mastdarm, beim Überrittensein Reizen des Schlauches oder der Scheide durch Ansetzen einer Fliege oder endlich das vorsichtige Einführen des eingefetteten Armes in den After und ein leiser Druck auf die gefüllte Blase Mittel, die dann und wann Hilfe schaffen.

Um übrigens einem kolikkranken Pferd auf der Reise einen Wassereinguß zu machen, muß man sich die Findigkeit des Afrikaners angeeignet haben: Fast an jeder Wasserstelle wird man ohne langes Suchen mehrere leere Flaschen finden. Nach einigen vergeblichen Versuchen wird es gelingen, aus einer derselben den Boden herauszuschlagen. Eine ebenfalls bald gefundene leere Konservendose bildet das Schöpfinstrument. Mittels dieses höchst primitiven Apparates wird es oft gelingen, dem Pferde die erwünschte Erleichterung zu verschaffen.

Das Richtigste aber ist es stets, sein Pferd bei Zeiten zu schonen und es als das anzusehen, was es dem Reiter, der durch die Wildnis reiten muß, in Wirklichkeit ist, sein Ein und Alles. Ein Reiter, der einmal in die Lage gekommen ist, nach Verlust seines Pferdes die Qualen von Hunger und Durst ertragen zu müssen, wird in dieser Hinsicht ein für allemal klüger geworden und von der Notwendigkeit durchdrungen sein — von der übrigens jeder, der ein Pferd besitzt, überzeugt sein sollte — daß er in allen Fällen zuerst für das Pferd und dann für sich selber sorgen muß.

Geradezu ungeheuerlich ist es, wie gegen die armen Tiere häufig gesündigt wird. Oft ist es schreiende Unkenntnis auf seiten des Reiters, oft Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit. Bei Buren und bei Eingeborenen insbesondere konnte man früher das Unglaublichste an Roheit gegen die armen Pferde beobachten. Die Hereros haben z. B. die Anschauung, daß es sich bequemer reitet, wenn das Pferd einen wunden, durchgerittenen Rücken hat. Der Reiter braucht dann nur auf irgend eine Weise auf die wunde Stelle zu drücken und erspart die sonst zum Antreiben nötige Peitsche.

Noch weit genügsamer und anspruchsloser als das Pferd sind der Maulesel, das Maultier sowie der gewöhnliche Esel. Besonders die Maultiere bilden für leichte Reisefuhrwerke, als Bespannung der Artillerie usw. das denkbar beste Zugmaterial. (Abb. 43). Um aber große Lasten und schwere Frachten zu befördern, sind sie ebenso ungeeignet wie Pferde. Es sind bereits zu verschiedenen Malen Maultiere in das Schutzgebiet eingeführt, seiner Zeit von dem Eisenbahnbaukommando, dann wieder von der Regierung während der Zeit der Rinderpest. Auch während des Krieges sind Tausende von Maultieren importiert worden, die besonders als Artilleriebespannung sowie als Zugtiere für leichte Proviant- und Munitionskolonnen sich sehr be-

währt und überall ganz vorzüglich gehalten haben. Die importierten Maultiere waren übrigens von sehr ungleichmäßiger Beschaffenheit, obwohl durchweg außerordentlich hohe Preise bezahlt wurden. Es war dieselbe Sache wie mit den Pferden, weil zu den Lieferungen gewöhnlich Händler herangezogen wurden. Bei guter Behandlung sind die Maultiere überaus willig. Sie traben auf leidlichem Wege besonders des Nachts unermüdlich. Ein guter Maultiertreiber wird seine Peitsche selten zum Schlagen benutzen, sondern seine Tiere hauptsächlich durch Zurufe antreiben. Auf Farmen, wo Pferdezucht getrieben wird,

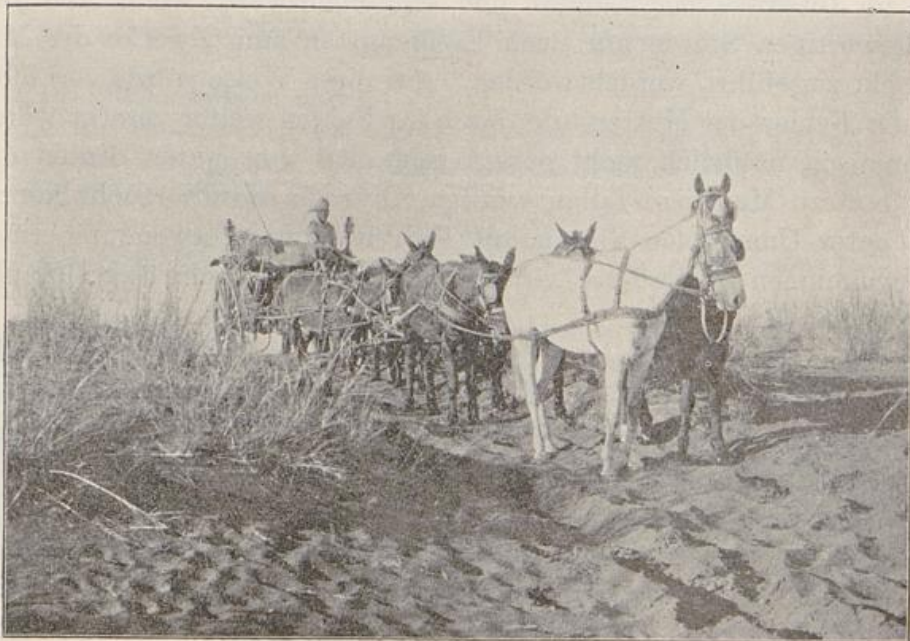


Abb. 43. Reisekarre mit Maultieren bespannt auf sandigem, schweren Wege.

machen sich die Maultiere oft dadurch nützlich, daß sie sich als Beschützer der kleinen Füllen aufwerfen. Ich beobachtete jahrelang zwei Maultiere, die ständig die Stutenherde begleiteten und nicht fortzuschlagen waren. Des Nachts warteten sie geduldig vor der Einzäunung, bis die Stuten wieder ins Feld gingen.

Bei dem Ankauf von Maultieren ist es, wie mir ein alter Kapbure s. Z. mitteilte, eine vorteilhafte Praxis, möglichst nach Stuten zu suchen. Ich habe dann auch selbst die Erfahrung gemacht, daß Stuten im Gespann weit munterer und frischer sind, als die männlichen Tiere. Daß die Maultiere unter sich unfruchtbar, und daß sie

ein Kreuzungsprodukt von Pferd und Esel sind, nehme ich als allgemein bekannt an. Bis vor kurzem wurde im Lande noch keine Maultierzucht betrieben. Sie wird aber in Zukunft einen bedeutenden, hochwichtigen Zweig der Pferdezucht abgeben. Seit Einführung der neuen Körordnung ist dafür gesorgt, daß minderwertige Vatertiere nicht mehr wie früher beliebig zur Zucht zugelassen werden, sodaß ein allgemeiner Fortschritt bald zu bemerken sein wird. Immerhin aber gibt es im Lande noch eine Unmenge Stuten, die für weitere Pferdezucht direkt als unbrauchbar bezeichnet werden müssen. Es wäre im Interesse des Landes nur wünschenswert, wenn alle diese minderwertigen Stuten nur noch Eselhengsten zum Zwecke der Maultierzucht zugeführt werden würden. Auf diese Weise würde verhindert, daß die Fehler der Mutterstute durch ihr Fohlen weiter vererbt würden. Hiermit soll natürlich nicht gesagt sein, daß von guten Stuten nicht auch bessere Maultiere fallen würden. Für die Maultierzucht könnten auch unter Umständen Stuten mit Kaltblut gute Verwendung finden, da anzunehmen ist, daß von einer solchen Stute ein schwereres Maultier zu erwarten ist.

Da man, wie früher ausgeführt, stets in sogenanntem wilden Gestüt arbeiten wird, so wird eine Maultierzucht neben der Pferdezucht schwer an demselben Platze durchführbar sein. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß die Stuten einen Eselhengst nicht annehmen werden, so lange auch ein Pferdehengst am Platze ist. In vielen Fällen wird es auch einer Hülfsvorrichtung bedürfen, weil der sehr kleine Eselhengst sonst nicht zum Ziel kommt. Die Entscheidung der Frage, ob und wie weit man gerade in der afrikanischen Pferde- und Maultierzucht die Methode einer künstlichen Befruchtung wird anwenden können, muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Den größten Erfolg der Maultierzucht erreichte Amerika. Der amerikanische, besonders der schwere, sogenannte Kentuckyesel, liefert den Beweis, wie weit es auch hierin gebracht werden kann. Ein Paar derartige Tiere, die die Höhe größter Pferde erreichen, kostet in Kapstadt 4—5000 Mark.

Auch die Aufzucht des gewöhnlichen Esels, vielfach „Donki“ genannt, wird in vielen Fällen eine durchaus dankbare sein. Der Esel wird nicht von der Sterbe befallen und ist überaus genügsam; er findet noch immer seine Nahrung, wo Maultier und Pferd bereits verhungern. Ganz gute Erfahrungen hat man im Kriege mit der

Frachtbeförderung durch Eselgespanne, 18—20 Tiere vor mit ca. 50 Zentnern beladenen Wagen, gemacht. Der Esel scheint gegen fast alle Krankheiten des Landes absolut widerstandsfähig und unempfindlich zu sein. Sich besonders der Eselzucht zu widmen, wird für den Farmer unwirtschaftlich sein, da der Bedarf im Lande ein zu geringer ist. Halten sich die Farmer, die regelmäßig Pumpen durch Esel treiben lassen, zu diesem Zweck Hengst und Stute, so wird die Vermehrung eine für den Bedarf des Landes genügende sein, zumal die Tiere steinalt werden.

Anhang. Körordnung für Deutschsüdwestafrika.

§ 1. Jeder zweijährige und ältere Hengst ist jährlich einer Körkommission vorzuführen.

Die Körkommission besteht:

1. Aus dem Direktor des Gestüts Nauchas oder seinem Vertreter,
2. aus zwei von den betreffenden Bezirksräten zu wählenden Mitgliedern oder ihren Stellvertretern,
3. einem beamteten Tierarzt als Gutachter.

§ 2. Die Körkommission entscheidet, ob die vorgeführten Hengste zu schneiden sind.

Die als tauglich befundenen Hengste gelten als angekört und erhalten hierüber ein Patent.

Bei der Begutachtung von Hengsten, die einem der Mitglieder der Körkommission gehören, ist dieses von der Mitwirkung ausgeschlossen.

§ 3. Die Erteilung des Patents für einen Hengst setzt voraus:

1. daß der Hengst nicht unter drei Jahre alt, gesund und vollkommen entwickelt ist, keine erblichen Gebrechen und Formfehler hat und vermöge seines Körperbaues, seiner Knochenstärke und seines Ganges zur Erzeugung brauchbarer Pferde des Reitschlages als geeignet erscheint;
2. daß der Hengst nach seiner Körperbeschaffenheit dem vorhandenen Stutenmaterial, den Pferdezuchtverhältnissen und der anzustrebenden Zucht-richtung des Schutzgebietes möglichst entspricht;
3. daß der Hengstbesitzer sich verpflichtet, auf seiner Farm neben dem zu patentierenden Hengst keine nichtpatentierten Hengste im Alter von über drei Jahren aufzustellen.

§ 4. Die Besitzer angekörter Hengste müssen allen von diesen gehaltenen Produkten Fohlenscheine ausstellen. Die Formulare werden vom Gouvernement zur Verfügung gestellt.

§ 5. Die Züchter haben geeignete Maßregeln zu treffen, um das Belegen einer jüngeren als dreijährigen Stute zu verhindern.

§ 6. Einer Ankörung bedürfen nicht:

- a) die Land- und Hauptbeschäler,
- b) Halb- und Vollblut-Hengste, für welche bei der Einfuhr vom Gouvernement eine Beihilfe gegeben worden ist.

§ 7. Einmal angekörte Hengste müssen bei jeder folgenden Ankörung von neuem vorgeführt und untersucht werden, wenn sie zum Belegen fremder Stuten gebraucht werden sollen.

§ 8. Die Körkommission tritt alljährlich im Monat Juli zusammen. Bis 15. Mai sind die Hengste, welche angekört werden sollen, bei den betreffenden Bezirks- (Distrikts-) Ämtern anzumelden. Auf Grund der Anmeldungen wird Zeit und Ort des Zusammentritts der Körkommission bekannt gemacht.

3. Kleinviehzucht (Fleischschafe, Ziegen, Wollschafe und Angoraziegen).

Mit dem nach heimischer Auffassung vielleicht nicht ganz korrekten Ausdruck Kleinvieh bezeichnet man in der afrikanischen Viehzucht im allgemeinen die landheimischen Schafe und Ziegen. Dieselben werden zusammen auch wohl einfach mit „Vieh“ bezeichnet, im Gegensatz zum Rindvieh, das „Beeste“ genannt wird. Fast auf jeder Farm gibt es, wie schon gesagt, eine Menge Büsche und krautartige Pflanzen, deren Blätter mit Vorliebe von diesen Viehgattungen genommen werden. Der Farmer hat somit in diesen Kleinviehrassen Tiere, die ihm für die volle Ausnutzung seiner Farm das Gegebene sind.

Sowohl die Schafe wie die Ziegen sind je nach den verschiedenen Gegenden des Landes an leicht erkennbaren, typischen Rassen-eigenschaften zu unterscheiden. Wir haben eine Namaziege, ein Namaschaf, ebenso eine Damaraziege und ein Damaraschaf. Als dritte, viel vorkommende Ziegenart muß auch noch die Ovamboziege, die bedeutend kleiner als die beiden vorgenannten ist, aufgeführt werden. Die obigen Bezeichnungen sind nicht etwa oberflächliche, weil die Tiere lediglich aus dieser oder jener Gegend stammen; dem Beobachter wird sehr bald, wenn er Tiere dieser verschiedenen Typen beieinander sieht, ein wesentlicher Unterschied auffallen. — Ebenso wie das Nama-Rindvieh stehen auch hier die Namatiere an erster Stelle. Man sieht den Tieren auf den ersten Blick eine verständig betriebene Zucht an. Sie sind größer und in ihren Vorzügen mehr ausgebildet. — Besonders beim Damaravieh war im Laufe der Zeit durch Ungeschicklichkeit und fehlerhaft betriebene Zucht eine bedauerliche Schädigung der Rasse zuwege gebracht worden; jahrelang betriebene Inzucht hatte die Tiere derartig zurückgebracht, daß man in manchen Gegenden, besonders bei den Hereros, die Folgen dieser falschen Zucht ohne weiteres erkennen konnte. Viele tot zur Welt

gekommene Lämmer oder verkrüppelte Exemplare sowie große Sterblichkeit und Neigung zu Krankheiten sind die schlagendsten Beweise für jene unrationelle Handhabung der Zucht. Man darf aber nicht alles auf minderwertige Züchtungsarbeit schieben und glauben, mit den aus Europa mitgebrachten Erfahrungen und Lehren könne man alles leicht verbessern. Die Natur wird in vielen Fällen mitgesprochen haben und auch zukünftig gewichtig mitreden. Jedes Tier ist mehr oder weniger das Produkt seiner Scholle, entstanden durch die Lebensbedingungen seines Mutterlandes, als da sind Futterverhältnisse und klimatische Einwirkungen. Wie wir bereits beim Rinde gesehen haben, daß die Tiere der Tropen nach dem Äquator zu immer kleiner werden, ebenso ist es mit dem Kleinvieh. Wenn auch die Natur ein Mit- und Entgegenarbeiten von seiten des Menschen innerhalb ihrer Gesetze dankbar anerkennt und lohnt, so soll man sich doch sehr hüten, ihr mit Mitteln zu Hilfe kommen zu wollen, die ihren eigenen Gesetzen zuwiderlaufen. Das richtige Verstehen und Beherrigen der grundlegenden Naturerscheinungen ist die Hauptbedingung für züchterische Erfolge.

Die afrikanische Ziege ähnelt sehr unserer heimischen, wie sie in manchen Gegenden von kleinen Leuten gehalten wird. Man kann sagen, sie unterscheidet sich nur durch die größere Mannigfaltigkeit der Zeichnung. Die Ziegenzucht ist für die Eingeborenen sowie für jeden kleineren Ansiedler, der mit geringen Mitteln seinen Betrieb anfangen will, das Gegebene. Für den Großfarmer, der seine Herden nicht ständig unter Augen haben kann, ist die Ziegenhaltung häufig weniger vorteilhaft. Die Ziege wirft im Jahre ein bis zweimal ein bis zwei Junge, bei denen aber gewöhnlich mit einem Verlust von 30—50 % gerechnet werden muß. Nur in Gegenden, die sich ganz vorzüglich für Ziegen eignen, sollte man die Tiere zweimal im Jahre werfen lassen. Sobald man sieht, daß die Tiere körperlich zurückgehen und abmagern, wäre es der größte wirtschaftliche Fehler, die Mütter wieder decken zu lassen. Ebenso ist es in schlechten Jahren eine dringende Notwendigkeit, die Mütter zu schonen. In besonders schlechten Jahren, wie sie in jedem Steppenlande vorkommen, wo Tausende von Tieren an Futternot eingehen, kann es zur Notwendigkeit werden, alle Lämmer gleich nach der Geburt zu töten, um die Mütter zu retten. Sonst würde man den Verlust beider riskieren, während man so doch Aussicht hat, die Mütter zu retten. Nicht nur der australische Farmer,

sondern auch der Südafrikaner hat mit der Launenhaftigkeit der Natur ständig zu rechnen und muß immer zum Kampfe gerüstet sein. Am besten wäre es, wenn die Farmer in guten Jahren für Futterreserven sorgen würden. Aber die absolut extensive Bewirtschaftung der Farmen und vor allem der ausgesprochene Kapitalmangel verbieten den meisten Farmern heute noch solche Maßnahmen. Die jungen Tiere sind ungemein empfindlich und erfordern von seiten des Menschen die größte Aufmerksamkeit und Pflege. Das kleinste Versehen ist oft Anlaß zum Tode. Es müssen besondere, warme Räume hergestellt werden, in denen man die jungen Lämmer des Nachts unterbringt, besonders natürlich in der kalten Jahreszeit. Die scharfe Nachtkälte wird ebenso schädlich wie die schweren Nachtrege. Besonders bei Einsetzen der Regenzeit findet man die jungen, noch schwachen Lämmer sonst nach den ersten tüchtigen Niederschlägen oft tot im Kraal. Diese Vorsorge darf natürlich nicht so weit getrieben werden, daß sie zu einer Verweichlichung der Tiere führt. Dies muß auf jeden Fall vermieden werden; deshalb setze man alle 6 Wochen alte Tiere jeder Witterung frei aus. Nur harte Tiere gehören in ein Steppenland und werden dort Nutzen abwerfen. Auch darauf muß die größte Aufmerksamkeit verwandt werden, daß die jungen Lämmer beim Nachhausekommen der Mütter von der Weide nicht zu schnell und zu viel trinken. Jede Magenstörung bedeutet sicheren Tod. Bei den Eingeborenen hatte sich folgender Gebrauch eingebürgert. Die alten Tiere wurden ganz zeitig des Morgens nach dem Abmelken ins Feld geschickt, kamen dann nach zwei Stunden noch einmal zurück, um die Lämmer zu tränken, und gingen dann den Tag über auf die Weide, um erst gegen Abend zurückzukommen. Diese Methode hatte den Zweck, den jungen Lämmern, nachdem die Muttertiere des Morgens früh ganz abgemolken waren, die Morgenkost nicht ganz vorzuenthalten.

Haben die jungen Tiere ein Alter von drei Wochen erreicht, so sind sie nicht mehr weichlich. Im ganzen gilt für die Ziegenaufzucht die Regel, daß man die jungen Lämmer lieber etwas hungern, als sie zu viel saugen lassen soll. Es werden deshalb auch die des Abends heimkehrenden Mütter in jedem Betriebe tüchtig abgemolken. Als Grundbedingung für rationelle Kleinviehzucht kann es gelten, möglichst viele Wasserstellen auf der Farm zu erschließen, damit die Tiere nicht unnötig getrieben werden müssen. Hat man

immer in Entfernungen von 3—6 Kilometern Wasser auf der Farm, so werden nicht nur die Tiere geschont, sondern auch, was noch ebenso wichtig ist, auch die Weide. Eine geschlossen durchs Feld getriebene Kleinviehherde vernichtet nämlich durch Abtreten stets eine Menge des wertvollen Futters. Besonders bemerkt man dies auf den schweren, lehmigen Böden, wo eine stark brüchige Grasart gedeiht. Die Schwierigkeit der Ziegenzucht für den Großbetrieb liegt darin, daß die Aufsicht mehr oder weniger Eingeborenen überlassen bleiben muß, sowie daß, sobald es sich um größere Mengen handelt, die Tiere auf verschiedenen Posten, die nicht täglich vom Besitzer kontrolliert werden können, untergebracht werden müssen. Entweder passen die Leute dann nicht genügend auf, oder in sehr vielen Fällen töten sie auch einfach die Lämmer, um dadurch die Milch der Mutter für sich zur Verfügung zu haben.

Ich habe es nur dadurch zu einigermaßen befriedigenden Erfolgen bringen können, daß ich für jedes halbjährige Lamm hohe Tantiemen an den Wächter zahlte. Besonders treten alle diese Schwierigkeiten hervor, wenn man viele Ziegen auf einem nicht besonders für dieselben geeigneten Platz hält. Ich kenne viele Großfarmer, die die Ziegenzucht einfach als unrentabel bezeichnen. Auf Farmen, die in erster Linie Grasweide haben, sollte man garnicht erst mit der Ziegenzucht anfangen. Die Tiere fressen eigentlich nur Büsche und Blätter. Bergiges Gelände, bestanden von kleinem Unterholz, und steriler Kalkboden, auf denen viele kleine Futterbüsche wachsen, sind das gegebene Ziegenfeld.

Die Milch der Ziege ist sehr fett und wohlschmeckend. Sie wird besonders als Kaffeemilch geschätzt. Die Sahne läßt sich gleich der Kuhmilch, besonders wenn man sie mit dieser vermischt, sehr gut zu Butter verarbeiten. Auch zur Käsebereitung eignet sich die Ziegenmilch vorzüglich. Das Produkt, das dem heimischen Schafkäse ähnelt, ist ein milder Weichkäse, der bei sachgemäßer Pflege als große Delikatesse angesprochen werden kann. Vor dem Genuß roher Ziegenmilch wird vielfach gewarnt, da behauptet wird, daß auch in unserer Kolonie mehrfach Fälle des Maltafiebers vorgekommen seien. Es ist ja bekannt, daß s. Zt. auf der Insel Malta eine fieberartige Erkrankung der Kurgäste auf den reichlichen Genuß roher Ziegenmilch zurückgeführt wurde. Dieses Maltafieber ist eine schleichende Krankheit, die den Menschen sehr mitnimmt und vom Laien oft mit der Malaria

verwechselt wird. Auch das Fleisch der afrikanischen Ziege ist im Gegensatz zur heimischen recht wohlschmeckend und fast nicht von dem des Schafes zu unterscheiden. Bei den heutigen Fleischpreisen bringt ein ausgeschlachteter Ziegenhammel 10—15 Mark. Die Ziegenfelle sind ein gangbarer Handelsartikel. Sie bringen je nach der Größe 75 Pfg. bis 1 Mark per Stück (Abb. 44). Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß mit der weiteren Entwicklung der Kolonie die Ziegenzucht bedeutend zurückgehen wird. Denn von dem Augenblick an, wo die Kolonie mit ihrem Rindfleisch den Weltmarkt betritt, wird das Ziegenfleisch keine große Bedeutung mehr haben und nur noch als billiges Beköstigungsmittel für die farbigen Arbeiter Verwendung finden. Wenn man auch annehmen oder doch hoffen darf, daß das Mutterland uns dereinst Hammel in gefrorenem oder gekühltem Zustande abnehmen wird, so ist an einen Export von Ziegenfleisch kaum zu denken.

Wesentlich günstiger steht es mit der Zucht des afrikanischen Schafes. Eine gute Herde Schafe wirkt beim ersten Anblick erfreuend auf das Auge jedes Viehzüchters. Die kräftigen Gestalten der munteren Tiere zeigen sofort, daß man es mit einer zähen, widerstandsfähigen Rasse zu tun hat. Eine Eigentümlichkeit der Rasse ist der besonders ausgebildete Fettschwanz, der bei männlichen Tieren oft eine erstaunliche Länge und Breite erreicht, so daß man 8—10 Pfund reines Fett aus ihm gewinnen kann. Die Eigenschaften dieses aus dem Schwanze ausgelassenen Fettes sind ganz andere als die des sonst bekannten, talgartigen Schaffettes. Es bleibt ständig weich und erinnert durch seine körnige Beschaffenheit mehr an das Gänse-schmalz. Es ist daher ein geschätztes Fett für Küche und Tisch. — Das afrikanische Fettschwanzschaf ist ein reines Fleischschaf mit kurzer, glatter Behaarung. Farbe und Zeichnung sind sehr verschieden. Es gibt weiße und ganz braune Schafe, weiße mit schwarzem oder braunem Kopf und endlich auch gefleckte. In der Regel zeigen sie jedoch nur zwei Farben, während man bei den Ziegen nicht selten sechs Farben an einem Tiere herausfinden kann. Ein fetter Hammel ergibt 70—80 Pfund Fleisch.

Die Aufzucht der Schafe ist viel einfacher und sicherer als die der Ziegen. Die Lämmer sind gleich nach der Geburt kräftiger und stärker und gedeihen in den meisten Fällen ohne Hilfe von seiten des Menschen. Von der vierten Woche an können sie, wenn die Weide

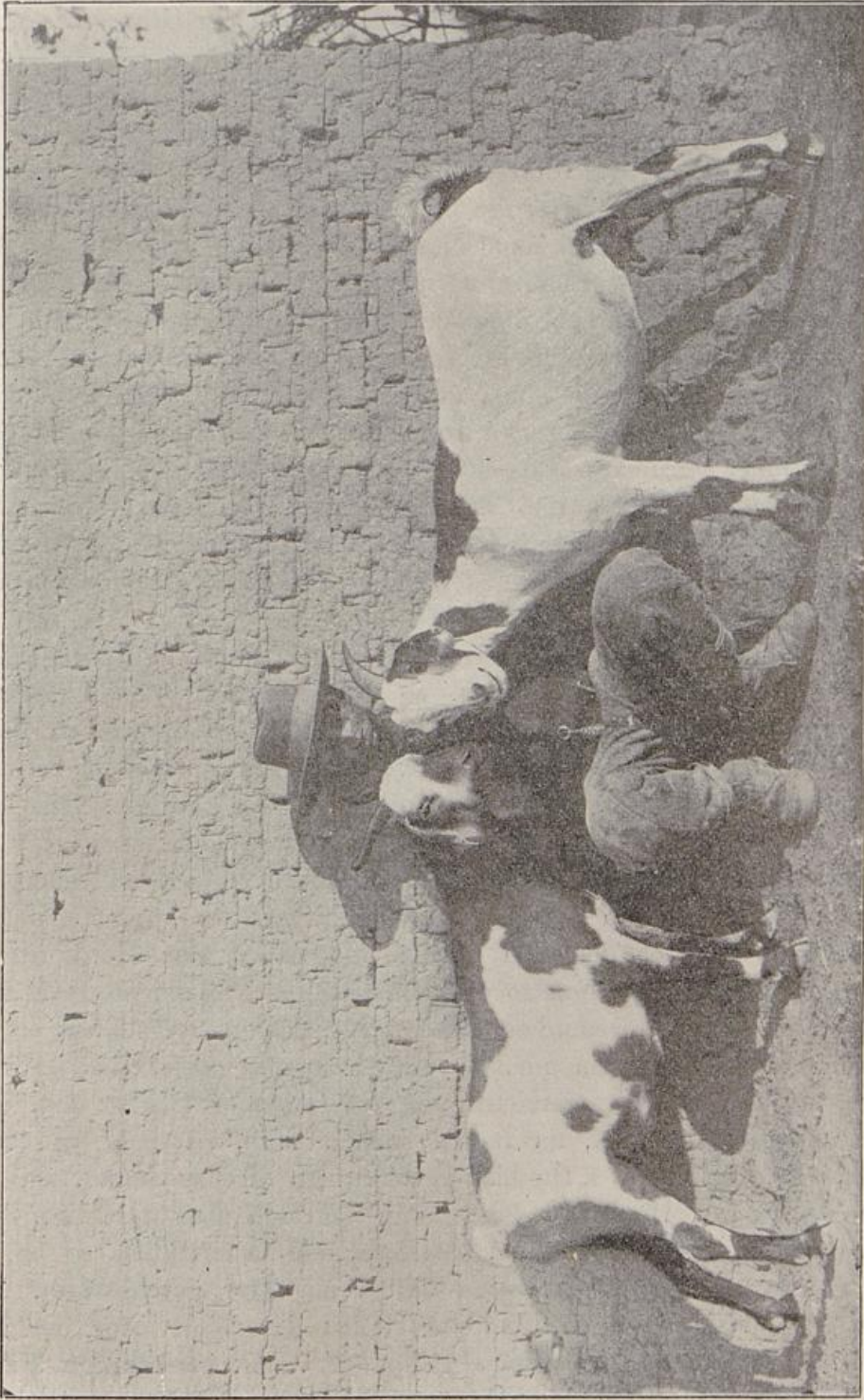


Abb. 44. Ovambo- und Damaraziege.

nicht allzu weit entfernt ist, die Mütter ins Feld begleiten. Die Schafe werfen bei guter Weide ebenfalls zweimal im Jahre, jedoch ist dies für einen rationellen Betrieb nicht zu empfehlen. Im Gegenteil, man soll sich die für die Lammzeit geeignetste Jahreszeit aussuchen und in der übrigen Zeit des Jahres die Böcke von den Müttern getrennt halten. Um auch die Tiere, die in der Hauptlammzeit nicht geworfen haben, auszunutzen, kann man diese später noch einmal zum Bock lassen. Die Milch der Schafe wird von den Eingeborenen nur sehr ungerne genossen; wenn sie Ziegenmilch haben können, überhaupt nicht. Was die bei der Schafzucht erforderliche Aufsicht anbetrifft, so habe ich mit gutem Erfolg je einen zuverlässigen Eingeborenen (d. h. soweit man bei den Eingeborenen überhaupt von Zuverlässigkeit sprechen kann) zu einer Herde von 300—400 Schafen und 50 Ziegen gegeben. Ich sehe dann nicht darauf, daß sich die Ziegen wesentlich vermehren. Wenn es nur mit den Schafen zur Zufriedenheit geht und die Lämmer gut gedeihen. Ich rechne bei den geborenen Schaflämmern mit einem Verlust von 15%.

Hat der Farmer eine Herde Kleinvieh unter Aufsicht Eingeborener auf Außenposten stehen, so ist es unter allen Umständen ratsam, die Leute gut zu beköstigen, aber strenge darauf zu halten, daß sogenannte „Brüder“ und „Schwestern“, die gewöhnlich von allen Seiten zum Besuch kommen, schleunigst wieder abreisen. Die Gastfreundschaft bei den Eingeborenen geht so weit, daß sie es für ihre Pflicht halten, alles, was sie an Lebensmitteln haben, zu teilen, und es kann dann bei dem angestellten Wärter leicht vorkommen, daß auf Bitten der Gastfreunde auch einmal ein Stück der Herde in den Kochtopf wandert. Wenn so ein selbständiger Viehwächter von selber auch nicht auf den Gedanken kommt, für sich zu schlachten, so gibt es bei ihm wie bei den meisten Eingeborenen doch eine schwache Seite, bei der so ein zugereister vagabondierender Bruder ihn, wenn alles andere nicht hilft, zu fassen suchen wird, nämlich bei seinem Stolz. Er sagt z. B.: „Du bist ja jetzt ein großer Mann, du hast einen so reichen Herrn; da hast du gewiß doch über das Viele etwas zu sagen“ usw. Schon um zu beweisen, daß es wirklich so ist, wie der andere sagt, wird dann gewöhnlich ein Tier geschlachtet. Eine gute Ausrede ist ja immer bei der Hand: der Wolf oder der Tiger hat das Schaf oder die Ziege gefressen! Der verständige Farmer wird in solchen Fällen dem Manne wohl zu verstehen geben, daß er

ihn durchschaut hat. Ich würde es aber für verkehrt halten, mit dem Sünder gleich scharf ins Gericht zu gehen. Außerdem weiß man nie, was für einen Ersatz man bekommt. Wird es nicht allzu toll getrieben, so drücke man lieber ein Auge zu. Will man aber einen Dieb, der es zu arg treibt, abfassen, so muß man sich stellen, als glaube man ihm seine Wolf- und Tigergeschichten, dann aber in der Vollmondnacht den Posten plötzlich revidieren. Bei Vollmond feiern die Eingeborenen ihre Orgien, bei denen es an einem guten Bissen nicht fehlen darf.

Man halte auch darauf, daß die auf einem Außenposten etwa krepiereten Tiere stets abgeliefert werden. Sonst würde man sehr oft geschädigt werden. Dem Eingeborenen ist es ziemlich gleichgültig, ob das Fleisch, welches er ißt, von einem geschlachteten oder krepiereten Tiere stammt. Läßt man ihm die krepiereten Tiere, so wird er sehr bald versuchen, hier und da bei einem, das ihm besonders gefällt, etwas nachzuhelfen. Fetttes Fleisch ist die größte Delikatesse für die Leute. Die Klagen darüber, daß die Eingeborenen Vieh stehlen und im Felde schlachten, nehmen in letzter Zeit im Lande so stark zu, daß im allgemeinen Interesse des Landes unbedingt Abhülfe geschaffen werden muß. Die raffiniertesten Mittel werden dabei von den Eingeborenen angewandt. Das beliebteste ist das folgende: Wenn die Leute, die stets zusammenhalten, Appetit auf Fleisch haben, erkrankt plötzlich der Kleinviehwächter, oft erst, nachdem die Herde ausgetrieben ist. Unterläßt man es nun, dem Ersatzmann die Tiere vorzuzählen, so verschwindet ein Tier und wird in der Nacht verzehrt. Bemerkt der Besitzer bei späterem Zählen das Fehlen des Tieres, so schiebt einer die Schuld auf den anderen, und man kann es keinem beweisen. Deshalb mache man es sich zum Prinzip, jedem Ersatzmann, der plötzlich eintreten muß, die Herde vorzählen zu lassen. Fehlt dann bei der Rückgabe ein Tier, so ziehe man dem zuständigen den Betrag vom Lohne ab. Noch ein weiteres, beliebtes Mittel: Die Kerle nehmen einen feinen Draht, wie er zum Verschuß von Bier- und Brunnenflaschen benutzt wird, und schieben diesen dem Tier so weit in die Nase, bis das Gehirn verletzt und dadurch der Tod des Tieres herbeigeführt wird. Bei der Besichtigung wird dann nichts gefunden, und das Tier ist an einer unbekanntten Krankheit zugrunde gegangen. Wenn die Eingeborenen dann nach der Todesursache befragt werden, heißt es: „Blutsikte“. — So wird der Baas, weil er

seinen Leuten kein Fleisch gibt, oder auch aus Niedertracht, nach allen Richtungen genasführt. Ist er gutmütig, d. h. dumm genug, dann macht mans auf plumpere Weise, sonst raffinierter.

Das Rufen nach der Polizei und ein Verlangen nach exemplarischer Bestrafung ist gewöhnlich ohne Erfolg, da der Besitzer in den wenigsten Fällen die Täter namhaft machen kann. Er hat nur das sichere Gefühl, daß seine Leute ihn betrügen und gelegentlich Tiere töten oder verschwinden lassen. Da ist es wahrlich nicht immer leicht, seine Ruhe zu bewahren, und die traurigen Vorkommnisse der letzten Zeit, wo sich der Weiße dann plötzlich auf der Anklagebank sieht, sind das Ende vom Liede. — Aber gibt es denn gar keine Abhilfe? Gewiß gibt es diese. Man mache es sich zum Prinzip, kein Tier den Leuten zu geben, bei denen die Todesursache nicht absolut einwandfrei festgestellt ist, und unterlasse es, wie es viele Farmer tun, gefallene oder verunglückte Tiere den Eingeborenen als Kost zu geben, um dadurch einige Pfund Mehl etc. zu sparen. Bei mir wird in zweifelhaften Fällen das Tier verbrannt oder gekocht, gehackt und zu Hühnerfutter getrocknet.

Man muß aber auch nach der anderen Seite vernünftig und gerecht denken und handeln, denn auch der eingeborene, farbige Afrikaner hat gelegentlich das Bedürfnis nach Fleisch. Und wenn der Fleischhunger nach monatelangem Genuß von Mehlbrei über ihn kommt, dann stiehlt er eben, wenn ihm sonst keine Gelegenheit gegeben wird, Fleisch zu bekommen. Seitdem ich es eingeführt habe, daß jede Familie eigenes Vieh hält, ist es bei mir eine Seltenheit, daß einmal ein Tier aus meinen Herden verschwindet.

Die Forderung nach energischer Bestrafung von ertappten Viehdieben ist natürlich berechtigt, und das zu milde Vorgehen der regierenden Kreise wird auch hier zum Vergehen an der Ansiedlerschaft. Gar oft liegt das Grundübel aber auch hier in der absolut falschen Besiedlungspolitik der früheren Regierung, wo man sichtbar bemüht war, Leute mit geringen Mitteln im Lande anzusiedeln, ein Bestreben, das noch heute hie und da vorhanden zu sein scheint. Sind aber obige Vorkommnisse nicht die natürliche Folge solcher Politik? Ansiedler, die sich aus Sparsamkeit selber nichts zukommen lassen können und niemals für sich ein Tier schlachten, werden auch ihren Leuten kein Fleisch geben. Die Sparsamkeit wird bei nicht absolut festen Charakteren zur Knauserei. Abknappen bei der Kost-

ausgabe gibt den ersten Anlaß zur Unzufriedenheit der Eingeborenen. Ständige Abzüge von der Tageskost, die beliebteste Strafverfügung der Ansiedler, die auf Sparen angewiesen sind, werden dann die Ursache, die ein Überhandnehmen von Stehlen und Schlachten des Viehs auf den Farmen bewirkt. Um so mehr aber hat die Regierung die Pflicht, Abhülfe zu schaffen.

Ebenso wie bei den Ziegen ist auch bei den Schafen eine Bluterneuerung von absoluter Notwendigkeit. Sehr viele Bestände zeigen auch hier das Zeichen lange betriebener Inzucht. — Ich kaufte



Abb. 45. Damaraschafbock.

s. Z. aus der Kapkolonie zum Zwecke der Blutauffrischung einige Zuchtböcke. Dieselben stammten aus einer vor Jahren einmal vorgenommenen Kreuzung von Fettschwanzmüttern mit Merinoböcken, deren Nackkommen dann, wie man es in Südafrika vielfach macht, wieder mit Fettschwanz weiter gezüchtet worden waren. Der Erfolg in der südwestafrikanischen Herde war ein durchschlagender. Alle von diesen importierten Tieren gefallen Lämmer zeichneten sich sichtbar vor den andern aus, und die ganze Lämmerherde wies nur wenige zurückgebliebene Exemplare auf. Anschließend an diesen Versuch unternahm ich dann einen weiteren auf Erhöhung der



Abb. 46. Namaschafbock.

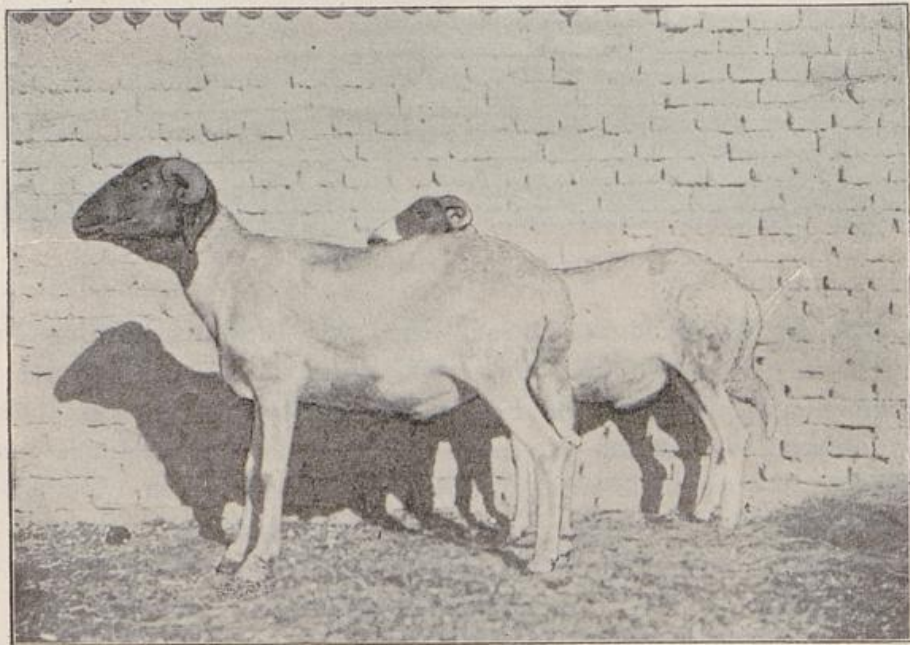


Abb. 47. Kreuzungstiere von aus Kapstadt importiertem Bock.

h
w
e
V
le
sc
zu
be
F

Fleischproduktion, nämlich eine Kreuzung von 200 Fettschwanzmüttern mit importierten englischen Fleischböcken. Auch diese Kreuzung ist, wie man erwarten konnte, gut ausgefallen. Die jungen Halbbluttiere hatten sich vollständig akklimatisiert, zeichneten sich besonders in der Jugend, so lange sie bei der Mutter waren, durch besseren Körperbau und fleischigere Körperformen aus. Man kann also mit voller Berechtigung sagen, daß das Fettschwanzschaf sich in jeder Beziehung als Stammtier für eine Veredelung sowohl in der Fleischrichtung als auch in der Wollrichtung eignet (Abb. 45—48). Recht gute Erfolge

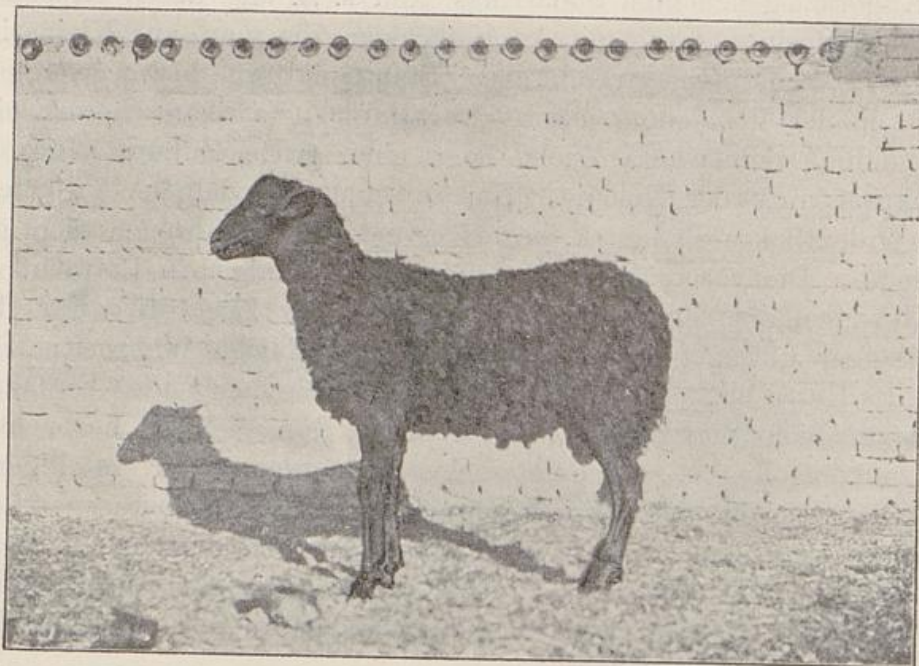


Abb. 48. Nachzucht von engl. Fleischbock und Damaraschaf.

hat man im Lande auf dem Gebiete der Fleischzucht durch Verwendung importierter Perser-Ramme erzielt. Die Tiere kommen aus einem trocknen Lande, sind kurzhaarig und fühlen sich in unseren Verhältnissen überaus wohl. Auch das Karakulschaf, das hier in letzter Zeit vielfach eingeführt worden ist, scheint für unser Land sowohl für die Reinzucht als auch für allmähliche Aufkreuzung und zur Blutauffrischung unseres Landesschafes geeignet zu sein. Diese beiden letztgenannten Schafrassen werden für die Verbesserung unserer Fleischzuchtichtung am passendsten sein. Die hochgezogenen

englischen Fleischrassen passen nicht für unser Steppenland und für das wechselnde Futter des Landes.

Dasselbe, was mir schon bei der Rindviehzucht aufgefallen war, konnte ich auch bei der Kreuzung mit hochgezogenen englischen Böcken bemerken. Der Fleischzustand war später ständig ein schlechter. Ich habe mir deshalb auch für die Schafzucht die Regel aufgestellt: Keine zu schnelle Veredelung. Eine Blutauffrischung ist sehr wünschenswert, dann aber zurück zur Landesrasse, wenigstens soweit es sich um Züchtung auf Fleisch handelt. Die blühenden Wollschaf- und Angoraziegenzuchten Südafrikas sind s. Z. alle durch Kreuzung mit edlen Merinos sowie mit Angoraböcken, die man aus Kleinasien importierte, aus den afrikanischen Stammmüttern hervorgegangen. Gerade in der Veredelung unseres heimischen (afrikanischen) Kleinviehs durch zielbewußte Zucht liegt eine große Zukunft für die Produktionskraft der Kolonie. Um in einer veredelnden Viehzucht etwas Ordentliches zu leisten, bedarf es natürlich erfahrener, tüchtiger Fachleute. Die vorhandenen Mittel kommen weniger in Betracht als die Gewissenhaftigkeit und die Fähigkeit des Züchters. Für den Viehbesitzer gilt hier wie überall die unumstößliche Wahrheit: „Das Auge des Herrn mästet das Vieh“. Für den Kleinviehzüchter besonders darf auch nicht die geringste Gelegenheit, sein Vieh zu beobachten und zu kontrollieren, unbenutzt gelassen werden. Der intelligente Farmer wird sich nicht damit begnügen, nach Eingeborenenart die Landesrassen andauernd, so wie sie sind, weiter zu züchten. Hoffentlich liegt die Zeit schon nicht mehr all zu fern, wo Südwestafrika als Wolle und Mohair produzierendes Land dem übrigen Südafrika würdig zur Seite stehen wird.

Es gibt zwei Wege, die bei der Rassenveredelung zum Ziele führen. Da ist es zunächst das einfachste, die edlen Zuchttiere zu importieren. Die Verhältnisse für uns liegen in diesem Falle besonders günstig, weil in der Kapkolonie sowohl Wollschafe als auch Angoraziegen zu haben sind. Die Tiere kommen aus ähnlichen Verhältnissen, brauchen sich daher kaum zu akklimatisieren. Wenn wir auch noch lange nicht weit genug sind, um im ganzen Lande Wollschaf- und Angorazucht betreiben zu können, so wird doch in Zukunft durch das Ausroden von Dornbüschen und dergleichen Maßnahmen im ganzen Lande die erforderliche Vorbedingung erfüllt werden. Auch Argentinien und Australien würden uns gutes Zuchtmaterial liefern

können. Besonders die aus Australien importierten Tiere müßten sich, weil sie aus ähnlichen Verhältnissen kommen, bei uns gut akklimatisieren. Was Australien und Südafrika heute auf dem Weltmarkt für die Wollproduktion bedeuten, kann für uns das Ziel sein, dem auch wir entgegenzuarbeiten haben. Bei dem Import von Muttertieren aus Deutschland rate ich jedoch jedem, einen solchen Versuch zuerst nur in kleinerem Maßstabe zu machen. Man muß sich bei allen züchterischen Fragen immer wieder vor Augen halten, daß unsere Kolonie Südwest ein noch völlig rohes Naturland ist, an dem selbst durch Kulturarbeiten, die eine Verbesserung mit sich bringen könnten, noch so gut wie nichts geschehen ist. Hört man nun, daß das heute blühende Südafrika, besonders die nähere Umgebung vom Kap, früher ähnlich ausgesehen hat wie unser Land, so muß man die Arbeit in unserer Kolonie hoffnungsfroh aufnehmen. Den späteren Generationen wird unsere Arbeit zum Segen gereichen. Wir müssen mit der Gegenwart rechnen und nach dem Resultat handeln. Ganz besonders gilt dies im Hinblick auf die Wollschafzucht.

Das Wollschaf ist das Produkt eines alten Kulturlandes. Daher ist und bleibt es ein gewaltiger Eingriff in die Natur, wenn es plötzlich auf unsere trockene Steppe versetzt wird, noch dazu unter Verhältnissen, die hierzu in keiner Weise vorbereitet sind. Es liegt auf der Hand, daß die nach zwei Richtungen hin produzierenden Tiere auch das entsprechende Futter und außerdem noch Pflege und Wartung durch den Menschen verlangen. Reichliche, nährstoffreiche Weide, gutes, frisches Wasser, sorgsame Pflege auf der Weide und in den Kraalen, wie überdachte Räume zum Schutze gegen Regen und Sonne sind einige der wichtigsten Forderungen für den möglichen Erfolg einer Wollschafzucht. Rechnet man nun mit der vorliegenden Tatsache, daß den meisten Farmern das Betriebskapital für die nötigen Anlagen fehlt, rechnet man ferner mit dem gänzlich ungeschulten, unzuverlässigen Eingeborenen-Personal, das am Tage hinter einem Busch zu schlafen pflegt, bis es kühler wird, und dann erst den Spuren des Viehs nachgeht, um es nach Hause zu treiben, so werden manchem die Schwierigkeiten klar werden. So sicher es ist, daß schon heute große Strecken unseres Landes für sofortige Ausnutzung durch Wollschafzucht geeignet sind, so sicher ist es auch, daß gerade für diesen Wirtschaftszweig die Forderung: „schrittweise, nicht sprungweise vorgehen“ sehr zu beherzigen ist. Ob und wie weit unser ganzes Land

einmal durch Wollschafzucht wird genutzt werden können, wissen wir heute noch nicht. Auf alle Fälle aber wird es nach den Tropen zu eine Grenze geben, wo die Natur Halt gebietet. Die Äußerung gewisser Sachverständiger: „Das ganze Land ist ein erstklassiges Wollland“, scheint mir zum mindesten voreilig, wenn nicht leichtsinnig zu sein.

Ich gebe an dieser Stelle einen Aufsatz wieder, den ich vor einiger Zeit in unserer Zeitung „Südwest“ veröffentlichte, und der sich mit dem Werte unseres Weidefutters befaßt.

Betrachtungen über den Nährwert unseres Weidefutters.

Die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft und das Hamburger Kolonialinstitut haben uns durch ihre Tätigkeit einen Dienst erwiesen, den wir Südwestfarmer, ganz abgesehen von der kostenlosen Ausführung der Arbeiten, nicht hoch genug anerkennen und schätzen können.

Die im Auftrage des Hamburger Kolonialinstituts durch die Herren Dr. Hering und Dr. Grimme ausgeführten Untersuchungen von Futter-, Wasser- und Bodenproben aus unserer Kolonie liegen jetzt der Öffentlichkeit im Heft 197 der „Arbeiten der L.-G.“ vor. Übersichtlich und klar ist die Arbeit, wie der Anfang uns vorliegt, ein wertvoller Faktor für die wirtschaftliche Weiterentwicklung unseres Landes.

Ich habe schon bei früheren Gelegenheiten betont, von wie großer Bedeutung es für den kolonialen Tierzüchter ist, besonders für den, der sich mit der Zucht edlerer Rassen, wie Wollschaf und europäische Rinder es sind, beschäftigt, daß er vor Aufstellung seines Zuchtzieles über das Nährwert-Verhältnis des ihm zur Verfügung stehenden Futters orientiert ist.

Daß die bisher landesheimischen Nutztiere, Rinder, Schafe und Ziegen, auf unserer Farmweide das nötige Futter fanden und gut gediehen, wußten wir, weil wir es an dem blühenden Zustande der Tiere zu allen Jahreszeiten sahen. Da aber das Streben des Menschen stets weiter geht und auf größere Rente für seine Arbeit gerichtet ist, so ist es doch gar zu erklärlich, wenn wir Südwestfarmer danach trachten, unsere landesheimischen Nutztiere durch Veredelung zu höherer Produktion zu bringen. Die Lehren und das leuchtende Beispiel heimischer Züchterfolge regen uns ja zu solcher Absicht an. — Unsere Zukunftsrinder sollen uns statt 400—500 Pfund Fleisch 700—800

geben. Die Schafe und Ziegen außer dem Fleisch noch die Wolle und das Mohair.

Für eine solche Mehrproduktion kann man den Tierkörper sehr gut mit einer Maschine vergleichen, die, wenn sie höchste Krafterleistung entwickeln soll, erstklassiges Heizmaterial erfordert. Die dem Tierkörper durch das Futter zugeführten Nährstoffe sind neben der geeigneten Auswahl der Zuchttiere das wesentliche, was hier die Triebkraft bildet.

Als im Lande die Versuche, europäische hochedle Zuchtbullen und Wollschafe zu importieren, allgemeiner wurden, ertönten berechtigter Weise hier und da Stimmen, die zu Vorsicht und langsamem Vorgehen auf dem Wege zum Ziele anrieten. Wir wissen noch nicht, hieß es, ob unsere unkultivierte Steppenweide den hoch entwickelten, bei intensiver Ernährung gezüchteten Tieren auch das Nötige zu bieten vermag.

Das Wertverhältnis eines beliebigen Futtermittels besteht nun zunächst in dem Verhältnis seiner verdaulichen Nährstoffe zu dem der unverdaulichen Rohstoffe. Maßgebend aber für den Wert des Gesamtfutters, für diesen oder jenen Zweck ist allein das Verhältnis in den vorhandenen Nährstoffen von Protein (Eiweiß) zu den Kohlehydraten (Stärke). Eine gewisse Menge von Protein im Futter ist die *conditio sine qua non*. — Fehlendes Fett kann zur Not durch Kohlehydrate ersetzt werden, niemals aber das Protein durch irgend einen anderen Stoff. Der heimische Landwirt, für den heute jeder Futterstoff Geldeswert bedeutet, rechnet infolgedessen ganz genau. Er berechnet in dem zur Verfügung stehenden Futter Trockensubstanz, Kohlehydrate und Protein nach einer Einheit von 1000 kg Lebendgewicht seiner Tiere und setzt dann das Futter aus den einzelnen Arten so zusammen, daß das gewünschte Verhältnis für die Ernährung herauskommt. — Unendliche Werte gehen auch in der Heimat noch heute verloren, wo der Landwirt nicht zu rechnen versteht und, ohne das Nährstoff-Verhältnis in dem den Tieren gereichten Futter zu vergleichen, füttert, was gerade vorhanden ist.

Für uns Südwestfarmer kommt eine derartige Futterzusammensetzung z. Zt. noch nicht in Betracht; für uns bedeuten vergeudete Mengen von Kohlehydraten im Futter noch keine großen Schädigungen. Wir nutzen in unserer absolut extensiven Weidewirtschaft unsere Farmen so, wie sie sind.

Trotzdem aber sollte der Farmer auch bei uns denken und rechnen, nur in anderer Weise, wie der Landwirt der Heimat. —

Das Nährwertverhältnis in unserem Weidefutter ist das für uns gegebene; wir können nicht dieses oder jenes Futtermittel ankaufen, um einen Ausgleich zu schaffen. Wir müssen daher, wenn wir uns nicht schwer schädigen wollen, unsere Farmen mit solchen Nutztieren besetzen, die mit dem vorhandenen Futter auskommen.

Die von den beiden genannten Herren ausgeführten Untersuchungen über die Weideverhältnisse in Südwestafrika geben uns nun hochwertvolle Winke für unsere Maßnahmen. Alle diejenigen Farmer, die ihr Weidefutter untersuchen ließen, sowie auch andere derselben Gegend wissen heute, was sie für ihre Tiere haben; sie können sich in Anlehnung an die alten Fütterungslehren der Heimat ein Bild machen von dem, was sie etwa noch mehr erreichen können, oder auch darüber, was sie vielleicht schon zuviel erwartet haben.

Die heimische Fütterungslehre rechnet mit ungefähr nachstehenden Futtergaben: Als sogenanntes Erhaltungsfutter für nicht arbeitende Zugochsen im Winter gibt man ein Futter, wo das Verhältnis des verdaulichen Eiweiß zu den gereichten Kohlehydraten etwa wie 1 zu 8—10 ist. Für heranwachsendes Jungvieh rechnet man etwa 1 zu 8, für Milchvieh dagegen 1 zu 5—7. In der Vollmast gehen einige Mäster sogar bis zu einem Verhältnis von 1 zu 4.

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß unser landesheimisches Vieh, Rinder, Fettschwanzschafe und Ziegen, bei einem sehr weiten Verhältnis obiger Stoffe zu einander noch gut gedeihen; ihre Körper sind eben von der Natur danach gebildet, große Mengen Trockensubstanz zu verarbeiten. Wenn man bedenkt, daß ein Hereroochse an Schlachtgewicht nur die Hälfte seines Lebendgewichtes liefert, so hat man ein genügendes Bild von der Ausdehnung und der Einrichtung seiner Verdauungsorgane. Wesentlich anders gebaut und seit Generationen eingerichtet sind aber die Körper unserer in Europa hochgezüchteten Tierrassen, die wir jetzt auf unsere Weiden verpflanzen möchten, oder die wir doch zu Kreuzungen mit dem Landesvieh benutzen wollen, um hohe Produktion zu erzielen. — Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch sie sich der Natur anpassen werden; aber nur langsam darf vorgegangen werden.

Wenn auch schon mancher erfahrene Farmer es gelernt hat, die vielen im Lande vorkommenden Gräser ihrem Werte nach fürs Vieh

zu unterscheiden, so glaube ich doch nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte: Das Gros unserer Farmerschaft ist nicht in der Lage, den Futterwert einer Farm durch Besichtigung der vorhandenen Gewächse zu bestimmen. Und doch liegt gerade hier der größte Wertunterschied.

Ich habe bereits mehrfach ausgesprochen, daß meiner Ansicht nach für Viehzucht diejenige Zone des Landes die wertvollste ist, die, von Westen nach Osten gesehen, auf die unsichere Übergangszone von Wüste zum regensicheren Lande folgt. Das sind für den Norden, den ich am besten kenne, der Bezirk Omaruru, Outjo und das ganze Kaokofeld, soweit es verwertbar ist. Gute Süßgräser, verschiedene *Aristida*-Arten, sind hier vorwiegend. Östliche, besonders nordöstliche Gegenden, wie Otavi, Grootfontein, zeigen andere Gräser, die ich als für die Viehzucht weniger wertvoll bezeichnete. Nach botanischer Benennung sind es wohl die *Eragostis*-Arten und ähnliche, die hier vorwiegen.

Hochinteressant ist mir natürlich zu sehen, wie diese meine Annahmen jetzt durch die vorliegende wissenschaftliche Untersuchung anscheinend bestätigt werden. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich meine Farm Otjitambi für den Bezirk Outjo und das Kaokofeld als für den Durchschnitt geeignet annehme, ebenso kann wohl die Farm Otavifontein als Durchschnitt für Otavi und Grootfontein gelten. —

Nehmen wir nun die Tabellen der beiden obengenannten Herren zur Hand, wo die Futterwerte über die Weideflora dieser beiden Farmen veröffentlicht sind, so zeigt sich uns nachstehendes Bild (ich darf voraussetzen, daß von Otavifontein ebenso wie von Otjitambi diejenigen Pflanzen eingesandt wurden, die das Gros des Weidefutters bilden):

Das Durchschnittsnährstoff-Verhältnis des Protein zu den Kohlehydraten in Otjitambi ist 1 zu 6, dasjenige in Otavifontein 1 zu 8. Betrachten wir aber lediglich den Wert der eingesandten Gräser, die ja für die Rinderzucht in erster Linie in Betracht kommen, so finden wir in Otjitambi ein Verhältnis von 1 zu 5,7, in Otavifontein aber nur 1 zu 13. Dies sind die Werte der Gräser in der besten Zeit. Die größte Zeit des Jahres über haben wir aber kein grünes Gras auf der Weide, sondern nach Ausfall der Samen nur trockenes, strohgelbes Futter. Um das Bild über den Weidewert unserer Kolonie vollständig

zu machen, müßten sämtliche Einsender nun nochmals dieselben Gewächse in trockenem Zustande, etwa im August gesammelt, einsenden.

Fast von allen Einsendern sind Aristida-Arten vorgelegt, die in grünem Zustande ein Nährstoffverhältnis zeigen von ca. 1 zu 6,5. Nur Herr Wulff-Nonikam sandte eine Aristida-Probe in gelbem Zustande ein. Diese Probe ist mit einem Eiweißverhältnis von nur 1 zu 11,4 bewertet. Diese Gegenüberstellung gerade der Aristida in grünem und in trockenem Zustande ist nach meiner Ansicht für die Praxis das wertvollste und wichtigste der ganzen, hochinteressanten Arbeit.

Wir erhalten den Hinweis, wenn man aus diesem einen Fall schon verallgemeinern will, daß unser Land den Nutztieren nicht das ganze Jahr über eine gleiche Qualität des Futters gewähren kann. Dies gilt in erster Linie für die Farmen, die überwiegend Grasweide haben, denn die Buschweide hat in Wirklichkeit einen höheren Wert, wie in Dr. Herings und Dr. Grimmes Tabellen angegeben ist. Die Tiere, wenigstens Schafe und Ziegen, fressen ja gewöhnlich nur die Blätter und die allerjüngsten Triebe. Die in den Proben mitbestimmten harten Zweige werden ja nur in den Jahren der Not gefressen.

Ich muß aber nochmals zurückkommen auf den Vergleich der beiden Nordfarmen Otjitambi und Otavifontein. Die durch die Probe aus Nonikam gefundene Differenz liegt in dem Wertverhältnis von 1 zu 6,5 bis 1 zu 11,4. Rechnen wir diese Differenz im Grün- und Trockenfutter, indem wir sie als normal annehmen, für Otavifontein und Otjitambi, so finden wir das nachstehende Bild: Otavifontein hat in der Trockenzeit nur einen Grasweidewert von 1 zu 18, Otjitambi einen solchen von 1 zu 10,7. Ein Verhältnis von 1 zu 18 wäre entschieden ein zu weites für Tiere, die einige Ansprüche an gute Ernährung machen. Die Tiere müssen, um die für ihren Körper nötigen Mengen an Eiweiß zu erhalten, in der Trockenzeit ungeheure Mengen Futter vertilgen und verarbeiten, was nur unsere alten, rein gezüchteten Landesrassen ohne schwere Schädigung des Organismus bewältigen werden.

Dieser letzte Vergleich, zu dem ich durch die gelbe Grasprobe aus Nonikam kam, kann ja nur als fingierter betrachtet werden. Zu beweisen wären solche Schlüsse aber, wenn von einer und derselben Farm Analysen desselben Grases in grünem und trockenem Zustande vorlägen. Und praktische Beobachtungen geben solchen Vermutungen Berechtigung.

Sollte nicht vielleicht das in trockenen Jahren im Bezirk Grootfontein und in anderen Sauergrasgegenden in der Trockenzeit einsetzende, häufige Rindersterben auf obige Mängel eines zu weiten Nährstoffverhältnisses zurückzuführen sein? Es wäre hochinteressant und wertvoll, wenn einer der Herrn Sachverständigen des Gouvernements sich gelegentlich zu dieser Frage äußern würde.

Die Herren Grootfonteiner Berufskollegen bitte ich, in diesen Äußerungen nicht etwa eine Herabsetzung ihres schönen Bezirks erblicken zu wollen. Eine Diskussion kann ja auch in diesem Falle nur klären. Der Bezirk ist und bleibt eine Perle, seine heute noch unerschätzbaren Werte liegen aber auf anderem Gebiete, nämlich dem der Bodenkultur.

Für die Haltung edleren Viehs wird meiner Ansicht nach in Otavifontein auch abgesehen von diesen letzten Betrachtungen bei einem Verhältnis von 1 zu 13 eine ständige Zufütterung von eiweißreichem Kraftfutter erfolgen müssen.

Ich möchte diese meine Abhandlung nicht schließen, ohne noch nach anderer Hinsicht das in der Praxis Beobachtete mit den Lehren und Aufklärungen zu vergleichen, die uns die vorliegenden Untersuchungen über unsere Weideverhältnisse geben, wenn auch das Bild, wie gesagt, noch kein absolut klares ist.

Nur vereinzelt ist es bekannt geworden, daß Züchter im Lande von der angefangenen Veredelung ihrer Rinder durch importierte Bullen zur reinen Landrasse zurückgegangen sind. Vielfach aber liegen die Fälle vor, wo die Farmer die angefangene Wollschafzucht wieder aufgegeben haben.

Wenn auch bei der Wollschafzucht mancherlei gemachte Fehler mitsprechen werden, die den Erfolg ungünstig beeinflussten, so geben uns doch die vorliegenden Tabellen geradezu den Beweis, daß diejenigen Recht hatten, die stets behaupteten: Die Wollschafzucht ist zunächst auf gewisse Gegenden beschränkt. Es ist schon nicht zu verwundern, wenn edle Wollschafe, die am Tage der Sonnenglut, nachts aber jedem Regen frei ausgesetzt sind, nicht gedeihen wollen. Es ist aber nach den Futteruntersuchungen erklärlich, wenn Farmer, die nur Grasweide haben, erklärten, es geht nicht! Was muß das denn für Wolle werden, wo die Fütterung an Nährwerten eine so verschiedene ist, wie sie bei uns offenbar in der Grün- und Trockenzeit bei den Gräsern vorliegt.

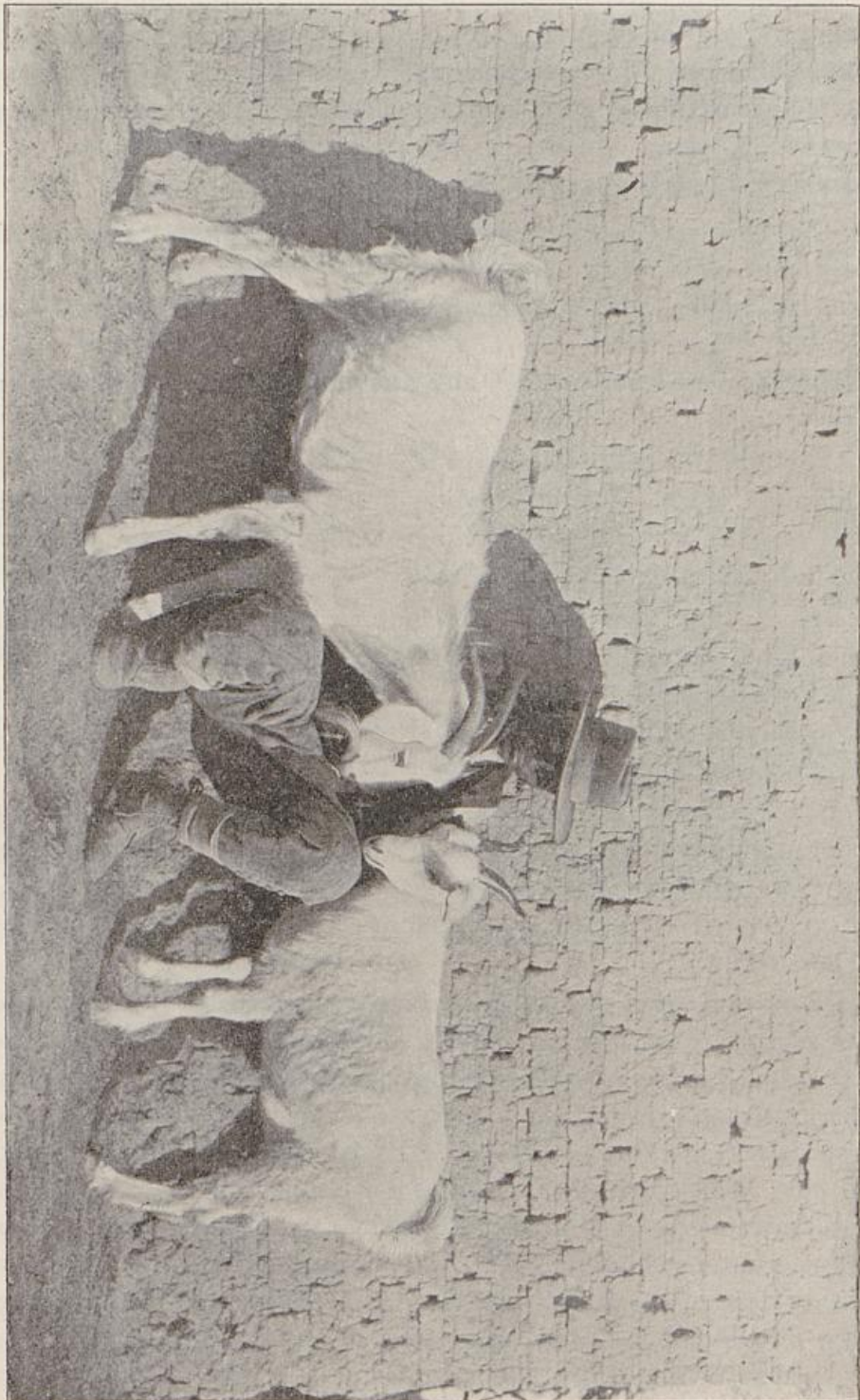


Abb. 40. Halblinttiere.

Anders ja zeigt sich uns die Buschweide, diese ist weit reicher an Nährstoffen und kaum so großen Differenzen ausgesetzt wie die Grasweide.

Wir finden also auch hier durch die Arbeit der heimischen Wissenschaft das bestätigt, was erfahrene Praktiker oft genug betont haben: Nur die Farmen und Gegenden des Landes sind sicher als für Wollschafzucht geeignet zu erklären, wo eine ständige, gute Buschweide für die Trockenzeit vorhanden ist.

Es ist ja zu hoffen, daß baldigst weitere Farmer Futterproben einsenden werden, sodaß das Gesamtbild vervollkommt wird. Wenn man bedenkt, daß das Laboratorium in Swakopmund für eine Wasseruntersuchung 200 Mk. forderte, so mag dies genügen, um den Wert der uns jetzt durch das Hamburger Kolonialinstitut gratis angebotenen Aufklärung zu beleuchten.

Das Heft Nr. 197 der Arbeiten der D.-L.-G., „Untersuchungen über die Weideverhältnisse in D.-S.-W.-A.“ ist für Nichtmitglieder der Gesellschaft zum billigen Preise zu haben. Das überaus reichhaltige Material an wissenschaftlichen und praktischen Arbeiten, welches die D.-L.-G. alljährlich ihren Mitgliedern gratis liefert, übertrifft an Wert um Vieles den Beitrag von 20 Mk. im Jahre.

Die Mitgliedschaft in der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft bietet uns Farmern derartig vielseitige Belehrungen und Vergünstigungen, daß nur zu einem allgemeinen Beitritt geraten werden kann.

Der andere Weg, um eine Veredelung unserer afrikanischen Viehrassen zu erreichen, besteht darin, daß man die vorhandenen Muttertiere mit importierten, edlen, männlichen Tieren so lange kreuzt, bis man ein Edelprodukt erzielt. Eine solche Kreuzung muß natürlich mit größter Gewissenhaftigkeit durchgeführt werden, indem man die einzelnen Jahrgänge streng voneinander trennt und denselben immer wieder neue, edle Vätertiere zuführt. Nach den Erfahrungen in der Kapkolonie hat man in der vierten oder fünften Generation sowohl bei der Ziege wie beim Schaf ein Tier, das ein marktfähiges Produkt liefert. (Abb. 49—51.)

Es wird vielfach angenommen, die Angoraziege sei ein ungemein empfindliches und weiches Tier. Dies ist durchaus nicht der Fall. Die Tiere sind im Gegenteil zäher und widerstandsfähiger als unsere

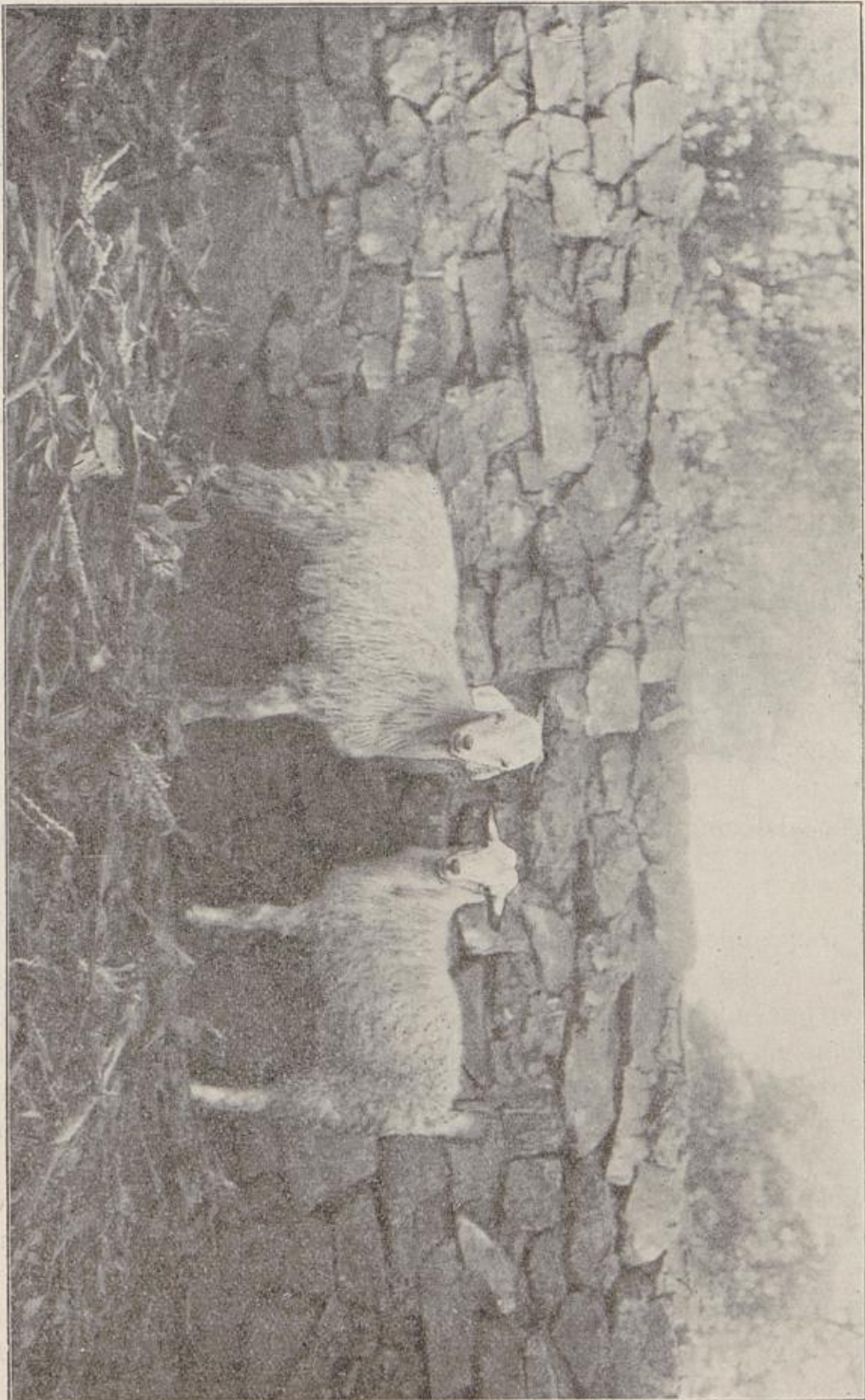


Abb. 50. Zweite und dritte Generation.

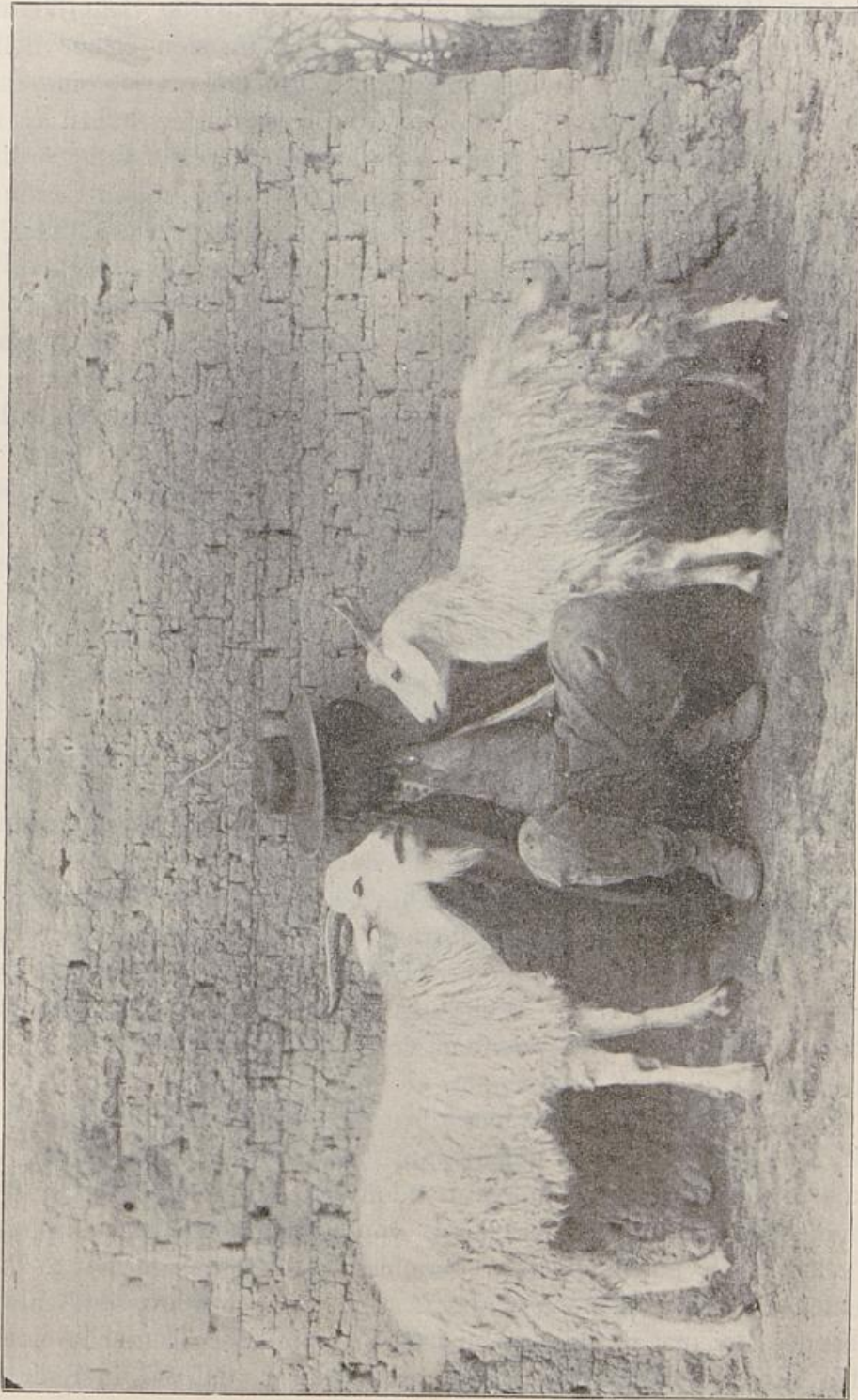


Abb. 51. Vierte und fünfte Generation.

heimischen Ziegen. Die Lämmer sind ebenso wie die Schaflämmer, nach den ersten Wochen schon kräftig genug, um sich selber helfen zu können. Nur in den ersten Tagen nach der Geburt ist eine ganz besondere Aufmerksamkeit notwendig, denn die Mütter haben in der Regel sehr viel Milch, sind beim Nachhausekommen häufig erhitzt, und ein zu schnelles und reichliches Trinken ist den jungen Lämmern schädlich. Im übrigen können für eine Angorazucht so ziemlich dieselben Maßnahmen getroffen werden, die der Merinowollzüchter für erforderlich hält. Für den Erfolg einer Angoraziegenzucht ist in erster Linie das Vorhandensein eines geeigneten busch- und krautreichen Weidefeldes unerläßliche Bedingung. Ein Feld, das stark mit Dornbüschen oder Stechgras bestanden ist, ist, wie schon erwähnt, absolut ungeeignet. (Das Stechgras ist eine Grasart, die nach der Samenreife eine klettenartige Rispe hat. Diese Kletten setzen sich in die Wolle und machen sie minderwertig). Ich hatte einmal Gelegenheit, in einer Dornbuschgegend eine reine Angoraziegenherde zu beobachten. Jeden Abend fehlten einige Tiere, die dann im Felde mit ihrem langen Haar in Dornbüschen hängend gefunden wurden. Jedes Tier, das nicht vor Einbruch der Dunkelheit gefunden wurde, war bis zum nächsten Tage eine Beute des Raubzeuges geworden. Außerdem gibt es noch eine andere Grasart, die besonders für langhaarige Tiere schädlich ist. Nach der Reife verliert dieses Gras, richtiger gesagt, wohl der Same den ihm bis dahin aufsitzenden Stempel. Dieser Pflanzenteil ist etwa 1 cm lang, hat unten eine pfeilartige Spitze mit feinen, nach oben stehenden Wiederhaken. Kommen diese Grasteilchen nun mit einem langhaarigen Tier in Berührung, so arbeiten sie sich mit ihren Wiederhaken durch das Haar bis weiter in die Haut und verursachen dann starkes Wundwerden und Entzündungen. Eine Weide, auf der dieses Gras vielfach vorkommt, ist für Wollschafe und Angoraziegen absolut ungeeignet.

Jemanden, der sich genauer über die Angorazucht und über die damit in der Kapkolonie gemachten Erfahrungen unterrichten will, ist das in englischer Sprache in London bei Longmanns Green & Co. erschienene Werk „Die Angorazucht“ von Schreiner sehr zu empfehlen. Die bekanntlich aus Kleinasien stammende Angoraziege ist s. Zt. in einzelnen Exemplaren nach Südafrika gebracht worden, und als ein glänzendes Beispiel dafür, was auf dem Gebiet der Tierzucht erreicht werden kann, darf man die Tatsache anführen, daß es in Südafrika

vor dem Kriege Herden gab, die bis zu 20000 Köpfen zählten. Es gab daselbst Reinzuchten, aus welchen Böcke mit 600—1000 Mark bezahlt wurden. Südafrika ist bisher das einzige Land der Welt, das es in der Angorazucht zu einer solchen Bedeutung gebracht hat, daß es in diesem Artikel den Weltmarkt beherrscht. Wie überhaupt die in der Kapkolonie gemachten Erfahrungen für landwirtschaftliche Unternehmungen in Deutschsüdwestafrika ungemein wertvoll, ja vielfach maßgebend sind, so bilden ganz besonders die in der Angorazucht angewendeten Methoden ein notwendiges Vorstudium für denjenigen, der sich in Südwestafrika dieser Zucht zuwenden will.

Kann man, wie früher geschildert, das Großvieh, Pferde sowie Rinder, im Felde sich selbst überlassen, so ist es ganz im Gegenteil beim Kleinvieh durchaus notwendig, daß die Herden durch ständige Wächter begleitet werden. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß sich besonders die Ziegen durch große Dummheit auszeichnen; ein Tier, das einmal von der Herde abgesprengt ist, findet niemals von selbst zu ihr zurück. Ein tägliches Nachzählen der nach Hause kommenden Tiere wird bei der Unzuverlässigkeit des Personals, mit der man zu rechnen gezwungen ist, zur Notwendigkeit. Für die Nächtigung der Tiere sind Einfriedigungen herzustellen. Für das praktisch Wertvollste zu diesem Zwecke halte ich starkes Maschendrahtgewebe. In Gegenden, wo man mit kalten, rauhen Winden zu rechnen hat, wie z. B. im Komashochlande, sind steinerne Mauern am besten. Im Norden der Kolonie aber, wo ohnehin eine große Wärme herrscht, ist eine Einfriedigung, die der Luft Durchlaß gestattet, unbedingt vorzuziehen. Gar manche Krankheit findet bei abgeschlossener Luft in den Kraalen schnellste Verbreitung. Die alte, von Eingeborenen und Buren angewendete Methode, Dornbüsche zu kappen und so lange auf einander zu schichten, bis eine undurchdringliche Mauer gebildet ist, halte ich für recht unwirtschaftlich. Zunächst wird ein solcher Kraal stets deshalb am teuersten, weil er etwa jeden Monat erneuert werden muß, also sehr viel Zeit und Arbeit kostet, dann aber auch werden sehr bald sämtliche in der Nähe des Platzes befindlichen Bäume und Büsche verschwunden sein, und dieser wird dann einen öden und kahlen Eindruck machen. Daß solche Kraale ihren Zweck erfüllen, ist indessen nicht zu bestreiten; auch werden sie für den Anfänger, dem die Mittel fehlen, anderes Material herbeizuholen, für die erste Zeit das Richtige sein und bleiben.

Die allergrößte Sorgfalt ist von seiten der Kleinviehzüchter auf diese Kraale zu richten. Man kann durch kleine Ausgaben und rechtzeitige Vorsicht für den Gesundheitszustand der Herden viel tun, am meisten aber durch umsichtige Behandlung ihrer Lagerstätten. Ein häufiges Ausbrennen oder Ausräumen der Kraale ist nicht nur wünschenswert sondern durchaus notwendig. Auf Farmen, wo Ackerbau getrieben wird, muß der Kraaldung als wertvoller Faktor für Anreicherung der Äcker mit überall fehlendem Humus mit allem sonst zu Dünger Geeigneten peinlichst gesammelt und auf dem Düngerhaufen rationell behandelt werden. Ein Steinkraal, den man ausbrennen kann, oder ein mit Maschendraht eingefriedigter Raum bietet so viele Vorzüge, daß man die Mehranschaffungskosten nicht scheuen sollte. Zu der Drahtefriedigung braucht man wenige eiserne Pfähle, am besten alte, verbrauchte Eisenbahnschienen, die man im Lande selbst wird billig haben können. Durch einfaches Verlegen nach rechts oder links kann man des öfteren einen neuen Platz abstecken und eindrahten, und die Tiere bleiben gegen Ansteckung und Infektion durch den warmen Mist, in dem sich gerne Krankheitserreger entwickeln, geschützt. Bei manchen Viehkrankheiten, wie bei Räude und Milzbrand, ist eine sofortige gänzliche Verlegung der Lagerstätte gewöhnlich das erste Vorbeugungsmittel.

Die für jedes Kleinvieh, besonders aber für Ziegen gefährlichste Krankheit ist die Räude, genannt Brandsikte. Sie wird durch eine Milbe verursacht, die sich in die Haut eingräbt und sich dort derartig vermehrt, daß die Tiere schließlich an Säfteverlust eingehen. Unter den Eingeborenen im Hererolande gab es früher wenig Herden, die hiervon ganz rein waren, ja, man sah sogar hier und da Herden, in welchen kaum noch ein Lamm groß wurde. Nur durch allergrößte Energie ist es möglich, eine durch Räude infizierte Ziegenherde zu reinigen. Die Ansteckungsgefahr ist außerordentlich groß. Schon das Durchtreiben von Räudevieh durch eine Farm kann die Seuche auf das dortige Vieh übertragen. Es ist deswegen auch mit Recht gesetzlich festgelegt, daß jeder den Schaden ersetzen muß, den er auf diese Weise seinem Nachbarn leichtsinnig zugefügt hat.

Eine durch Räude infizierte Herde ganz von derselben zu befreien, ist nur durch energische Badekuren möglich. Es gibt verschiedenartige Mittel, die man zu solchem Zwecke den Bädern zusetzt. Die gangbarsten sind 4%ige Kreolinlösung oder eine Abkochung von

Tabak. Ich habe persönlich mit der letzteren die besten Erfahrungen gemacht. Und zwar ist der im Lande gebaute Tabak wirksamer als die importierten Tabakextrakte. Die Gefahr der Räude und die Notwendigkeit ihrer Bekämpfung ist so groß, daß kein Farmer, der Kleinviehzucht betreibt, es versäumen sollte, sich ein kleines, ausgemauertes und zementiertes, etwa zwei Meter langes, einen Meter breites Schwemmbad einzurichten. Das Bassin wird soweit mit der Badeflüssigkeit gefüllt, daß es den nacheinander hineingeführten Tieren bis an den Hals reicht. In dem mit Tabaksaft oder Kreolin vermischten, warmen Wasser werden dann die Tiere am ganzen Körper tüchtig gerieben und gewaschen, jedoch muß man sich vorsehen, daß von der Flüssigkeit nichts in ihre Ohren und Augen eindringt. Auf der andern Seite des Bades richtet man praktischerweise eine weitere zementierte Stelle ein, auf der die Tiere wieder abtropfen können, bevor sie davonlaufen. Auf diese Weise geht möglichst wenig von der Badeflüssigkeit verloren. Eine verseuchte Herde wird man im ganzen etwa fünfmal baden müssen, um mit Bestimmtheit auf einen Erfolg rechnen zu können. Das erste Bad dient gewöhnlich nur zum Aufweichen der Hautschorfe und wird deshalb weniger stark gemacht. Am Nachmittag oder am nächsten Tage folgt dann das zweite Bad mit stärkerem Zusatz. Diesem läßt man dann in Zwischenräumen von acht bis zehn Tagen weitere zwei bis drei gleich starke Bäder folgen und treibt zum Schluß einige Wochen später die Tiere noch einmal durch das Bad, um etwa doch noch neu ausgekommene Milbenbrut zu vernichten. Haben die Tiere saugende Lämmer, so sind diese selbstredend mitzubaden. Vorsichtshalber lasse man sie aber getrennt halten, bis die Mütter vollständig abgetrocknet sind. Auch müssen diesen nach einem starken Bade die Euter abgewaschen werden. Es ist empfehlenswert, mit den Bademitteln abzuwechseln und vielleicht einmal 4%ige Kreolinlösung, das nächste Mal Tabakabkochung zu benutzen. Wird gewissenhaft und ordentlich gearbeitet, so kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß die Milben wie die Brut abgetötet werden. In der Kapkolonie verwendet man mit gutem Erfolg ein Arsenikpräparat als Räudemittel-Cooper-Dip. Das eidottergelbe Pulver ist aber ungemain giftig, und da Hunde und andere Tiere, die von der Flüssigkeit trinken, daran eingehen, ist peinliche Aufmerksamkeit am Platze. Ratsam ist es für den Kleinzüchter auf alle Fälle, auch wenn keine Räude am Platze war, seine Tiere jährlich einmal zu baden.

Für Angoraziegen und Wollschafe ist die geeignetste Zeit hierzu einige Wochen nach der Schur, wenn die beim Scheeren erlittenen Schnittwunden wieder verheilt sind. Räudekranke Tiere, bei denen die Milben schon den ganzen Körper besetzt haben, läßt man am zweckmäßigsten töten und verbrennen. Das erste Anzeichen der Räude ist, daß die Tiere sich ständig scheuern und kratzen. Es gibt nun auch mehrere gutartige Hautkrankheiten, die der beginnenden Räude ähneln; die Dringlichkeit der Sache erfordert es aber, daß man jede bei einem Tiere sich zeigende kahle Stelle sehr sorgfältig auf Räude untersucht. Das sicherste Hilfsmittel dabei ist natürlich das Mikroskop oder eine gute Lupe, unter die man etwas von der Schorfe bringt. Selbstredend muß man diese bis aufs Leben abtragen. Man wird dann, wenn es sich um die Räude handelt, die Milben sofort erkennen. Etwa von Eingeborenen oder Fremden angekauft Kleinvieh halte man der Räudegefahr wegen zunächst vier bis sechs Wochen lang isoliert, bevor man die Tiere der Herde einverleibt.

Eine zweite Hauptkrankheit des Kleinviehs, die auch beim Rindvieh vorkommt, ist der Milzbrand, Blutsikte genannt. Das einzige Mittel dagegen ist eine strenge Reinigung und Desinfektion der Kraale. Sofort nach Ausbruch der Krankheit verbrenne man den alten Mist, besonders wenn ein Tier auf demselben verendet ist. Der Milzbrand ist bekanntlich eine Bodenkrankheit. Der Ansteckungsstoff ist überaus widerstandsfähig und hält sich durch Sporenbildung jahrelang im Boden. Ein vollständiges Vernichten jedes Milzbrandkadavers ist der beste Schutz gegen eine Weiterverbreitung der Krankheit. Ist die Blutseuche erst an einem Platze heimisch geworden, so wird man sie so leicht nicht wieder los. Es kann sogar soweit kommen, daß der Platz auf Jahre verlassen werden muß. Es gibt viele Gegenden und Plätze im Lande, die wegen des ständigen Vorkommens von Milzbrand geradezu in Verruf stehen.

Nach dem übermäßigen Genuß der sonst so vorzüglichen An- und Narraschoten tritt beim Kleinvieh wie beim Rindvieh zuweilen eine Krankheit auf, die stark an die heimische Lupinose erinnert. Gewöhnlich sind es die besten und fettesten Tiere, die derselben zum Opfer fallen. Der Farmer, der auf seinen Weiden mit diesem allzu kräftigen Futter zu rechnen hat, wird deshalb gut tun, darauf zu halten, daß die Tiere täglich nur eine kurze Zeit auf die Schotenweide getrieben werden. Besonders gefährlich sind die Schoten im Anfang,

nachdem sie frisch gefallen sind. An größeren Flußläufen, wo die Anabäume sehr häufig vorkommen, empfiehlt es sich deshalb, durch Frauen und Kinder die Schoten sammeln zu lassen, um sie dann später, wenn sie ganz ausgetrocknet sind, dem Kleinvieh des Abends in den Kraal zu streuen. Die Schoten sind ein ganz vorzügliches Mastfutter.

Verluste durch Raubzeug und Schlangenbiß kommen bei den Kleinviehherden überall und ständig vor, jedoch hat es der Besitzer meistens in der Hand, sie zu verringern, indem er stets energisch bemüht bleibt, das nutzlose Raubgesindel zu vertilgen. Gift, Fallen etc., wenn in richtiger Weise angewandt, werden bald wirken. Auch empfiehlt es sich, Fang- oder Tötungsprämien an die Leute zu zahlen. Ein durch Schlangenbiß gefallenes Tier kann übrigens in gut gekochtem Zustande ohne Gefahr von Menschen gegessen werden, da das Schlangengift nur bei direkter Übertragung ins Blut wirkt. Als Mittel gegen den Schlangenbiß hat man neuerdings im Lande sehr gute Erfahrungen mit Ammoniak-Einspritzungen gemacht. Man erhält für billiges Geld eine Spritze und einige Glastuben mit der fertigen Lösung. Für den Gebrauch sind genaue Angaben gemacht, sodaß man die Einspritzung bei Mensch und Tier ohne besondere Vorkenntnis ausführen kann. Die Spritze und ein Vorrat von der Lösung sollte auf keiner Farm fehlen.

In den letzten Jahren macht die Zucht des Karakulschafes in der Kolonie viel von sich reden, sodaß auch dieser Zweig der Schafzucht einer allgemeinen Besprechung bedarf. Ich hob bereits weiter oben den Wert der Karakulramme für die Verwendung in der Fleischezucht hervor. Es scheint aber, daß die Zucht dieser Rasse ebenso wie in der Bukowina auch bei uns in erster Linie durch die Produktion jenes Pelzwerkes, das je nach seiner Qualität als Persiana, Astrachan etc. in den Handel kommt, rationell betrieben werden kann. Dieses Pelzwerk liefern nämlich die Felle der Lämmer, die einige Tage nach ihrer Geburt getötet werden. Der Wert des Felles wird durch seine eigenartige Kräuselung bestimmt und kostet je nach Art derselben bis zu 45 Mark und darüber.

Unsere Landesregierung hält seit einigen Jahren eine reine Stammherde dieser Tiere bei Windhuk. Es werden von dieser Stelle aus Zuchtböcke zum Preise von 100 Mk. für den Jährlingsbock an die Farmer abgegeben. Bei Okahandja züchtet Herr Teinert einen Teil der alten Herde aus Lindchen weiter, an der s. Zt. der verstorbene

Altmeister deutscher Landwirtschaftswissenschaft Exl. Kühn seine Studien machte. Sehr renommiert ist auch im Süden der Kolonie die Reinzucht des Herrn Albert Voigts in Abbabis. Die Wissenschaft kann über die Löckchenbildung dieser Felle noch nichts Bestimmtes sagen. Man schreibt: Ist sie auf die Art des Futters zurückzuführen, sind es besondere, lokale Ernährungsverhältnisse, oder spielen da noch unbekannte Momente mit? Einer der auf dem Gebiet dieser Zucht erfahrensten Männer, der Hofrat Adametz in Wien, sieht eine Art neuer Variationsbildung der Natur in der sonst schwer erklärlichen Erscheinung.

Die Frage, ob wir in unserer Kolonie wertvolle Fellchen produzieren können, ist noch nicht beantwortet. Die Interessenten hoffen es natürlich, aber die Zukunft muß es erst lehren. Jedenfalls wäre es sehr wünschenswert, wenn unserer Kolonie durch diese Zucht ein lohnender Exportartikel erwüchse.

Um nun zu einem Schlußwort über die Kleinviehzucht zu kommen, wobei ich die Zucht der Ziegen, Schafe, Angoraziegen und Wollschafe zusammenfasse, muß ich meine Überzeugung dahin aussprechen, daß gerade dieser Zweig der Viehzucht für gewisse Gegenden des Schutzgebietes berufen ist, in Zukunft die erste und wichtigste Rolle zu spielen. In der Wollschaf- und Angorazucht liegt, davon bin ich durchaus durchdrungen, ein Schwerpunkt der landwirtschaftlichen Entwicklung großer Teile der Kolonie. Gerade sie wird den ersten und besten Exportartikel, mit dem wir auf dem Weltmarkt eine Rolle spielen können, produzieren. Die Kleinviehzucht ist zudem für den Anfänger mit geringen Mitteln das Gegebene. Sie wird ihm, während die Rindviehzucht erst im dritten oder vierten Jahre eine Rente abwirft, bereits im zweiten Jahre aus den dann verkäuflichen anderthalbjährigen Hammeln eine Bareinnahme sichern. Absolut unverständlich ist mir die Äußerung eines bekannten, oft als Autorität angeführten Mannes: Um die Kolonie zu entwickeln, sei es erforderlich, daß zunächst sämtliches Kleinvieh abgeschafft würde.

Ich kann mir diese Worte nur durch Folgendes erklären: Ein krasser Theoretiker hat dem Herrn auseinandergesetzt, daß die klimatischen Verhältnisse in dem heute trockenen Lande nur durch Schaffung von Waldungen etc. zu ändern seien. Nun ist es allerdings nicht zu bestreiten, daß man auf diese Weise ein regenarmes Land unter Umständen wesentlich verbessern kann. Auch muß un-

bedingt zugegeben werden, daß das Kleinvieh gar manchen jungen Baum vernichtet. — Um aber die klimatischen Verhältnisse Südwestafrikas zu ändern, ja, unser subtropisches Land sofort in ein tropisches umzuwandeln, würde es nur ein allerdings unausführbares Mittel geben: das wäre die Ableitung der unmittelbar an der Südwestküste Afrikas fließenden kalten Meeresströmung. Diese Meeresströmung, der England, nachdem sie im Golf von Mexiko zu einer warmen geworden ist, sein herrliches Klima verdankt, ist nicht zu beseitigen und bleibt für die klimatischen Verhältnisse unseres Landes das Maßgebende.

Ich bin denn doch dafür, wir behalten unser Kleinvieh und machen es zur Grundlage einer gesunden wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie.

4. Straußenzucht.

In diesem Zweige der südafrikanischen Tierzucht haben wir auch für den südwestafrikanischen Farmer eine lohnende Tätigkeit. Soll eine Straußenzucht für die Zukunft lohnende Aussichten eröffnen, so muß man vor allen Dingen eine Farm haben, die all den Anforderungen entspricht, die von einer Straußenzucht nicht zu trennen sind. Weite Flächen, auf denen verschiedene krautartige Pflanzen wachsen, sind der Lieblingsaufenthalt des Straußes. Dann dürfen salzhaltige Büsche nicht fehlen; denn auch diese sind für das Gedeihen der Vögel durchaus unentbehrlich. Der Vogel ist ja bekanntlich in Afrika in wildem Zustande zu Hause. Rudel von 40—50 Stück, die man in den verschiedensten Gegenden des Landes antrifft, sind keine große Seltenheit. Besonders in den letzten Jahren ist der Strauß in Südwestafrika durch ein strenges Jagdschongesetz geschützt gewesen, und man kann infolgedessen eine wesentliche Vermehrung der wilden Strauße beobachten. Ebenso wie gewissen großen Antilopenarten würde ohne solches Eingreifen der Gesetzgebung dem Strauß bald sein Ende bereitet sein. In rücksichtslosester Weise wurden die Tiere früher von Eingeborenen und Weißen gejagt, bald zu Pferde, bald zu Fuß. Es ist in früheren Zeiten nichts Seltenes gewesen, daß ein geübter Straußenjäger in der besten Zeit, wo die Federn gute Preise bringen, seine 40—50 Strauße erlegte. Wenn auch in einer solchen Jagdsaison von einem Jäger oft drei bis vier Pferde zu Tode geritten

wurden, so war doch die Beute groß genug, um solche Verluste reichlich zu decken, denn die Händler, die die Federn aufkauften, allerdings nur für ein Viertel ihres Wertes, besorgten ihren Lieferanten willig und freudig stets neue Pferde. Solchen Raubjägern war es völlig gleichgiltig, ob sie einen männlichen oder weiblichen Vogel erlegten. Die Bezahlung war ja für beide gleich. Nach heutigem Gesetz ist es in Südwestafrika bei tausend Mark Strafe verboten, einen weiblichen Vogel zu erlegen. Schon von weitem, auf eine Entfernung von 500 Metern, unterscheidet man das männliche Tier von dem weiblichen an seinen weit sichtbaren, schneeweißen Flügelfedern, die oft bei einer Breite von acht bis zehn Zoll eine Länge von zwei Fuß erreichen. Durch die mehr als segensreiche Einrichtung dieses Jagdschutzes ist die Ausfuhr der Straußenfedern ganz bedeutend eingeschränkt worden. Der Wert der Straußenfedern, die in viele Qualitäten eingeteilt werden, schwankt zwischen 10 und 600 Mark per Kilogramm. Der Bestand an Straußen im Lande hat sich bedeutend vermehrt und bildet nunmehr das Grundkapital zu einem rentablen Zweig der landwirtschaftlichen Tierzucht. Wie bei anderen Tierzuchten, sind auch für die Straußenzucht die Erfahrungen der Kapkolonie für uns maßgebend. Das im vorigen Kapitel genannte, vorzügliche Buch über Angorazucht enthält von demselben Autor einen Anhang, der sich eingehend mit der Straußenzucht beschäftigt. Es ist somit jedem Afrikaner warm zu empfehlen.

In einer Gegend, wo die Strauße häufig vorkommen, ist es nicht gerade schwierig, die jungen Vögel einzufangen. Dies ist jedenfalls der einfachste und beste Weg, um einen Stamm zu einer zukünftigen Zucht anzulegen. Man schickt Eingeborene aus, die, sobald die Brunstzeit beginnt, die Tiere im Felde sorgfältig beobachten müssen. Sehr bald wird der Eingeborene die Stelle gefunden haben, wo das Weibchen sein Nest vorbereitet. Ein Vogel legt 16—24 Eier, die jedoch nicht alle ausgebrütet werden. Ist eine Neststelle aufgefunden, so dürfen die Vögel nicht mehr beunruhigt werden. Man darf sie nur aus der Ferne beobachten. Daß die Straußeneier von der Sonne im Sande ausgebrütet werden, ist eine Sage. Vielmehr löst das Straußenpaar sich im Geschäft des Brütens aufs Gewissenhafteste ab. Nur in der warmen Tageszeit verlassen beide Eltern das Nest. In der Kapkolonie, wo die Vögel in den Gehegen oft nicht recht brüten wollen, vielleicht weil sie sich doch mehr oder weniger in Gefangenschaft fühlen,

hat man durch künstliches Ausbrüten der Eier befriedigende Erfolge erzielt. Der gefährlichste Feind der Strauße ist im Lande der vagabondierende Eingeborene. Hat er ein Nest gefunden, so wartet er, bis die Vögel das Geschäft des Brütens beginnen. Dann setzt er einen vergifteten Pfeil so zwischen die Eier, daß das sich aufs Nest setzende Tier sich daran verletzen muß. Wenn ihm so das Pärchen zum Opfer gefallen ist, kommen die Eier an die Reihe, die für ihn eine um so größere Delikatesse sind, je länger sie schon bebrütet wurden.

Sind die jungen Tiere ausgebrütet, so wartet man bis zum zweiten, dritten Tag. Die Mutter sucht mit ihnen in der ersten Zeit des Nachts das Nest wieder auf. Am frühen Morgen, wenn es noch etwas kalt ist, sucht man die jungen Tiere zu fangen und vorsichtig auf die Werft zu tragen. Schon am zweiten Tage werden die Tierchen vertraut und fangen an, das ihnen vorgeworfene Futter aufzupicken. Ihre Lieblingsnahrung muß man natürlich kennen. Ist die Vegetation infolge ungenügender Regenverhältnisse noch nicht so weit vorgeschritten, daß man die als Straußenfutter im Lande bekannten Pflanzen einheimen könnte, so bildet junge Luzerne geeignetes Futter. Auf's Peinlichste muß man die jungen Tiere vor Nässe und Kälte schützen. Sind die Küken vier bis sechs Wochen alt geworden, so kann man annehmen, daß sie die schlimmste Zeit hinter sich haben. Trotz aller Mühe und Sorgfalt aber muß man von den eingefangenen Tieren 50 % Verlust rechnen. Sind die Vögel größer geworden, so muß man ein Straußengehege einrichten, in welchem die Tiere sich dann völlig selbst überlassen werden. Zu diesem Zwecke müßten mehrere tausend Hektar mit sechsfach übereinander gespannten Drähten eingefriedigt werden. Will man selber keine Straußenzucht betreiben und hat nur gelegentlich einige Junge gefangen, so kann man sie recht gut bis zu einem Jahr auf der Farm hüten lassen, um sie dann zu verkaufen. Hält man die Tiere länger frei, so entlaufen sie oder bereiten dem Farmer so viele Scherereien, daß er bald die Lust verliert, sie noch länger zu behalten. Hat man seine Farm eingezäunt, so liegen die Verhältnisse anders. Sehr gut kann man Strauße mit Rindern und Pferden zusammen halten, dagegen nicht mit Schafen und Ziegen, weil diese Tiergattungen sich gegenseitig das Futter wegfressen. Will man sich besonders der Straußenzucht widmen, so sind natürlich diesbezügliche Maßnahmen zu treffen. Hierüber ist ein sehr gutes deutsches Buch kürzlich bei R. Schoetz,

Berlin erschienen, betitelt: „Wie sollen wir unsere Straußenzuchtbetriebe in Deutschsüdwestafrika einrichten?“ von W. Scheerer, einem wissenschaftlichen Hilfsarbeiter am Hamburger Kolonialinstitut.

Wer sich besonders für das Thema Straußenzucht interessiert, schaffe sich auch die willkürlich in Swakopmund von der Swakopmunder Buchhandlung herausgegebenen Hefte „Der Straußenzüchter“ an. Hierin findet man die wichtigsten Erfahrungen von südafrikanischen und anderen Fachleuten gesammelt.

Ein Straußenzucht-Unternehmen, das natürlich größere Mittel erfordert, kann ja erst Zweck haben, wenn es sich um größere Mengen von Vögeln handelt. Im dritten bis vierten Jahre fangen die Vögel an, sich zu paaren. Die Männchen werden zur Balzzeit oft so böse, daß sie für den Wächter wie überhaupt für Menschen eine Gefahr bilden. Der Wächter, der mit ihnen ins Feld geht, ist dann gewöhnlich mit einem langen Gabelstock bewaffnet. Mit diesem hält er sich die ihn angreifenden Tiere vom Leibe. Ein ausgewachsener Strauß hat sowohl in den Füßen wie in den Flügeln eine solche Kraft, daß ein Schlag genügen kann, einen Menschen zu töten. Mancher Wächter hat durch ein bösesartiges Straußenmännchen sein Leben verloren.

Es gibt zurzeit in der Kolonie schon eine Reihe von Farmen, auf denen man Straußenzucht betreibt oder damit beginnt. Ich will hier nicht über die Erfolge und Mißerfolge dieser Betriebe berichten, sondern nur im allgemeinen einiges über ihre wirtschaftliche Lage sagen. Bei allen Betrieben, die den gegebenen Verhältnissen richtig angepaßt wurden, sieht man ein Weiterkommen; überall da, wo man direkte Mißerfolge zu verzeichnen hat, liegt es an falschen Maßnahmen. Schlimm sieht es natürlich für die Straußenzucht-Unternehmen aus, die bürokratisch von der Heimat aus als G. m. b. H. geleitet werden, wie überhaupt die G. m. b. H., die in Europa ihren Sitz hat, für unsern ganzen Farmbetrieb eine ungeeignete Einrichtung ist für heimische Kapitalisten, die sich mit Geld in unserer Kolonie an farmwirtschaftlichen Unternehmen beteiligen wollen. Die Unkosten fressen jeden Erfolg auf, ganz abgesehen von den gewöhnlich unpraktischen Maßnahmen der oft heimischen, mit unseren Verhältnissen nicht vertrauten Geschäftsführung.

Will jemand sein Geld in der Kolonie arbeiten lassen, ohne selber nach Afrika zu gehen, so gebe er einem vertrauenswürdigen

Farmer das Kapital, mit dem dieser nach seiner Erfahrung frei arbeiten kann. Die Sicherstellung — Verzinsung oder Beteiligung — kann ja auf verschiedene Weise geschehen.

Über die Einrichtung einer Straußenzucht in Südwestafrika sind die Ansichten im Lande noch geteilt. Ein Teil der Züchter will seine Zucht ebenso wie s. Zt. Südafrika mit eingefangenen, wilden Straußen beginnen und diese dann durch züchterische Arbeit verbessern. Dies halte ich auf alle Fälle für am richtigsten. Der andere Teil, an der Spitze Dr. Bassermann, der kürzlich eine Abhandlung „Der Strauß und seine Zucht“ (Verlag von Süsserott) geschrieben hat, erklärt den wilden Strauß für wertlos. Er will diesen vernichten und nur Zuchtvögel aus Südafrika einführen, um diese hier dann zu vermehren. Um in diesen Fragen Ansicht gegen Ansicht sprechen zu lassen, gebe ich an dieser Stelle eine Preßpolemik zwischen Herrn Dr. Bassermann und mir aus unserer Zeitung — Südwest — wieder:

Am 11. Oktober 1912 schrieb ich:

„Herr Dr. Bassermann, der ja vor einiger Zeit eine eingehende Arbeit über den Strauß und seine Zucht veröffentlichte und daraufhin in weiten Kreisen als der erfahrenste Straußenzüchter Südwestafrikas angesehen wird, beurteilt unsere landesheimischen wilden Strauße recht ungünstig. Er sagt gerade heraus: Der wilde Strauß ist ungeeignet für die weitere Zucht, seine Federn sind wertlos.

Ich bin nicht sachverständig in der Straußenzucht, will auch nicht so tun, als ob ich es wäre, weil ich seit 7 Jahren einige Strauße halte und meine Beobachtungen mache. Vom allgemeinen, tierzüchterischen Standpunkte aus erlaube ich mir aber, Herrn Dr. Bassermann ganz entschieden entgegen zu treten. Dr. B. hat unfehlbar recht, wenn er rät, um schnell zu einer Rente zu kommen, kaufe man gute Vögel aus Südafrika, weil man dann sofort gute Federn und bald auch Zuchtvögel verkaufen kann. Das ist, rein kaufmännisch gehandelt, zurzeit wohl richtig, züchterisch aber wird man auch einen anderen Standpunkt billigen müssen.

Zunächst wird sich der heute mit Straußenhaltung beginnende Farmer ja eine Ansicht über die allgemeine zukünftige Lage der Straußenzucht bilden müssen. Er wird sich darüber klar sein müssen, ob seine Arbeit in einigen Jahren ein schnell rentables Geschäft sein soll, oder ob er eine züchterische Tätigkeit entfalten will, deren Erfolg erst in weiterer Zukunft liegt. Es soll nicht

Zweck dieser Zeilen sein zu sondieren, ob die Straußenfeder für alle Zeiten der begehrte, gut bezahlte Modeartikel bleiben wird wie heute. Ich bin in diesem Punkte Pessimist, und mich interessieren nur züchterische Fragen. Da aber gerade Herr Dr. Bassermann das Gegenteil ist, gestatte ich mir, ihm da entgegen zu treten, wo er neben oben angezogener Geschäftsmaßnahme auch als Züchter spricht.

Der südafrikanische Strauß, den man heute vielfach hochgezüchtet nennt, ist erst vor wenigen Jahrzehnten aus dem wilden Vogel Südafrikas entstanden. Die ganze Straußenzucht ist noch so jung, daß man bei keinem anderen unserer domestizierten Haustiere schon einen durchschlagenden züchterischen Erfolg erwarten würde.

Wenn man die heute bekannte Literatur über Straußenzucht einschließlich des Bassermannschen Werkes gelesen hat und daraufhin versucht, wichtige züchterische Grundzüge aufzustellen, dann findet man recht wenig, aber überall das gleiche, hervorgehoben: Die Bauart der Straußenfeder in der Natur ist individuell.

Entweder bringt ein Vogel lange, schmale oder kurze, breitere Federn hervor. Einzelne Vögel nur tragen lange und breite, wie sie Mode und Handel wünschen. Die individuelle Art der Feder ist in der Vererbung konstant, sodaß es ein wichtiges züchterisches Streben geworden ist, nur Tiere mit derselben Art von Federn miteinander zu paaren. Wenn ich recht verstanden habe, hat man auch in Südafrika nicht durch Kreuzung eines guten Vogels mit einem schlechteren gutes erreicht, sondern lediglich durch Paarung nach dem ältesten Zuchtprinzip: Gleiches zu Gleichem gibt Gleiches.

Wer unsere Vögel in der Wildnis kennt (worauf ich später zurückkomme), wird wissen, daß es auch da nur wenige Tiere gibt, die individuell lange und breite Federn produzieren. Genau so ist es auch in Südafrika gewesen.

Die ganze heutige blühende südafrikanische Straußenzucht ist auf wenige gute, in der Wildnis eingefangene Tiere zurückzuführen. Sie leidet deswegen anerkannter Weise auch an den Folgen zu enger Blutverwandtschaft. Das Auge der ersten Züchter war allein auf die Feder gerichtet, das Tier und der Tierkörper wurden vernachlässigt. Verschiedene Krankheiten, Kleinerwerden der Tiere, das alles sind die Folgen dieser rein einseitigen Zucht Südafrikas.

In Südafrika zahlt man heute für Zuchtvögel mit guten Federn horrende Preise, was aber würde ein verständiger Züchter erst zahlen für das frische Blut eines guten, aus der Wildnis stammenden Vogels?

Hier kommt der Schwerpunkt meiner Differenz mit Herrn Dr. Bassermann, der sagt: „Die wilden Vögel sind wertlos.“ Ich setze diesen Worten entgegen:

Der wilde Vogel von der Steppe, in erster Linie der aus unserer Kolonie, wird es sein müssen, der dem in Südafrika zu einseitig gepaarten einmal das bitter notwendige frische Blut bringen wird. Wenn die Straußenzucht, wie viele ihrer Anhänger es erwarten, dauernd ein rentabler Zweig der afrikanischen Tierzucht bleiben wird, dann liegt die züchterische Zukunft nicht bei den Vögeln Südafrikas, sondern bei unseren wilden Straußen der Steppe. Lediglich durch Auswahl guter Arten sind in Südafrika die nach den Züchtern benannten, besseren Federntypen entstanden. Eine nach Art entsprechende Auswahl aus gefangenen, wilden Vögeln bietet den südwestafrikanischen Züchtern ebenso die Gelegenheit, eigene Arbeit und unter Umständen Besseres zu leisten, wie es Südafrika heute mit seinen weichlichen und degenerierten Vögeln noch erreichen kann. Seit 12 Jahren habe ich Gelegenheit gehabt, meine Beobachtungen an wilden Federn in verschiedenen Gegenden des Landes zu machen. Seit dem Jahre 1903 habe ich selber Strauße fangen lassen oder angekauft, lediglich zum Zwecke der Beobachtung und des Vorstudiums für eine vielleicht später anzufangende Zucht. Das Gros der von mir geschossenen oder auch eingehandelten Federn war mittelmäßige Ware. Aber ich habe auch wilde Federn gesehen, wie ich sie von zahmen Straußen auch in Südafrika nicht besser gefunden habe. Von lebenden Vögeln, die durch meine Hände gegangen sind (etwa 60—70 Stück), habe ich nur 4 behalten, 2 Männchen und 2 Weibchen, die anderen sind teils eingegangen, teils entlaufen, da ihnen nicht die nötige Pflege zuteil wurde, weil es sich ebenfalls um minderwertige Federvögel handelte. An den genannten vier Vögeln habe ich nun einige Jahre meine Beobachtungen gemacht, von denen ich das meiner Ansicht nach Wichtigste wiedergeben möchte.

Zunächst habe auch ich festgestellt: Jeder Vogel liefert in den einzelnen Jahren stets denselben Typ von guter oder minderwertiger

Feder. Ob die Federn einer Art viele oder wenige Fehler aufweisen, wie da sind Bruchstellen und andere, das hängt sehr von der Ernährung ab. In Jahren, wo ich meine Vögel zu Versuchszwecken direkt schlecht ernährte, blieb sich wohl die Feder in ihrem bisherigen Typ gleich, aber es waren fast keine fehlerlosen Exemplare darunter. Wie verschieden die Federn nach ihrer Art bei den einzelnen Vögeln sein können, ersah ich aus nachstehenden Tatsachen. Einer meiner im Gehege gehaltenen Versuchsvögel liefert stets Federn von 56 cm Länge und 26 cm Breite. Ein anderer dagegen solche von 95 cm Länge bei einer Breite von nur 15 cm.

Des weiteren habe ich festgestellt, daß in den verschiedenen Teilen der Kolonie ein wesentlicher Unterschied in der Art der Federn zu konstatieren ist. Ich habe Federn aus dem Osten gesehen, kenne den Vogel aus dem Dornfelde des mittleren Teiles, aber auch den aus den weiten, dornlosen nördlichen Steppen mit ihrem mannigfaltigen Busch- und Kräuterfutter.

Ich glaube annehmen zu können, daß Herr Dr. Bassermann niemals gute Federn gesehen hat, die z. B. aus den nördlichen Gefilden stammten, wo seiner Zeit die bekannten Jäger Erikson und Lambert jährlich ihre Jagden abzuhalten pflegten. Ich sah Ende der neunziger Jahre gelegentlich beim „alten Erikson“, wie ihn der Volksmund nannte, ein als Geschenk bestimmtes Bündel ausgesuchter weißer Federn, wie ich sie so breit und lang, vor allem aber so glänzend in Südafrika nie gesehen habe.

Herr Dr. Bassermann wird, wie gesagt, recht haben als Farmer, der sofort Federn und bald junge Strauße verkaufen will. Vom Standpunkte des Züchters, der eigene Arbeit liefern will, indem er Vorhandenes vervollkommt und verbessert, halte ich ihm und seinen Gewährsleuten entgegen:

Die Wildnis hegt noch heute wie vor 50 Jahren kräftige, gesunde Vögel, die auch erstklassige Federn tragen. Wenn man aus der Zahl einiger Hundert auch nur einige Pärchen wirklich guter Tiere finden sollte, so liegt in einem solchen Anfang meiner Ansicht nach eine weit größere Zukunft, als wenn man alles auf die aus Südafrika importierten, zahmen Vögel mit all ihren körperlichen Fehlern setzt und den wilden Vogel als wertlos und schädlich vernichtet.

In der Straußenzucht sind bisher so wenig wirklich eingehende, züchterisch wertvolle Studien gemacht, daß man über gewisse, anscheinend sehr wichtige Fragen noch völlig im Dunkeln tappt.

Erwiesen ist, daß die Luzerne ein vorzügliches Futter für Strauße ist. Die Frage, ob es in der Wildnis nicht etwa noch bessere Futterpflanzen gibt, die sich kultivieren ließen, ist noch offen. — Daß der Strauß zu seiner Erhaltung, wohl auch zum Aufbau einer guten, fehlerfreien Feder viele mineralische Stoffe gebraucht, weiß jeder, der beobachten kann. Die Frage: was sind es für Stoffe, die besonders gesucht werden? ist ebenfalls noch offen.

Es ist meiner Ansicht nach durchaus nicht notwendig, die Vögel auf ständiger Luzerne weide zu halten, im Gegenteil, ich glaube, freier Weidegang auf einer eingezäunten, geeigneten, großen Farm ist während der größten Zeit des Jahres für die Tiere viel gesünder. Wenn man so gehaltene Tiere dann mit Luzerne oder Tribulusarten, die ich für gleichwertig halte, zufüttert, wird man meiner Ansicht nach weiter kommen als in dem kleinen Gehege, wo die mineralischen Futterstoffe, die die Vögel nun einmal unbestreitbar gebrauchen, bald abgesehen sind. Auf alle Fälle werden die Tiere gesünder bleiben. Magenwürmer und andere Magenkrankheiten werden außerhalb des kleinen Geheges weniger Gelegenheit haben, sich zu entwickeln. Endlich erscheint mir nicht ausgeschlossen, daß gerade das Vorhandensein richtiger mineralischer Nahrung auf die entstehende Art neben der individuellen Anlage von hoher Bedeutung sein kann.

Wer züchterisch auf dem Gebiete der Straußenzucht arbeiten will, zäune seine Farm ein und kaufe und fange dann möglichst aus verschiedenen Gegenden des Landes so viel wilde Kücken, wie man nur erhalten kann. Die minderwertigen, an denen man seine weiteren Studien auf Fütterung und Behandlung machen kann, lasse man laufen, wenn sie keine marktfähigen Federn bringen, die guten und besten behalte man und Sorge für reiches, geeignetes Futter. Arbeitet dann auch auf diesem Gebiete der Tierzucht der deutsche Wissenschaftler mit dem Praktiker zusammen, so bezweifle ich nicht, daß die deutsche eigene Arbeit die burischen Erfolge in Südafrika mit der Zeit einholen oder gar schlagen wird.

Wenn auch Südafrika heute gute Federn liefert, so kann man den Wert der dort bisher geleisteten züchterischen Arbeit nicht zu

hoch einschätzen, wenn man die sogenannten hochgezogenen Vögel mit unseren wilden vergleicht. Ein menschlicher Eingriff, der die Tiere in wenigen Jahrzehnten um ein Drittel ihrer Körpergröße zurückgebracht hat, sie dagegen mit den verschiedensten Krankheiten belud, sodaß der in der Wildnis recht harte Strauß als domestiziertes Tier direkt weichlich genannt werden muß, vermag ich mit bestem Willen nicht mit dem Worte Hochzucht zu belegen.

Was man unter Hochzucht versteht, und was aus den Straußen durch wirklich züchterische Arbeit zu machen ist, das wird voraussichtlich nicht mehr in Englisch-Südafrika bewiesen werden können, sondern in anderen Gegenden dieses Weltteils, wo die Natur noch unberührt erhalten ist. Für neue züchterische Arbeit ist das geeignete Material aber meiner Ansicht nach nicht der domestizierte Vogel Südafrikas, sondern der Vogel der Wildnis. Das Zuchtziel für den intelligenten Züchter müßte es sein, nicht nur erstklassige Federn zu produzieren, sondern auch die Tiere widerstandsfähig und kräftig zu erhalten.

Das Fundament für solche Arbeit wird, wie gesagt, bei uns genau so gut wie seinerzeit im heutigen Südafrika der wilde Vogel liefern, mit dem großen Unterschiede, daß die in Südafrika gemachten Fehler bei uns nicht ebenfalls gemacht zu werden brauchen.“

Dr. Bassermann antwortete am 8. November:

Unser wilder Strauß.

Unter dieser Überschrift veröffentlicht Herr C. Schlettwein in Nr. 82 der „Südwest“ einige Bemerkungen über seine Beobachtungen an wilden Straußen. Dieser Artikel enthält verschiedene Gesichtspunkte, auf die einzugehen mir das Interesse an dem Gedeihen einer rentablen Straußenzucht dringend vorschreibt.

Zunächst möchte ich Herrn Schlettweins Urteil über die Güte der von ihm gesehenen hiesigen Federn im Vergleich zu der Güte südafrikanischer Federn als nicht ausschlaggebend bezeichnen. Herr Schlettwein ist kein Sachverständiger in Straußenzucht, wie er selbst zugibt. Ein Urteil über die Marktfähigkeit einer Feder dürfte jedoch nur dann wirklich allgemein gültig sein, wenn es von einem Federnsachverständigen gefällt ist. Und Federnsachverständiger zu sein, verlangt jahrelanges, eingehendes Studium der Federn und ihrer Marktpreise. Kaum jeder zwanzigste Straußenzüchter der

Südafrikanischen Union dürfte wirklich Sachverständigenurteil über die Federn und ihre Güte besitzen. Mein Artikel in der „Südwest“ brachte auch keineswegs mein Urteil über die Federn südwestafrikanischer Vögel, sondern lediglich das Urteil zweier Federnhändler, die im Taxieren und Valieren der Federn ihre Lebensarbeit sehen. Herrn Schlettweins Betonung, unsere Steppenvögel hätten gelegentlich „erstklassige“ Federn, ist daher keineswegs bewiesen — sie müßte denn an der Hand des Urteils eines richtigen Federnsachverständigen gekräftigt werden.

Ferner schreibt Herr Schlettwein, daß die hochgezüchteten Strauße Südafrikas durch allzu enge Blutsverwandtschaft um ein Drittel ihrer Körpergröße zurückgebracht worden seien. Ich weiß nicht, auf welches Beweismaterial Herr Schlettwein diese Behauptung gründet. Ich kenne die hiesigen Steppenvögel und ihre Größe, ich habe ferner in Nordamerika viele hundert importierter südafrikanischer Vögel beobachtet und habe in langer Studienreise eine sehr große Anzahl von Straußenzuchten in Südafrika besucht. Auch habe ich an meinen eigenen, aus Hochzuchten stammenden Tieren schon dieselbe Erfahrung wie an den oben erwähnten Stellen gemacht: die hochgezüchteten Strauße aus rationell betriebenen Zuchten sind keineswegs kleiner als die wilden Vögel, sondern eher größer und recht viel robuster, namentlich in den Knochen. Noch jeder Farmer, der die wilden Strauße kennt und auf meiner Farm meine Tiere sah, sprach sein Erstaunen über die kolossale Größe meiner Vögel aus. Allerdings gibt es Zuchten — ich könnte gar manche mit Namen nennen — in denen durch unzüchterisches Kreuzen kleinere Tiere erzielt wurden. Doch bleibt es ja dem Käufer südafrikanischer Zuchtvögel freigestellt, seine Strauße aus Zuchten zu kaufen, die ein rationelles Zuchtprinzip in jahrelanger Praxis durchführten und eine Garantie für Gesundheit der zu kaufenden Tiere bieten.

Ein weiterer, irreleitender Punkt in Herrn Schlettweins Artikel ist folgender: „der Strauß, in der Wildnis ein recht hartes Tier, müsse als domestiziertes Tier direkt weichlich genannt werden“, notabene der in Südafrika nach Herrn Schlettweins Ansicht falsch gezüchtete Strauß. Gewiß sind die ersten drei Monate der Aufzucht schwierig, ein nicht unerheblicher Prozentsatz der ausgeschlüpften Kücken kann zugrunde gehen; doch was bedeutet das bei der

enormen Vermehrungsziffer der Strauße, die bei einem gut gehaltenen Brutpaare, ohne Benutzung der Brutmaschine, drei Gelege à 16 Eier ermöglicht, die bei älteren Brutpaaren fast stets bis zu 95 % ausschlüpfen. Ist das Kücken aber erst einmal drei Monate alt, dann wird kein erfahrener Züchter es weich nennen, da bei guter Haltung weder Krankheiten noch sonstige organische Leiden ihm etwas anhaben, Verluste fast nur noch durch Unglücksfälle zu befürchten sind. Herr Schlettwein nennt die südafrikanischen Vögel mit Krankheiten beladen und nicht widerstandsfähig. Meine Tiere wurden nach dem langen, durch stürmische Seereise außerordentlich anstrengenden Transport auf meine eben bezogene Farm gebracht, auf der gerade erst die Koppeln fertiggestellt waren, von Luzerne- oder sonstigem Futteranbau noch keine Rede sein konnte. Seitdem leben die Tiere von Tschamas, Feigenkaktus, Kürbissen, etwas zugekaufter Luzerne, etwas Mais und seit 2—3 Monaten von grüner Gerste und Raps, die ich in der Eile anbauen konnte, da mir auf gänzlichem Neulande Luzerne ohne Vorfrucht zu ungewiß erschien.

Die Tiere sind trotz des nach südafrikanischen Begriffen mangelhaften Futters in ausgezeichneter Kondition, sie paaren, obgleich sie alle junge, kaum zweieinhalbjährige Tiere sind, sehr regelmäßig, und seit einigen Tagen sind, sechs Monate, nachdem die Strauße in die gänzlich veränderten und neuartigen Verhältnisse versetzt waren, die ersten, außerordentlich kräftigen und munteren Kücken ausgeschlüpft, gewiß ein Zeichen gesunder, robuster Konstitution, wenn die Tiere den anstrengenden Transport sowie die Akklimatisierung an die neuen und in ihrem Sinne recht spärlichen Verhältnisse so rasch überwinden, daß sechs Monate nach ihrem Eintreffen in Swakopmund die erste Nachzucht zu verzeichnen ist.

Im Gegensatze hierzu sind die Erfahrungen, die ich mit hier gekauften, hiesigen Kücken gemacht habe, ganz trostlos. Anfang Juli erhielt ich einen Transport von 32 Kücken im Alter von 6—8 Monaten nach Angabe des Lieferanten. Die Kücken hatten durchschnittlich die Größe von 3—4 Monate alten Tieren gut geleiteter Zuchten und sahen sehr schwach und mager aus. Bei eingehender Untersuchung fanden sich Bandwurmeier in übermäßiger Menge im Kote (60—70 in einem Kotabgang). Der äußere Kräfteverfall ließ auf das Verhandensein des Spulwurmes schließen. Die Kücken wurden mit kräftigen Maisrationen, mit Feigenkaktus, Tschamas,

Kürbissen, getrockneter Luzerne sowie grüner Gerste gefüttert und hatten daneben ausgiebigen Weidegang, der meinen Brutvögeln, die zu je drei eine einen Hektar große Koppel bewohnen, kaum zur Verfügung steht.

Trotz ausreichender medizinischer Behandlung, die zwar die Bandwürmer etwas zurückgehen ließ, wurden die Kücken täglich schwächer — bei demselben Futter, bei welchem die südafrikanischen Strauße gesund waren und ihren Kräfteüberschuß durch Paaren und Eierlegen bezeugten. Bald nach ihrem Eintreffen gingen auch die ersten Kücken ein, und die Obduktion zeigte in den Blinddärmen unzählbare Mengen von Strongyliden, einer in südafrikanischen Zuchten noch nicht beobachteten Art, die auf die für *Strongylus douglassii*, den bekannten Straußenspulwurm des Magens, berechnete medizinische Behandlung natürlich nicht reagierten. Seit dem 5. Juli bis zum heutigen Tage sind mir von den 32 hiesigen Kücken 24 trotz bester Pflege und Sorgfalt eingegangen, während im Kote meiner südafrikanischen Strauße noch nicht ein einziges Bandwurmei zu beobachten war. Dies sind reine Tatsachen, die ich auf meiner Farm zu beobachten Gelegenheit hatte.

Das Rechenexempel — denn meiner Ansicht nach müssen den Durchschnittsfarmer, namentlich bei unseren etwas ungewissen Rentabilitätsverhältnissen auch, vielleicht sogar hauptsächlich kaufmännische Gesichtspunkte in seinen Maßnahmen leiten — also das Rechenexempel meiner Straußenzucht mit heimischen Straußen ist so einfach wie belehrend. Setze ich zu dem recht hohen Einkaufspreis die Futter- und Haltekosten, die sich mit Mais sehr hoch stellen, und ziehe die Bilanz, so sehe ich, daß ich heute mit einem baren Verlust von 2000 Mark zu rechnen habe, wenn ich noch jeden der übriggebliebenen 8 Strauße (die übrigens ihrem Aussehen nach jeden Tag auf Grund der Wurmkrankheit wegsterben können) mit 100 Mark pro Stück bewerte. Eine besondere Widerstandsfähigkeit unserer heimischen Strauße ist also nach meinen eigenen Erfahrungen absolut nicht gewährleistet, vielmehr zeigen die Verhältnisse auf meiner Farm eine weitaus sicherere Gesundheit der importierten Vögel.

Herrn Schlettweins Prinzip, mit hiesigen Straußen zu arbeiten, darf ich wohl eine kleine Gegenbetrachtung gegenüberstellen. Herr Schlettwein hat im Verlaufe von 7 Jahren 60—70 hiesige Strauße besessen, die sämtlich „minderwertige Federvögel“ waren. Nach

hiesigen Preisen berechnet, stellt diese Anzahl Vögel ein Kapital von ca. 5600 Mark dar. Von diesen Vögeln sind Herrn Schlettwein noch vier geblieben, die nach den Maßen der Federn, die in dem Artikel zum Teil vermerkt sind, ebenfalls keine besonderen Federn bringen, jedenfalls keine Verzinsung für 1400 Mark (und so hoch müßte jedes der übrig gebliebenen Tiere eingeschätzt werden) abwerfen dürften. Und trotz dieser erheblichen Unterbilanz rät Herr Schlettwein jedem Farmer, der Straußenzucht betreiben will, in seine Fußstapfen zu treten, und aus verschiedenen Gegenden so viele Kücken zu kaufen (!) und zu fangen, „wie man nur erhalten kann“.

Ein solches Vorgehen bedeutet den reinsten Luxus, den sich die wenigsten hier arbeitenden Farmer leisten dürfen, der absolut sichere, anderweite Nebeneinnahmen voraussetzt, da sonst eine Sicherheitshypothek nach der anderen die Folge solcher unrentablen Wirtschaft darstellen wird. Wir wollen uns doch nicht in falsche Illusionen einwiegen: es handelt sich im Grunde genommen darum, daß hier angelegte Kapitalien tatsächlich eine Verzinsung abwerfen. Deshalb dürfen wir auch nicht aus falschem Stolz die Erfahrungen, die die Engländer mit vielem Zeit- und Geldaufwand vor uns gemacht haben, einfach ignorieren, wie dies Herr Schlettwein tut, sondern müssen auf dem Bekannten möglichst rationell und rentabel weiterbauen, damit wir unseren Karten einen sicheren Trumpf beifügen können. Denn bei der Einseitigkeit der Mehrzahl unserer Betriebe ist jeder sich bezahlende Nebenbetrieb nur mit Freuden zu begrüßen.

Inwieweit Herr Schlettwein die Erfahrungen in Südafrika ignoriert, zeigt folgendes: Er rät, Studien und Erfahrungen mit Straußen zu sammeln und gibt uns einige Proben von Erfahrungen, die er persönlich in den 7 Jahren seiner Praxis hier gemacht hat. Alles, was uns Herr Schlettwein hier als Resultat siebenjähriger Beobachtung mitteilt, ist schon in A. Douglass' Buch: „Ostrich-farming in Southafrica“ (erschienen 1880) zu lesen. Derart zu beobachten, heißt rückwärts gehen, und dazu ist unser Menschenleben zu kurz. Also warum nicht weiterbauen auf den vielen, einwandfreien Resultaten, die südafrikanische Züchter und Gelehrte erzielten, warum alle diese Erfahrungen unbeachtet lassen und selbst von neuem tastend in jede Sackgasse laufen, die ein Blick auf südafrikanische Veröffentlichungen vermeiden ließe.

Was die Zucht mit heimischen Straußen betrifft, so glaube ich selbst, daß derjenige, der genug Geld hat und auf eine Rente nicht zu sehen braucht, sehr interessante Versuche wird machen können. Es wäre dies vielleicht eine sehr lohnende Aufgabe für die Regierungsfarm in Otjituesu; denn wenn die Wahrscheinlichkeit auch sehr gering ist, so existiert sie doch tatsächlich, wie ich in meinem letzten Artikel in der „Südwest“ auseinandersetzte, daß unter vielen hunderten, vielleicht auch tausenden von Straußen ein dem südafrikanischen, hochgezüchteten Vogel gleichwertiger Strauß gefunden werden könne. Aber es ist unverantwortlich, den südwestafrikanischen Farmer, der sofortige Einnahmen unbedingt braucht, auf diesen beschwerlichen, viele Jahrzehnte sich nicht bezahlenden, immer nur Zuschüsse verlangenden Weg weisen zu wollen. Und die irreleitende Behauptung ist die: „In Südafrika zahlt man für Zuchtvögel mit guten Federn horrende Preise, was aber würde ein verständiger Züchter erst zahlen für das frische Blut eines guten, aus der Wildnis stammenden Vogels?“

Ein kurzer Gegenbeweis sei erlaubt: Mit 225000 Mark Unkosten wurden von der südafrikanischen Regierung 141 Strauße aus der Gegend des Tsadsees importiert. Die Vögel wurden von Sachverständigen aus einer großen Anzahl dieser dort heimischen Tiere als die besten, die überhaupt dort zu haben waren, ausgesucht. Diese sogenannten „Barbary“-Vögel wurden gewählt, da früher stets die „Barbary“-Federn die besten Marktpreise erzielt hatten (so noch 1878 nach Mosenthal & Harting). Sämtliche Tiere wurden zu recht billigen Preisen in Port Elizabeth den Strauenfarmern angeboten und, obgleich die Auktion von den besten und erfolgreichsten Züchtern besucht war, wurde nach eingehender Untersuchung kein Tier gekauft, da die Federn den Ansprüchen südafrikanischer Züchter nicht genügten. Und doch wäre hier der Moment gewesen, unter dem von Sachverständigen ausgesuchten Material der Wildnis das „bitter notwendige frische Blut“ den Zuchten zuzuführen.

Noch weiter: Die Grenze von Südwest nach Südafrika ist offen. Mir ist bis jetzt von einem Transport von hier nach der Union nichts bekannt. Und Südafrika selbst besitzt noch eine große Anzahl wilder Strauße, die durch keinen „menschlichen Eingriff“ verdorben wurden, und doch werden diese Tiere mit 15 sh. an den

Schlachter verkauft. — Solche Behauptungen wie die oben zitierte sind lediglich Vermutungen eines einzelnen und dürfen deshalb nicht als allgemein gültige Thesen ausgesprochen werden.

Doch ich rate diese Debatte hiermit auf sich beruhen zu lassen. Sie fördert absolut nichts, so lange den Beweisen der einen

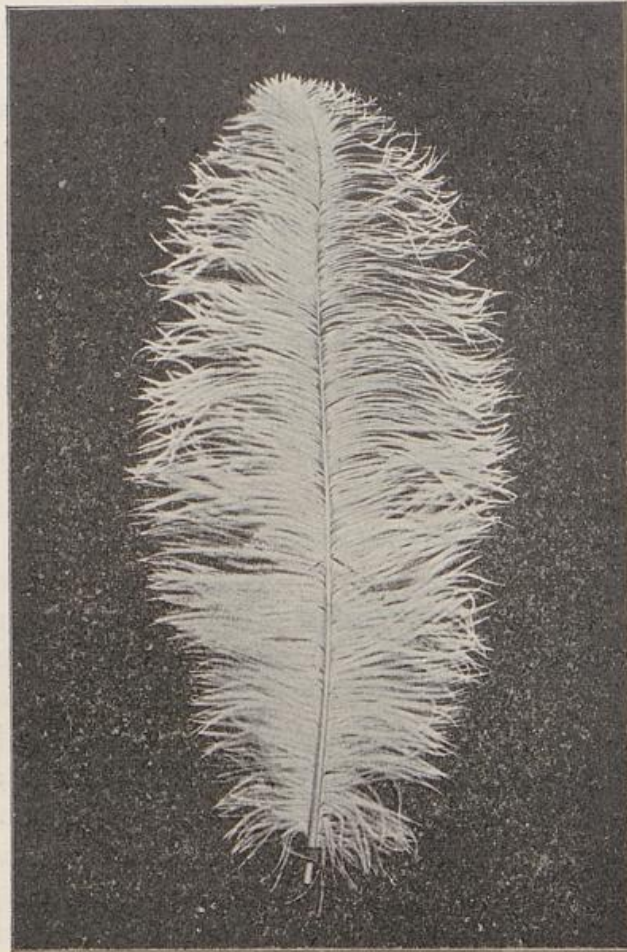


Abb. 52. Straußenfeder, 55 cm lang, 25 cm breit. Hälbig, Karibib.

Seite unbewiesene Überzeugungen auf der anderen entgegengestellt werden. Sobald von sachverständiger Seite oder an der Hand von Urteilen Sachverständiger meine Befürwortung, die Straußenzucht unserer Kolonie mit südafrikanischem Material aufzunehmen, widersprochen wird, werde ich mich freuen, wieder in die Debatte einzutreten.

Ich habe mich damals der Bassermannschen Schlußbemerkung angeschlossen, da eine weitere Diskussion zwecklos war, wo Behauptung gegen Behauptung ohne Beweise steht. Keineswegs aber erkenne ich die Ausführungen Dr. Bassermanns als richtig an. Seine Berechnungen sind falsch, und das Ganze zielt mehr auf augenblickliche, gute Geschäftsmaßnahmen hin als auf züchterische Arbeit. So wenigstens beurteilen ich und andere seine unverständliche Äußerung: Die wilden Vögel sind wertlos, sie müssen abgeschossen werden.

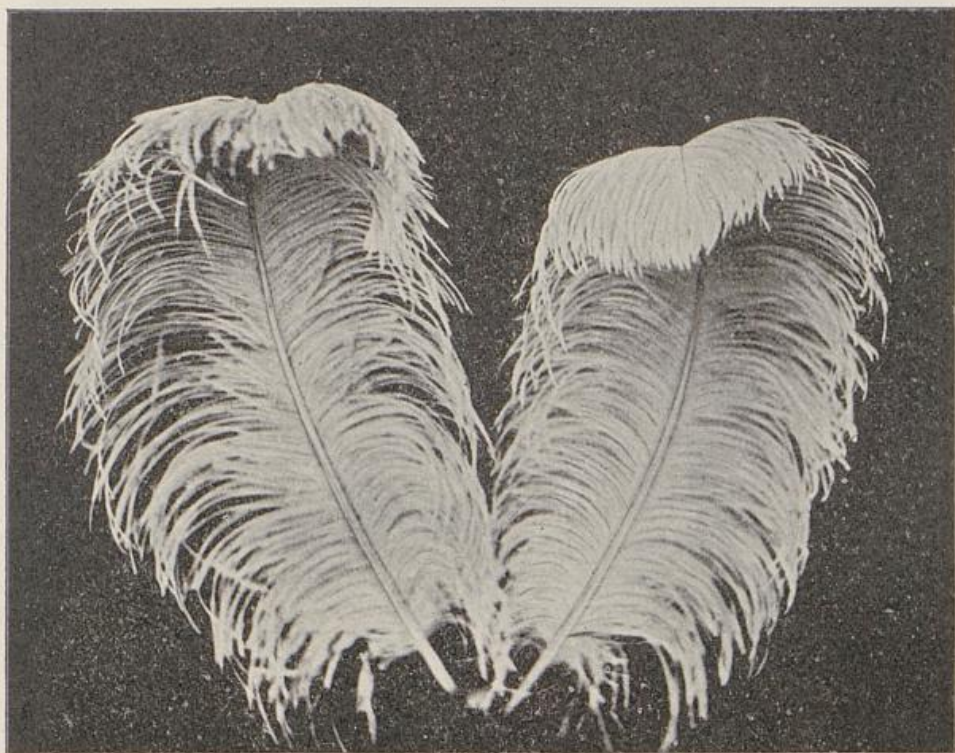


Abb. 53. 2 Straußenfedern. Zucht des Herrn Abraham, Gobabis. Linke Feder: 58 cm lang, 27 cm breit. Rechte Feder: 56 cm lang, 28 cm breit.

Ich habe nun für meine Ansicht bei bekannten Züchtern nach Beweisen gesammelt. Zunächst hatte ich die Genugtuung, daß mir nicht nur aus dem Lande, sondern auch aus der Heimat verschiedene zustimmende Äußerungen zu meiner Stellung gegen Dr. Bassermann zuzingen.

Die Tatsache, daß der in Südafrika bekannte, berühmte Zuchtvogel, der sogenannte Old Jak, der seinem Besitzer Hunderttausende

eingebraucht hat, ein in der Wildnis gefangener Vogel ist, ist auch Herrn Dr. Bassermann bekannt und beweist, daß meine Ansicht richtig ist. Aus den hier wiedergegebenen Photographien von Federn ge-

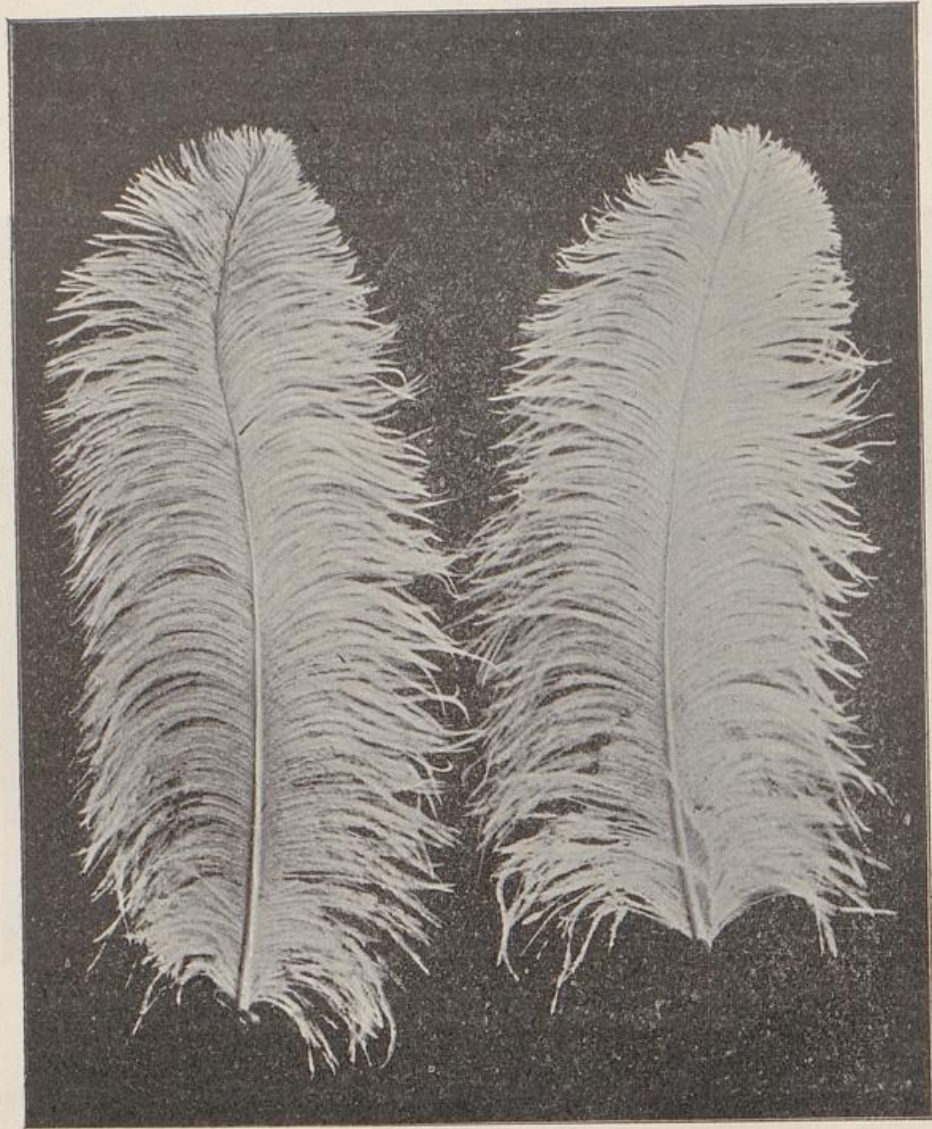


Abb. 54. 2 Straußenfedern v. 3jährigem Hahn. Zucht von C. Schlettwein, Otjitambi.
56 cm lang, 28 cm breit.

fangener, aufgezogener, wilder Vögel wird der Unparteiische sehen, daß jemand, der behauptet, die Tiere sind wertlos, den Mund doch etwas voll genommen hat. Die „Hälbigsche“ Feder ist ja nicht

schön, aber aus den „Abrahamschen“ und aus denen aus „Otjitambi“ ersieht man doch, daß aus Vögeln, die solche Federn liefern, durch weitere Zucht etwas zu machen ist. (Abb. 52—54).

Was nun die allgemeine Rentabilität der Straußenzucht anbetrifft, so geht mein Urteil dahin, daß die Zucht rentabel bleibt, wenn der Bedarf des Weltmarktes dauernd mit der zunehmenden Produktion Schritt halten wird. Werden die Federn aber dadurch, daß in Zukunft außer Südafrika, das bisher allein produzierte, auch Amerika, Australien und Europa produzieren, also durch Überproduktion billig, dann: Ade Straußenzucht! Das Produkt dieser Zucht hat keinerlei reellen Wert, es ist ein der Laune unterworfenen Modeartikel. Das schöne, auch hier herrschende Geschlecht ist und bleibt unberechenbar und launenhaft.

5. Schweinezucht.

Das Schwein gedeiht überall da im Lande, wo die natürlichen Bedingungen für seine Existenz vorhanden sind, recht gut. Wo die Regenverhältnisse einigermaßen günstig sind, finden sich eine Menge Gewächse, krautartige Pflanzen sowie auch knollenartige Gewächse in der Erde, die von den Tieren mit Vorliebe aufgenommen werden. Auch junges Gras und Grassamen sowie viele Gurkenarten und melonenartige Gewächse bilden auf der Weide ein gutes Schweinefutter. Es gibt aber trotzdem im Lande nur wenige Plätze, wo eine größere Schweinezucht mit Erfolg durchzuführen wäre, da in der trockenen Jahreszeit, besonders in schlechten Regenjahren, die Tiere dem Besitzer oft dadurch zur Last werden, daß sie, um sie vor dem Verhungern zu schützen, im Stalle gefüttert werden müssen. Außerdem ist es kaum möglich, auf einer Farm, wo sich Gartenanlagen und dergleichen befinden, Schweine in Freiheit zu halten. Die stärksten Umzäunungen werden von den Tieren, sobald sie nur einmal das Feld betreten haben, durchbrochen. Die Tiere werden sehr bald so schlau, daß sie sich ganz nach Art der Wildschweine nur des Nachts zu ihren Räubereien im Garten einstellen.

Das in Südwestafrika produzierte Schweinefleisch, wenigstens das von in Freiheit aufgewachsenen Tieren, wird nie etwas besseres werden, als das Wildschweinefleisch in der deutschen Heimat, das ja im allgemeinen nicht als Delikatesse bezeichnet werden kann. Importierte Schweine, Nachkommen der edelsten Rassen, gedeihen

zwar gut im Lande, aber die zweite oder dritte Generation hat die angezüchteten Formen und Vorzüge bereits verloren, und die Tiere sind, wie es ja auch in der Natur der Sache liegt, wieder zu dem gemeinen Landschwein geworden, bei dem der Kopf ein Viertel des ganzen Tieres ausmacht. Ganz anders wird sich selbstverständlich das Schwein entwickeln, wenn es im Stalle gehalten und gefüttert und nur zum Zwecke der Bewegung, dann und wann einmal herausgelassen wird. Diese Art der Schweinezucht wird aber stets unrentabel sein, wenn man nicht ständig geeignetes Futter in genügender Menge hat, wie z. B. in Swakopmund und anderen großen Plätzen, wo stets größere Mengen von verdorbenem Proviant, Reis, Mehl usw. verkauft werden. An solchen Plätzen kann sich jeder mit Leichtigkeit im Stalle einige Schweine halten und fettmachen. Bei derartigem Betrieb aber kann man nicht von einer Schweinezucht, sondern höchstens von einer Schweinehaltung reden. Dasselbe gilt für solche Farmbetriebe, die mit größerem Landbau verbunden sind, und wo man stets Gartenabfälle oder junge, grüne Luzerne haben kann, die man den Tieren, wenn sie des Abends von der Weide kommen, oder auch ständig im Stalle vorlegen läßt. Ist man dagegen gezwungen, gutes Mehl, Reis oder andere Körner an Schweine zu verfüttern, so wird die Schweinehaltung durchaus unrentabel, und man kann in ihr nur einen gewissen Luxus erblicken, indem man sich die Möglichkeit einer größeren Abwechslung für die Tafel sichert. Die Abfälle der Milch etc. wird man in den meisten Fällen auf andere Weise besser verwenden können, z. B. als Beköstigung für das eingeborene Personal oder als Hühnerfutter. Augenblicklich allerdings, wo die Fleischpreise im Lande recht gute sind, liegen ja auch die Verhältnisse für die Schweinezucht noch etwas günstiger. Später aber wird man für das minderwertige Schweinefleisch nicht den Preis erzielen, der für den Farmer noch eine Rente übrig läßt.

Um gutes Schweinefleisch zu produzieren und um das heutige Edelschwein zur Ausnutzung zu bringen, ist also Stallfütterung und intensive Stallmast unerlässlich und das Einzige, wodurch man zu Gewinn kommen kann. Hierzu gehört aber die Möglichkeit, billiges Körnerfutter zu haben. Dieses haben wir im Lande nicht und werden es niemals haben, wenigstens nicht in genügendem Maße, um der Schweinezucht eine gute Zukunft in Aussicht stellen zu können. Die Schweinezucht gehört in billig körnerproduzierende Länder, sie geht

mit dem Körnerbau Hand in Hand. Nur wo dies möglich ist, kann man ein Schweinefleisch produzieren, wie es sich mit vollem Recht auf der ganzen Welt einer großen Beliebtheit und Bedeutung erfreut. — Die Schweine leben freilich bei uns an manchen Plätzen auch auf der Weide ohne Zufütterung. Schlachtet man aber so ein Schwein, so ist zunächst von Fett keine Spur, und das Fleisch hat außerdem einen unangenehmen Beigeschmack. — Daß von Haus aus das Land den Schweinen die Möglichkeit zum Leben bietet, ist dadurch bewiesen, daß überall, besonders im Norden, eine Wildschweinart, das sogenannte Warzenschwein, vorkommt. Dieses und ebenso auch das zahme Schwein in der Freiheit ist nicht nur Pflanzenfresser, sondern auch Fleischfresser. Jedes kleinere Tier, Aas usw. wird gefressen. Ich habe es sogar erlebt, daß meine Schweine gelegentlich Hühner und junge Lämmer angriffen und fraßen. Es ist ja schon in der Heimat eine bekannte Tatsache, daß Mutterschweine gelegentlich ihre eigenen Jungen verspeisen. Diese Beobachtung ist in Afrika viel häufiger. Das Schwein, das gewohnt ist, Fleisch zu fressen, wird z. B. nach der Geburt unbedingt die Nachgeburt verzehren. Die frischgeborenen, noch nicht trockenen Jungen folgen hinterdrein. Es empfiehlt sich also, falls man Schweine hält, das Muttertier die Tage vor der Geburt genau zu beobachten und ihm die Jungen sofort wegzunehmen, bis der Geburtsakt beendet und die Nachgeburt usw. aus dem Stalle entfernt ist.

Von den Eingeborenen des Landes wird merkwürdigerweise das Schweinefleisch im allgemeinen nicht gegessen. Dieselben haben gegen alles, was vom Schwein kommt, auch wie es auf dem Tisch des Europäers steht, eine große Abneigung. Ich habe seit mehreren Jahren vergeblich festzustellen versucht, worauf diese Abneigung bei den, was Fleischgenuß anbetrifft, sonst wenig wählerischen Eingeborenen zurückzuführen ist. Der Kaffer verzehrt jeden Leoparden, Pavian sowie jedes kreierte Stück Vieh mit Wollust, das schönste Schweinefleisch jedoch rührt er nicht an.

Aus Vorstehendem ist zu entnehmen, daß die Schweinezucht für unsere Kolonie nicht von einer solchen Bedeutung ist, daß sie überhaupt als Erwerbszweig für den Farmer in Betracht genommen zu werden brauchte. Ein oder einige Schweine im Stalle zu halten, wo man sie mit Abfällen gut füttern kann, ist vielleicht eine schöne Sache. Wenn in der kalten Jahreszeit ein Schwein geschlachtet und

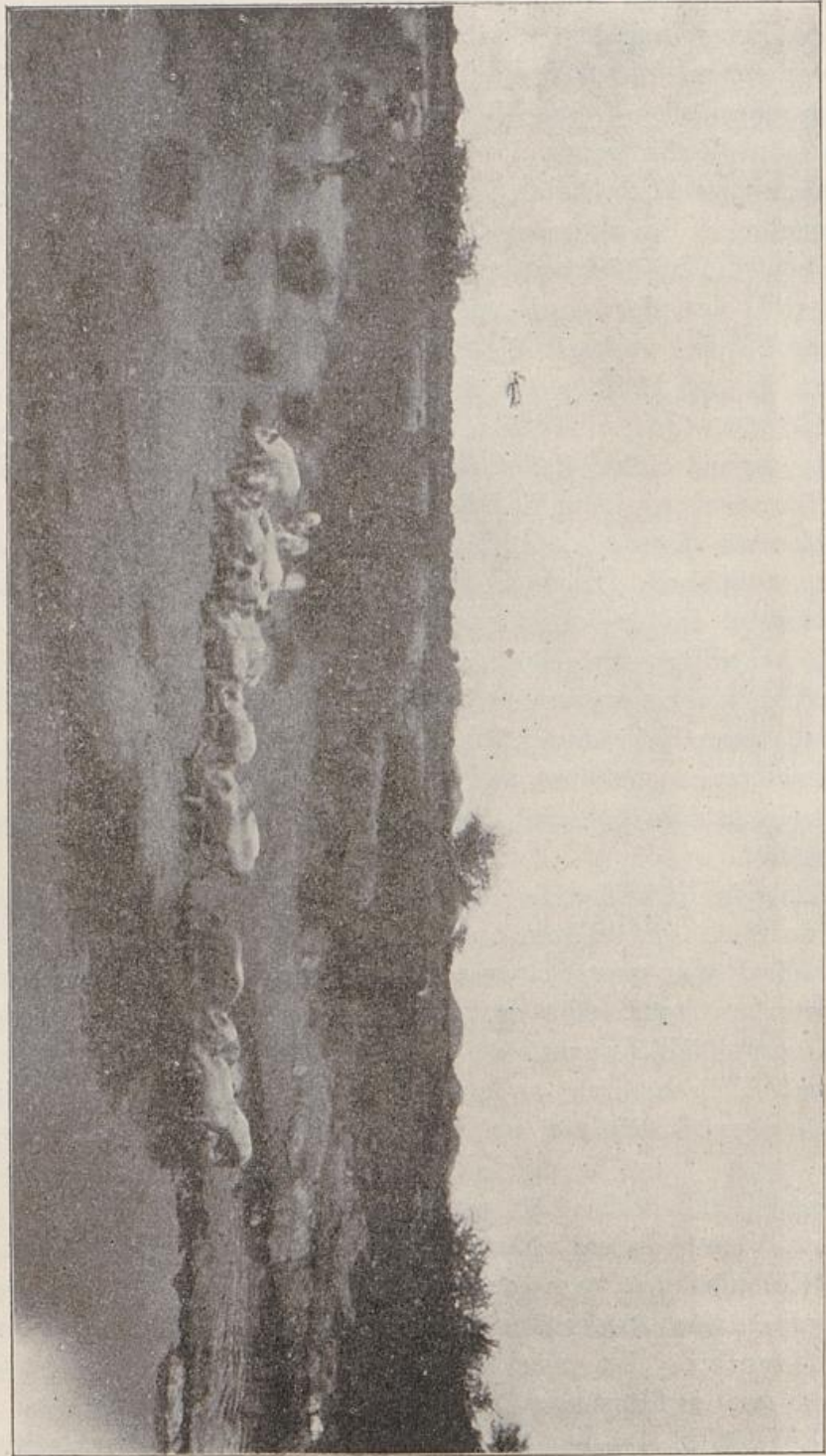


Abb. 55. Schweine am Wasser.

von der Hausfrau kunstgerecht zubereitet, auf den Tisch gebracht wird, wird man es angenehm empfinden, nicht ständig von Hammel- oder Rindfleisch leben zu müssen. Alles weitere aber, insbesondere die Anlage einer Schweinezucht, ist nicht anzuraten, weil man von einer Rentabilität gar nicht reden kann. Ob man nicht überhaupt das ganze Futter, die Abfälle usw., die man einem Schwein geben müßte, auf andere Weise, z. B. durch Verfütterung an Hühner, noch vorteilhafter verwerten könnte, ist zum mindesten eine offene Frage. (Abb. 55.)

6. Geflügelzucht.

Ein Haustier, das seiner großen Nützlichkeit wegen in keiner ländlichen Wirtschaft, oder wo sich auch sonst nur Gelegenheit zu seinem Fortkommen findet, fehlen sollte, ist das Huhn. Nicht nur der hohe Wert, den die Tiere in ihrem Fleisch und ihren Eiern für die Ernährung des Menschen haben, kommt in Betracht, so ein Hühnervolk bringt auch stets Leben mit sich und bietet dem Besitzer Abwechselung und Unterhaltung. Es gibt keine Tiergattung, die für gute Behandlung und Pflege dankbarer wäre, als gerade das Federvieh. In jedem Haushalt und in jeder Wirtschaft gibt es eine Unmenge wertlosen Abfalls, der für die Hühner ein gern genommenes Futter bildet. Der Hühnerfreund läßt sich nichts entgehen. Er sammelt jede Käserinde, jede Brotkrume auf das Sorgfältigste vom Tisch. Gemüse- und Fleischabfälle, Kartoffelschale, Milchabfälle etc. finden ihre beste Verwendung als Hühnerfutter. Auch alles im Farmbetriebe krepierete Vieh kann gekocht und in ein vorzügliches Hühnerfutter umgewandelt werden. Vom Fleische gefallener, größerer Tiere, Pferde, Rinder etc., bereitet man mit Leichtigkeit ein vorzügliches Dauerfutter für die Hühner, das sich jahrelang hält. Das gekochte Fleisch wird durch eine Hackmaschine gedreht und dann an der Sonne getrocknet. In 48 Stunden ist jede Feuchtigkeit herausgezogen, und man kann das Futter in Säcke füllen und jahrelang aufbewahren. Derartiges Futter ist das beste und dankbarste für Hühner, besonders für junge Küken.

Der Hühnerzucht und ihrer Rentabilität sind natürlich genaue Grenzen gezogen. Sie wird unrentabel von dem Augenblick an, wo man zu viele Hühner hält und diese nicht mehr genügend mit Ab-

fall aus der Wirtschaft füttern kann. Etwas Körnerfutter, Weizen, Mais, Reis usw., wird man auf alle Fälle zugeben müssen. Muß man aber die Hühner lediglich von solchem Futter ernähren, so bezahlt man auch bei dieser Tierzucht die Produkte, Eier und Fleisch, weit über ihren Wert. Der Zweck der Hühnerhaltung soll wirtschaftlich nur der sein, sonst wertlose Abfälle der Wirtschaft zu verwenden und dem Haushalt Eier und Fleisch zu liefern. In einem Verkauf von Eiern in größerer Menge wird in den wenigsten Fällen ein Geschäft liegen. Das Huhn findet in Südwestafrika in der Freiheit sein Futter eigentlich nur während der Regenzeit. Es gibt dann eine Menge Insekten und Würmer, die von den Hühnern aufgesammelt werden; dann ist eine Zufütterung unnötig, in der übrigen Zeit des Jahres ist eine solche jedoch durchaus erforderlich. Man wird daher meiner Behauptung beipflichten können, daß jedes Huhn, das nicht mehr durch die täglichen Abfälle ernährt werden kann, sondern durch gekauftes Futter ernährt werden muß, die Hühnerhaltung unrentabler macht. Größere Hühnerzuchten werden sich in Südwestafrika niemals rentieren, es sei denn, daß die Züchter, wie man es auch schon gesehen hat, ein Magazin, ein Kornlager etc. verwalten und dann durch häufiges Ausfegen für ihre Hühner sorgen können. Natürlich ist die Unrentabilität der Hühnerzucht in größerem Maßstabe nur unter der Voraussetzung zu behaupten, daß sie lediglich und direkt auf den Eierverkauf gerichtet werden sollte und zwar unter der Bedingung, für die Hühner das Futter kaufen zu müssen. — Im übrigen wird man von einem kleinen Stamm Hühner, die ohne große Futterkosten sich in der Wirtschaft ernähren, stets genügend Eier haben, ja, es wird sogar dann und wann ein Dutzend verkauft werden können. Ich betone dies alles, weil ich häufig gehört habe, die Hühnerzucht müsse im Lande gehoben werden, damit man in den Eiern eventuell ein Exportartikel produzieren könne. Südwestafrika ist im allgemeinen ein Land des Großbetriebes. Man wird, wenn man die Möglichkeit und die Art der Besiedelung des Landes im Verhältnis zu seiner Größe ins Auge faßt, immer zu dem Resultat kommen, daß die Gesamtzahl der Wirtschaftsbetriebe eine verhältnismäßig kleine sein wird. Die vorhin angeführten Gründe sowie die Tatsache, daß Länder, die für die Eierproduktion in erster Linie in Betracht kommen, ihre Stärke in der Kleinbesiedelung haben, unterstützen meine Behauptung, daß die südwestafrikanische Kolonie

für eine große Hühnerzucht nicht die nötigen Vorbedingungen bietet.

Die im Lande heimischen, überall gehaltenen Hühner sind sehr kleine Tiere, die auch nur sehr kleine Eier legen, aber vorzüglich brüten. Schon verschiedentlich hat man versucht, diese Tiere durch importierte Hähne aus Europa zu veredeln. Auch Versuche mit ganzen ins Land verpflanzten Stämmen sind oft gemacht. — Ich für meinen Teil glaube nicht mit Unrecht behaupten zu können, daß es das Geratenste ist, eine Verbesserung des Huhns nur auf dem Wege

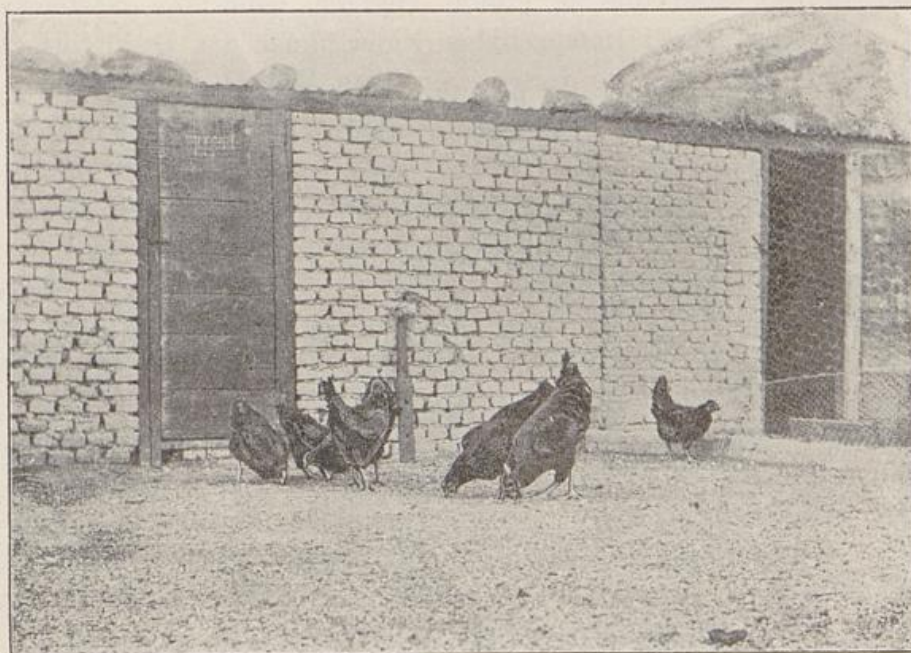


Abb. 56. Kreuzungstiere von importiertem Langshamhahn und Landesrasse.

der Kreuzung vorzunehmen, indem man gute Hähne importiert und die Kreuzung dann durch neue Blutzufuhr so lange fortsetzt, bis man vollwertige Tiere erzielt hat (Abb. 56). Ich selbst habe bei importierten Hühnern die Erfahrung gemacht und auch von anderen Farmern dasselbe gehört, daß die Hühner sich im allgemeinen schlecht akklimatisieren; dagegen habe ich mit Kreuzungen die besten Erfolge erreicht. Schon die ersten Nachkommen zeigten fast ganz das Äußere des importierten, edlen Vätertieres.

In vielen Fällen fehlt den Hühnern im Lande der nötige Kalk im Futter, was man sehr bald an den feinschaligen Eiern usw. merkt.

Es ist in solchen Fällen und auch sonst wohl allgemein Gebrauch, die Schalen der im Haushalt verbrauchten Eier den Hühnern zerkleinert unter das Futter zu mengen. Geschieht dies in der Weise, daß die Schalen ganz fein gestoßen werden, so ist es sehr zu empfehlen. Es wird dann den Hühnern die nötige Menge Kalk auf leichtem Wege zugeführt. Wirft man jedoch den Hühnern nur wenig zerkleinerte Eierschalen zum Fressen hin, so darf man sich nicht wundern, wenn sie auf die häufig beobachtete Untugend des Eierfressens kommen. Sehr zu verwerfende Hilfsmittel, die auch sehr oft zu dieser Untugend führen, sind die im Lande vielfach benutzten Nesteier aus Kalk oder Gips. Fast immer haben die Hühner das Bedürfnis, Kalk zu sich zu nehmen. Sie fangen an, das Kalkei zu bepeicken und lernen auf diese Weise das Eierfressen, das ihnen fast nie wieder abgewöhnt werden kann. Ein Huhn sieht diese Unsitte dem andern ab, und es kommt nicht selten vor, daß man aus diesem Grunde den ganzen Stamm abschaffen muß.

Bei importierten Hühnern kann man oft eine Augenkrankheit beobachten, die gewöhnlich mit Erblindung des einen oder beider Augen endet. Ein häufiges Reinigen und Desinfizieren der Hühnerställe trägt selbstredend ungemein zur Gesundheit der Hühner bei. Sonstige Hühnerkrankheiten, wie Diphtherie u. a., sind bei den eigenartigen klimatischen Verhältnissen selten und nicht so gefährlich wie in der deutschen Heimat. Dagegen zeigen die durch importierte Hühner eingeschleppten Fußmilben sich sehr häufig. Die Krankheit wird vielfach als „Kalkbeine“ bezeichnet. Die Milbe geht, wenn man ihr nicht von vornherein energisch zu Leibe rückt, sehr schnell auf sämtliche Hühner des Hofes über. Abkratzen und danach Einreiben mit grauer Quecksilbersalbe führen jedoch sehr schnell zur Vernichtung des Parasiten, wenn das Leiden nicht ein schon zu sehr veraltetes ist. Im allgemeinen aber kann man trotz der vorkommenden Krankheiten von der Hühnerzucht sagen, daß es im Kleinen, bei Verwendung von Haus- und Gartenabfällen, nichts Dankbareres gibt. Also: wenig Hühner halten und diese richtig und gut füttern. Die richtige Zusammensetzung des Futters ist bei keiner Tierzucht so wichtig wie bei den Hühnern. Ein Huhn z. B., welches zu fett ist, legt kein Ei. Gut genährt aber soll es gleichwohl sein.

Vielfach auch von tüchtigen Kennern ist es versucht worden, in Südwestafrika die Pute einzuführen. Man versprach sich bei

den vorliegenden klimatischen Verhältnissen gerade von der Zucht dieser Tiere sehr viel. Trotz aller Berechtigung dieser Annahme hat man aber eigentlich das Gegenteil erfahren. Zunächst ist ja, wie oben angedeutet, die Aufzucht der jungen Tiere mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Hat man dann glücklich die Brut über die Zeit der Gefahr hinaus, so kann es täglich passieren, daß die Tiere am Sonnenstich oder an irgend einer Giftpflanze eingehen, die sie in ihrer großen Dummheit fressen. Wir hatten von einem Satz bereits 15 junge Puten bis zum Alter von dreiviertel Jahren mit vorzüglichem Erfolg herangezogen, und hiernach konnten wir mit Recht behaupten, daß, wenn man sich nur die nötige Mühe gibt, es doch ganz gut mit der Putenzucht geht. Da, eines Tages lagen ganz unerwartet einige Tiere tot im Stalle, und weitere acht gingen am nächsten Tage ebenso plötzlich ein. Ich nehme an, daß die Tiere in ihrer unendlichen Dummheit giftige Pflanzen gefressen haben, oder daß sie an Sonnenstich eingegangen sind, weil sie auch dazu zu dumm sind, bei Zeiten den Schatten aufzusuchen. Wenn sich nun auch hier und da die gezogenen Puten mit Erfolg absetzen ließen und man sie auch gut bezahlt bekommen würde, so ist doch der Gewinn in kein Verhältnis zu den Kosten und zu der Arbeit zu bringen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß für die Putenzucht im Lande die nötigen Vorbedingungen fehlen.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so ungünstig, steht es mit der Ente. Die Ente gehört als Wasservogel ihrer Natur nach in Gegenden, wo Seen und Teiche vorhanden sind. Wenn die Behauptung, die importierten Enten seien bisher alle gut fortgekommen, auch sehr richtig ist, so war doch, wie ich bisher überall feststellen konnte, dadurch noch lange nicht der Beweis geliefert, daß eine Entenzucht für die Kolonie wie für den Farmer lohnend sein könne. Wenn jemand vielleicht einen Stamm importierter Enten jahrelang auf seinem Hofe bei gutem Wohlsein erhalten hat, so ist damit noch nicht bewiesen, daß eine Entenzucht mit Vorteil betrieben werden könnte. Ich habe in den wenigsten Fällen, wenn ich nach der Vermehrung fragte, vernommen, daß diese eine wesentliche gewesen wäre. Günstigenfalls hieß es, ja, die Tiere haben so und so viele junge Entlein ausgebrütet; diese sind aber leider nicht, oder nur zu einem ganz geringen Prozentsatz, groß geworden. Von vielen Seiten ist es auch beobachtet, daß die Enten zwar sehr fleißig, aber gewöhnlich

unbefruchtete Eier legen. Es ist dies vielleicht damit zu erklären, daß die Ente, um das Geschäft der Paarung mit Erfolg auszuführen, unbedingt Wasser, also einen Teich oder See, haben muß, auf dem sie schwimmen kann. Denn es ist eine bekannte Sache, daß ein Entenei nur auf dem Wasser befruchtet wird. Die importierten Enten halten sich, wie gesagt, jahrelang, weil sie ungemein zähe sind. Sie legen auch bei guter Fütterung das ganze Jahr fleißig. Wenn nun auch, wie eben erwähnt, ihre Vermehrung gerade nicht von großem Belang ist, so sind sie doch für die Küche durch ihre Eier immerhin sehr nützlich.

Man hat in letzter Zeit im Lande verschiedentlich von guten Erfahrungen gehört, die durch Brutmaschinen erreicht worden seien. In der Heimat sowie in allen Ländern, wo die Hühnerzucht in gewisser Blüte steht, haben sich derartige Apparate ja vorzüglich bewährt. Trotz der bis jetzt auch in der Kolonie erzielten Erfolge glaube ich jedoch, vor zu großen Erwartungen warnen zu müssen. So eine arbeitende Brutmaschine bedarf der allerpeinlichsten Aufmerksamkeit. Jeder kleine Temperaturwechsel wird und muß zum Verlust des ganzen Geleges führen.



IV. Teil.

Landbau und Bodenkultur.

Es ist schon verschiedentlich auch von mir die Ansicht vertreten und ausgesprochen, daß der Ackerbau für die Bedeutung der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie erst in zweiter Linie in Betracht kommen darf. Ich möchte heute nach sechs Jahren, wo „Der Farmer in Deutsch-Südwest-Afrika“ zum zweitenmal erscheint, meine damalige Ansicht etwas berichtigen. Die letzten 6 Jahre sind nicht ohne Arbeit und neue Erfahrungen an den im Lande arbeitenden Menschen vorübergegangen. Erfolge und Mißerfolge haben in dieser Zeit Erfahrungen gezeitigt, auf Grund derer man sich eine Ansicht bilden kann.

Heute muß ich sagen, daß ich für gewisse Teile des Landes, besonders in den nördlichen und östlichen Bezirken, für die Zukunft in der Bodenkultur größere Erfolge sehe. Die vielfach sauren Gräser, die der natürliche Boden dort hervorbringt, sind kein erstklassiges Futter. Alles drängt in diesen Gegenden nach einer Bodenkultur, um die Verhältnisse zu verbessern. Ich bezweifle es nicht mehr, daß sich der Schwerpunkt der Entwicklung des Landes in jenen nördlichen Distrikten abspielen wird, wo heute zu viel Regen fällt, um eine natürliche, erstklassige Weide zu produzieren, aber doch auch nicht genug, um dem Plantagenbau sofort sichere Aussicht auf Erfolg zu bieten. Da ist es eben die Bodenkultur, die nach beiden Seiten Besserung schaffen kann und wird. Ich will meine Ansicht klar aussprechen. Ich glaube mit Bestimmtheit daran, daß in unseren nördlichen Distrikten, in denen mit einem Durchschnittsregenfall von 400 mm und mehr zu rechnen ist, bald ein lohnender Landbau entstehen wird, der zum mindesten den Bedarf des Landes deckt. Die

fortschreitende Bodenkultur wird dann auch Verhältnisse schaffen, daß diese Gegenden, die jetzt in ihrem natürlichen Zustande nicht als erstklassig für die Viehzucht zu bezeichnen sind, einmal auch für diesen Wirtschaftszweig hervorragend geeignet sein werden.

Der Landbau in der Kolonie zerfällt in zwei Arten, die ihrem ganzen Wesen und der erforderlichen Arbeit nach streng von einander zu trennen sind. Da ich beabsichtige, die Bodenkultur später in einem besonderen Abschnitt zu besprechen, will ich hier nur allgemeines vorweg sagen.

Die eine Art dieses Landbaues ist die, wie ich sie z. B. für Grootfontein und ähnliche Verhältnisse mit Erfolg als durchführbar bezeichnete, nämlich allgemeiner Landbau, bei dem mit der Zeit der größte Teil des Areals unter den Pflug kommt und Ackerbau und Weidenutzung in rationeller Weise auf den Feldern wechseln wie in Europa und Amerika auf größeren Landgütern mit Weidewirtschaftsbetrieb. Mais, Hirse, Hülsenfrüchte etc. werden durch diese Art des Feldbaus im Großen erzielt werden können. Für den Weidebetrieb wird man nach einigen Jahren Landbaues dann sehr schnell geeignete Gräser finden, mit denen die ruhenden Felder für einige Jahre angesamt werden, um so der Viehzucht erstklassiges Futter und somit gute Aussichten zu bieten.

Die zweite Art des Landbaues ist der schon jetzt vielfach im Lande betriebene Garten-, Obst-, Gemüse- und Tabaksbau. Während sich dem Landbau im Großen, einer rationellen, allgemeinen Bodenkultur nur der Großbetrieb mit Erfolg widmen kann, bietet der Gartenbau dem kleinen Manne, sogenannten Kleinsiedlern, gute Aussicht auf Erfolg. Es unterliegt keinem Zweifel, daß im Landbau an allen Stellen, wo er nur irgend ausführbar ist, ein für die Selbständigkeit der Kolonie nicht zu unterschätzender Zweig der Landwirtschaft gesehen werden muß, nicht nur, weil der an eine vegetabilische Zukost gewöhnte Europäer die Gemüse schwer entbehren würde, sondern auch, weil er diese als sehr wertvolle Nahrungsmittel für die Erhaltung seiner Gesundheit braucht. Aus diesem Grunde schon ist es durchaus wünschenswert, an allen Plätzen des Landes, wo eine Nutzbarmachung des Bodens durch Landbau von der Natur gegeben ist, eine solche mit aller Energie in Angriff zu nehmen (Abb. 57.) Stets aber sollte man bei solchen Unternehmungen, besonders wenn es sich um größere Anlagen handelt, vorher nicht nur theoretische, sondern auch

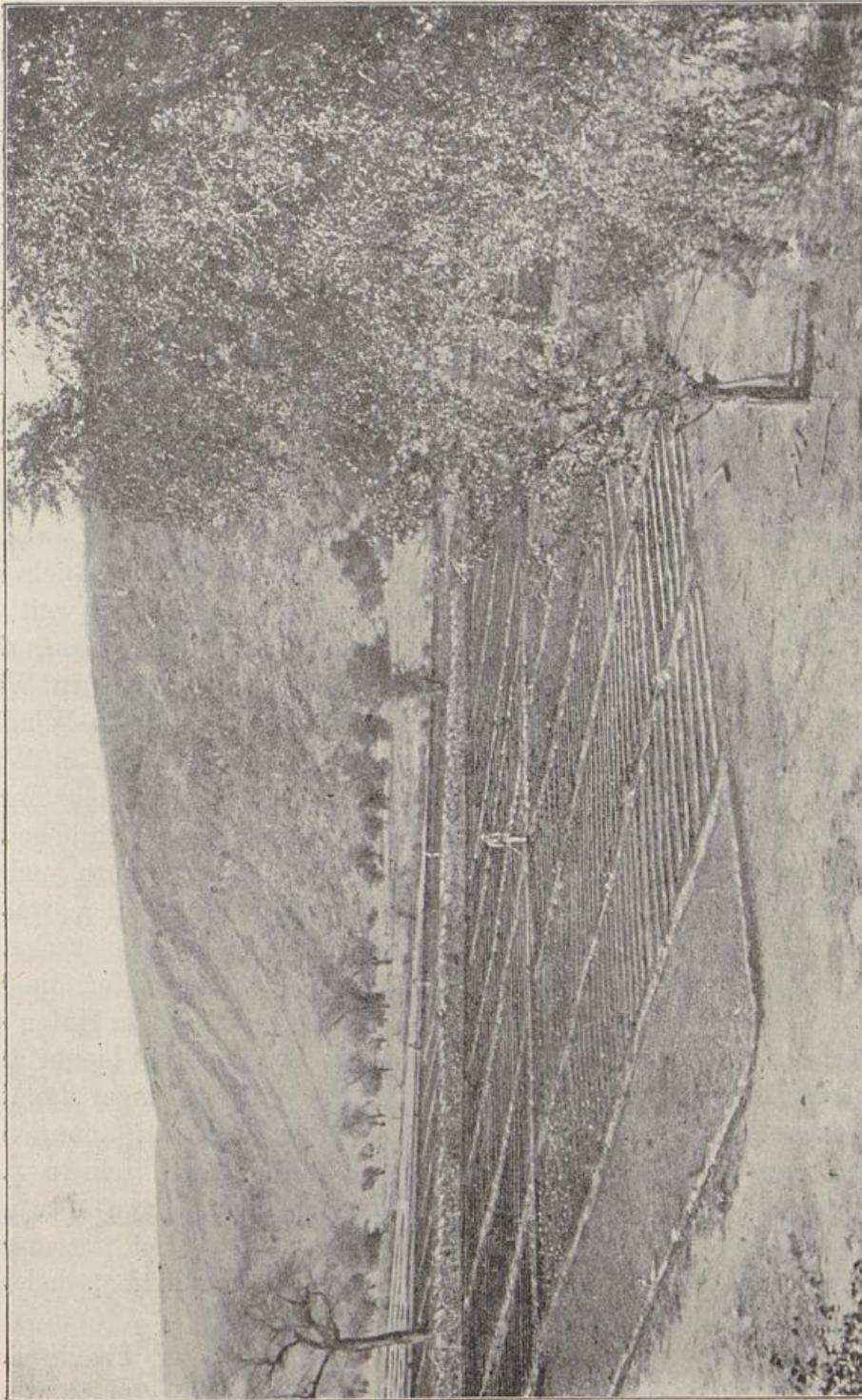


Abb. 57. Übersicht über die Rieselfelder in Farm Warmbad (Nord).

praktische Berechnungen anstellen. Ungemein viele Plätze gibt es im ganzen Lande, wo sich guter Boden vorfindet, und wo auch die Wasserverhältnisse nach Durchführung der notwendigen Maßnahmen derartig günstig sind, daß bei Bewässerung der Anlagen mit Erfolg gearbeitet werden kann.

Alle weiteren Projekte, wie Stauanlagen im Großen zum Zwecke des Getreidebaues, sind heute noch durchaus von der Hand zu weisen. Der Gartenbau wird an denjenigen Stellen, wo er dank der natürlichen Verhältnisse ausführbar ist, für den kleinen, weniger bemittelten Mann, dem das nötige Kapital zum Großfarmbetriebe fehlt, eine Erwerbsquelle sein. Wie eine solche Ansiedelung kleinerer Ackerbauer durchgeführt werden kann, wird sich ganz nach den Verhältnissen an diesem oder jenem Platze richten. Die Absatzfrage ist auf alle Fälle bei der Produktion maßgebend. Die Gartenbaukolonie in Klein-Windhuk bietet nach verschiedenen Richtungen ein Beispiel, wie das fruchtbare Land in der Kolonie ausgenutzt werden muß. Gleichzeitig hat aber auch diese Ansiedelungs-Kolonie gezeigt, wie weit der Gartenbau ausgedehnt werden kann, um rentabel zu bleiben, denn schon einige Jahre vor dem Kriege waren die Verhältnisse in Windhuk so weit gediehen, daß, um den Produzenten in Klein-Windhuk ihren Markt zu erhalten, den Truppen- und Lazarettgärten in Windhuk der Anbau von Gemüse untersagt wurde. Heute, nach Fertigstellung der Eisenbahn, liegen ja die Verhältnisse anders. Ich behaupte, die Gartenbauer in Windhuk, Okahandja, Osona, Omaruru und an noch anderen an der Bahn gelegenen Plätzen werden alles, was sie nur an Gartenprodukten schaffen, mit gutem Verdienst verkaufen können, sobald sie richtige und praktische Maßnahmen für die Verwertung ihrer Produkte treffen. Swakopmund mit seinem Hafen und Windhuk mit der immer größer werdenden Bevölkerung bieten allein ein ziemliches Absatzgebiet. Um aber diesen Markt zu einem ständigen und sicheren zu machen, sodaß auch die Swakopmund anlaufenden Schiffe darauf rechnen können, stets Gemüse, Kartoffeln usw. in Swakopmund zu bekommen, würde es für die Produzenten notwendig und wünschenswert sein, daß sie sich genossenschaftlich zusammenschließen, um dadurch dem heutigen Übelstand abzuhelpen, daß zeitweilig sehr viel, zeitweilig nichts vorhanden ist.

Wenn man trotz aller Widerlegungen aus der Praxis heute immer noch wieder von jenen Riesenstaudamm-Projekten hört, die

Wasser für größere Landbauansiedelungen im Kleinbetrieb schaffen sollen, so kann man diesen nicht energisch genug gegenüber treten. Obwohl von allen Seiten der Praxis schon lange darauf hingewiesen ist, daß das Land zunächst noch sehr viele Gegenden besitzt, die auf Grund eigener Produktionskraft, ohne kostspielige künstliche Nachhülfe für die Kleinsiedelung und somit zum Obst- und Gartenbau herangezogen werden können, tauchen wunderbarerweise immer wieder Fürsprecher auf, die sich von jenen großen Projekten, mit welchen Professor Rehbock und Alexander Kuhn s. Z. hervortraten, Großes für das Land versprechen. Wen es interessiert, über derartige Meinungsverschiedenheiten, wie sie zwischen Theoretikern und Praktikern in der Presse ausgesprochen wurden, mehr zu lesen, den verweise ich auf meine Aufsätze in der „Zeitschrift für Kolonialwirtschaft, Kolonialpolitik und Kolonialrecht“ (Jahrgang 1903): „Ackerbau in Deutsch-Südwestafrika“ usw. Solche Projekte können überhaupt erst in Betracht kommen, wenn wir im Lande einmal große Menschenansammlungen, also größere Städte, haben werden, in deren Nähe dann die Boden- und Wasser-Verhältnisse die Anlage großer Stauwerke u. dergl. gestatten. Heute würde die Ausführung solcher Projekte, ganz abgesehen von der Aussichtslosigkeit auf Rentabilität, der gesunden Entwicklung einer Kleinsiedelung hemmend entgegenwirken. Die Idee, vielleicht gerade auf Grund solcher Riesenstauanlagen Ortschaften zu gründen, würde direkt die verkehrte Welt bedeuten. Wenn erst einmal alle Plätze im Lande, wo die natürlichen Verhältnisse es erlauben, zum Landbau herangezogen sind, kann man auf Unternehmen zurückkommen, für die der Kleinsiedler allein an Wasserabgaben etwa 1200 Mark zu zahlen haben würde. Etwas anderes wäre es, wenn man versuchte, im futterarmen Süden den Fischfluß und andere Wasserläufe für die Bewässerung von Luzernefeldern zu benutzen. Immer aber bleibt auch hier die Frage zu erwägen: Was wird der Zentner getrockneter Luzerne kosten? Aufs weitgehendste wird und muß man jede Landesproduktion unterstützen. Soweit eine solche Unterstützung durch Eisenbahntarife etc. durchführbar ist, muß sie sogar von der Regierung gefordert werden. Langt aber diese Unterstützung nicht aus, weil die Produktion zu teuer ist, und muß man zu Schutzzöllen greifen, um das Unternehmen lebensfähig zu machen, dann beginnt die ungesunde Wirtschaft. Jeder Schutzzoll ist etwas ungesundes, er läßt in derselben Weise, wie er an der einen Stelle hilft, an der andern seine schädigende

Wirkung merken. Das Bestreben aller im Lande muß dahin gehen, die Lebensverhältnisse im Lande durch Steigerung der Produktion zu verbilligen. Ein Erwerbszweig, der nicht aus eigener, gesunder Kraft auf dem Weltmarkt konkurrieren kann, muß in der kolonialen Wirtschaft besser ausgeschaltet als durch die Krücken eines Schutzzolles vegetierend erhalten werden. — Wenn man von Körnerbau überhaupt reden will, so ist dieser in jenen Gegenden durchführbar, wo in der Regenzeit genügende Mengen Feuchtigkeit fallen, um die ausgesäten Früchte während der Regenzeit oder gleich nach derselben zur Reife kommen zu lassen. Auf Rieselfeldern angebauter Mais oder Weizen wird fast immer zu teuer werden, um die Konkurrenz des Weltmarktes aufnehmen zu können. Man wird diese Art des Landbaues aber auf abgelegenen Farmen zur Verproviantierung der eigenen Wirtschaft mit Erfolg und Nutzen ausführen können, um dadurch das Heranfahren zu vermeiden.

Bei dieser Besprechung des allgemeinen Landbaues muß nochmals die allgemeine Frage der Kleinbesiedelung gestreift werden. In hiesigen Regierungskreisen wie in der Heimat in Kreisen der Bodenreformer gibt es immer noch fanatische Kleinsiedler, die am liebsten nur ganz kleine Farmen in Südwest-Afrika verkaufen möchten. Wie bei jeder Gelegenheit möchte ich auch hier nicht versäumen, meine überzeugte Gegnerschaft gegen solche volksbeglückenden Ideen auszusprechen. Wie gesunde Kleinsiedelungen entstehen, wo die Verhältnisse hierzu reif sind, zeigt uns unser Land selber. An allen Plätzen, wo die Regierung dadurch künstliche Kleinsiedelungen schuf, daß sie den Siedlern Beihilfen bis zu 6000 Mark gab und das Land fast schenkte, sind nur einige hervorragend tüchtige Leute vorwärts gekommen. Wo kein Absatzgebiet ist, läßt sich eben kein Absatz schaffen, und wochenlang halten sich Gemüse und viele Feldfrüchte nicht.

In der Nähe Swakopmunds sind aus sich selber heraus ohne Beihilfen der Regierung Kleinsiedelungen entstanden, obgleich das Land für schweres Geld von der Kolonial-Gesellschaft erworben werden mußte. Und doch sieht man blühendes Leben und gedeihliches Fortkommen aller, weil hier ein Bedürfnis vorliegt. Die Zeit, wo der kleine Mann ins Land kommen kann und als Besiedeler willkommen sein wird, liegen noch in weiter Ferne. Heute kann nur der kapitalkräftige Ansiedler allein durch Geld und Intelligenz die Entwicklung des Landes fördern. Die Regierung mag ja von anderem Gesichts-

punkt urteilen. Das Bestreben des Landes muß aber im eigenen und im Interesse des Mutterlandes dahin gehen, vom Mutterlande finanziell unabhängig zu werden. Das werden wir aber nur durch kräftige, lebensfähige Betriebe, niemals aber durch eine Bevölkerung, die ihre Steuern und Abgaben nicht zahlen kann. Wenn es allerdings möglich ist, daß es in der Heimat maßgebende Kolonialpolitiker gibt, die sagen: „Um die Kolonien ans Mutterland zu fesseln, müssen wir sie uns verschulden,“ so kann man auch die Kleinsiedelungs-Politik anderer Kreise verstehen. Traurige Patrioten, die mit solchen Mitteln angeln gehen. Südwest wird seinen Gang gehen, natürlich langsamer bei solcher Politik des Mutterlandes, es wird aber trotzdem seine Unabhängigkeit erreichen und dem Mutterlande beweisen, was wahres Deutschtum und wahre Vaterlandsliebe sind. In dem heutigen heimischen Parteigetriebe sucht man, wo man auch hinblickt, vergeblich den Patriotismus, der das Partei- oder Berufsinteresse hintenanstellt, wenn das Wohl der Allgemeinheit es fordert. Das Deutschtum in der großen Welt scheint doch ein besseres zu sein als das mancher politischen Partei im engeren Vaterlande.

Wenn der kleine, unbemittelte Mann durch Garten-, Obst- und Tabakbau zurzeit, wenn auch nur in bescheidenem Maße, sein Fortkommen im Lande findet, so muß er in jenen Gegenden des Nordens elend Fiasko manchen, wo, wie ich sagte, die Zukunft des natürlichen Ackerbaus in einer rationellen Bodenkultur liegt. Dampf- oder Kraftpflug und sonstige Mittel der modernen Technik sind hier die gegebenen Pioniere, nicht aber der Spaten und die Rodehacke in der Hand des einzelnen Menschen.

Wer unser Land wirklich kennt, der weiß auch, wie es sich z. Zt. noch gegen jede Kultur des Bodens mit den verfügbaren Mitteln förmlich wehrt. Eiserne Energie und unermüdliche Ausdauer kommen allein zum Erfolg. Nicht nur der geringe Regenfall wirkt hie und da hindernd, vielmehr noch die furchtbare Trockenheit der Luft, mit der auch Czapell und seine Anhänger nicht genügend rechnen. Nur der gut fundierte Großfarmer, der in der extensiven Viehzucht seine Einnahmen hat, kann die Mißerfolge bei solcher Kulturarbeit in den ersten Jahren ertragen. „Schrittweise und nicht sprungweise vorgehen“ gilt auch hier. Aber zu erreichen ist das Ziel für jeden, der auf einer Farm mit einem Regenfall von 400 mm an rechnen kann.

Zu Anfang ist es indessen mit diesem Landbau keineswegs eine sichere Sache. Wenn auch in vielen Gegenden jährlich genügend Regen fällt, so fällt derselbe doch sehr oft ungleichmäßig, d. h. in einem Monat regnet es jeden Tag, im nächsten dagegen wieder garnicht oder doch nur sehr wenig. In solchen Jahren wird dann oft nichts aus der Ernte und der aufgelaufene, vielleicht schon recht üppig stehende Mais vertrocknet. Dann kommen auch einmal die lieben Heuschrecken und vernichten die Ernte. So hat auch in Südwestafrika der Land-

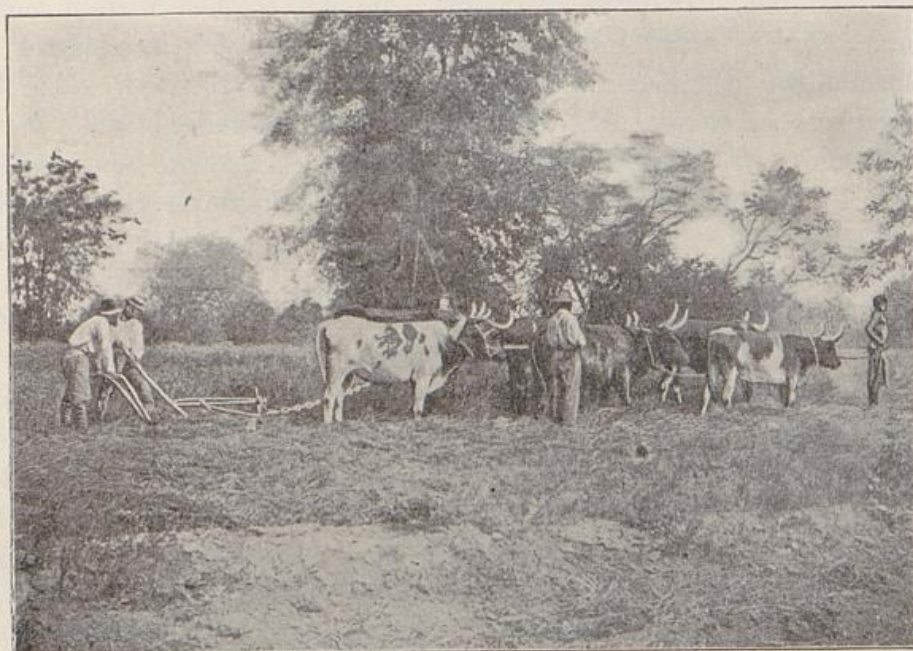


Abb. 58. Pflügen mit Ochs.

wirt, besonders der ackerbauende, mit Umständen zu rechnen, die man in der deutschen Heimat nicht kennt.

Wir Maisbau-Treibenden im Norden rechnen bis jetzt in drei Jahren nur auf eine sichere Ernte; damit sind wir zufrieden. Ein gutes Erntejahr bringt dann alles wieder ein. Der Zentner Mais hat im Lande einen Wert von 10—18 Mark. Der Mais ist als Beköstigungsmittel für Eingeborene dem Reis oder importierten Mehl vollständig gleichwertig. Die Leute essen ihn auch sehr gern. Eine Gabe von zwei Pfund pro Kopf genügt als Tagesportion. Die Leute stampfen das Korn und kochen es zu einem dicken Brei, oder sie rösten die als Brot geformte Masse in der Asche. Der Farmer, der

in einem Jahr eine gute Ernte gemacht hat, muß eben von dieser so viel zurückbehalten, daß er für die nächsten, vielleicht schlechten Jahre genügend versorgt ist. Die Arbeit bei einer Mißernte darf man nicht rechnen, und als Verlust ist lediglich das Quantum, das man ausgesäet hat, zu betrachten. Auf solchen Regenfeldern werden auch zuweilen Kartoffeln oder Tabak sowie Melonen und Kürbisse gebaut. Für Kartoffeln und Tabak ist die Aussicht auf eine regelmäßige, gute Ernte aber noch geringer als beim Mais. Trotz dieser Unregelmäßigkeit des Regenfalles ist gleichwohl der Landbau für den ganzen Norden von höchster Bedeutung. Denn es kommt uns der glückliche Umstand zur Hülfe, daß die vorbeschriebenen Mißernten in demselben Jahre gewöhnlich nicht allgemein sind. Es sind immer nur einzelne Striche, in welchen der Regen ausfällt, so daß man im Ganzen genommen doch mit einiger Bestimmtheit auf eine alljährliche gewisse Ernte rechnen kann.

Ganz anders natürlich liegen die Verhältnisse an Plätzen, wo man genügend Wasser zum Berieseln hat. Der Boden ist, wie vorbeschrieben, reich genug, um alles, was ihm anvertraut wird, zum Gedeihen zu bringen. Wenngleich er natürlich nicht mit dem tropischen Ackerboden, in dem sich große Mengen organischen Stickstoffs aufgespeichert haben, verglichen werden kann, so ist das Vorhandensein großer Mengen unorganischer Pflanzennährstoffe unter Umständen vielleicht das Wertvollere. Es will mir beinahe scheinen, als ob in unserm Klima jede Pflanze weit mehr befähigt ist, den freien Stickstoff aus der Luft in sich aufzunehmen als in der Heimat. Denn man kann verschiedentlich beobachten, daß sogar in reinem Sande bei der nötigen Bewässerung jede Pflanze vorzüglich gedeiht. Besonders nach schwerem Gewitterregen kann man die Beobachtung machen, daß Maisfelder, die am Tage vorher recht hungrig gelbgrün aussahen, sich intensiver färben, um dann in einigen Tagen eine blaugrüne, gesättigte Färbung anzunehmen. Ganz besonders fiel mir dieser Ausgleich in der Natur auf, als ich zu Versuchszwecken einmal einige mit künstlichem Stickstoff gedüngte Parzellen mit dem übrigen Feld vergleichen konnte. Die Stickstoffparzellen zeigten in Unterschied zu dem übrigen Feld gleich eine intensive blaugrüne Färbung, nach einigen tüchtigen Gewitterregen aber war der Unterschied verschwunden. In der Ackerwirtschaft bei künstlicher Bewässerung macht man im Jahre regelmäßig zwei Ernten, zuweilen bei Ge-

wachsen mit kurzer Vegetationsdauer auch drei. Eine größere Schwierigkeit bietet dem Landwirt häufig die natürliche Zusammensetzung des Bodens. Ich habe, wie schon früher gesagt, mit sehr bindigem Tonboden zu rechnen. Infolgedessen wurden kleine und sehr feine Sämereien derartig eingeschlämmt, daß sie nicht aufließen. Meine Versuche, die Sache zu bessern, indem ich einen Morgen mit Kies übersandete, haben die besten Erfolge gehabt. Ich habe auf meinen Rieselfeldern (siehe Abb. 57) zwölf Ernten ohne Düngung gebaut, und die Erträge steigerten sich von Jahr zu Jahr. Da es für diesen oder jenen Leser doch interessant sein könnte, will ich die für den afrikanischen Ackerbauer in Betracht kommenden Kulturgewächse einzeln näher betrachten. Um aber nicht Angaben zu machen, die für die Allgemeinheit vielleicht nicht immer zutreffend sind, betone ich, daß alles, was ich jetzt mitteile, Erfahrungen sind, die ich in den letzten zehn Jahren lediglich auf meiner eigenen Farm gemacht habe. Ich habe eine stark fließende Quelle, die in 24 Stunden 400 Kubikmeter Wasser liefert und 15 Meter höher als das in unmittelbarer Nähe gelegene, vorzügliche Ackerland liegt. Der Boden sowie sämtliche Nebenumstände sind also für den Landbau so günstig wie nur möglich. (Abb. 59.) Bevor ich aber zu einer Besprechung der einzelnen Kulturgewächse übergehe, will ich noch Einiges über allgemeine Bodenkultur einschieben.

Allgemeine Bodenkultur.

Die Bearbeitung der Scholle, das Durchlüften und Wenden des Bodens ist für den Menschen besonders in einem Neulande die wichtigste und dankbarste Tätigkeit, um der Natur in ihrer Produktionsarbeit zur Hülfe zu kommen. Regenwürmer, Termiten und anderes Getier sind ständig an der Arbeit, um ein solches Durchwühlen und Andieluftbringen tieferer Bodenschichten zu bewirken. Die Natur hilft sich selber und gibt den Menschen praktische Winke, um sie zu unterstützen und den Boden für sie nutzbringender zu machen.

Die Bodenverhältnisse in Südwestafrika sind sehr verschieden. Große Landstrecken sind ihrer sterilen, unverwitterten Oberfläche wegen für jegliche Kulturarbeiten ungeeignet. Man kann wohl sagen, $\frac{1}{3}$ des ganzen Landes ist steriler Berg- und Felsboden. Eine zweite Bodenart ist der Alluvialboden, dessen Güte und Menge reich genug

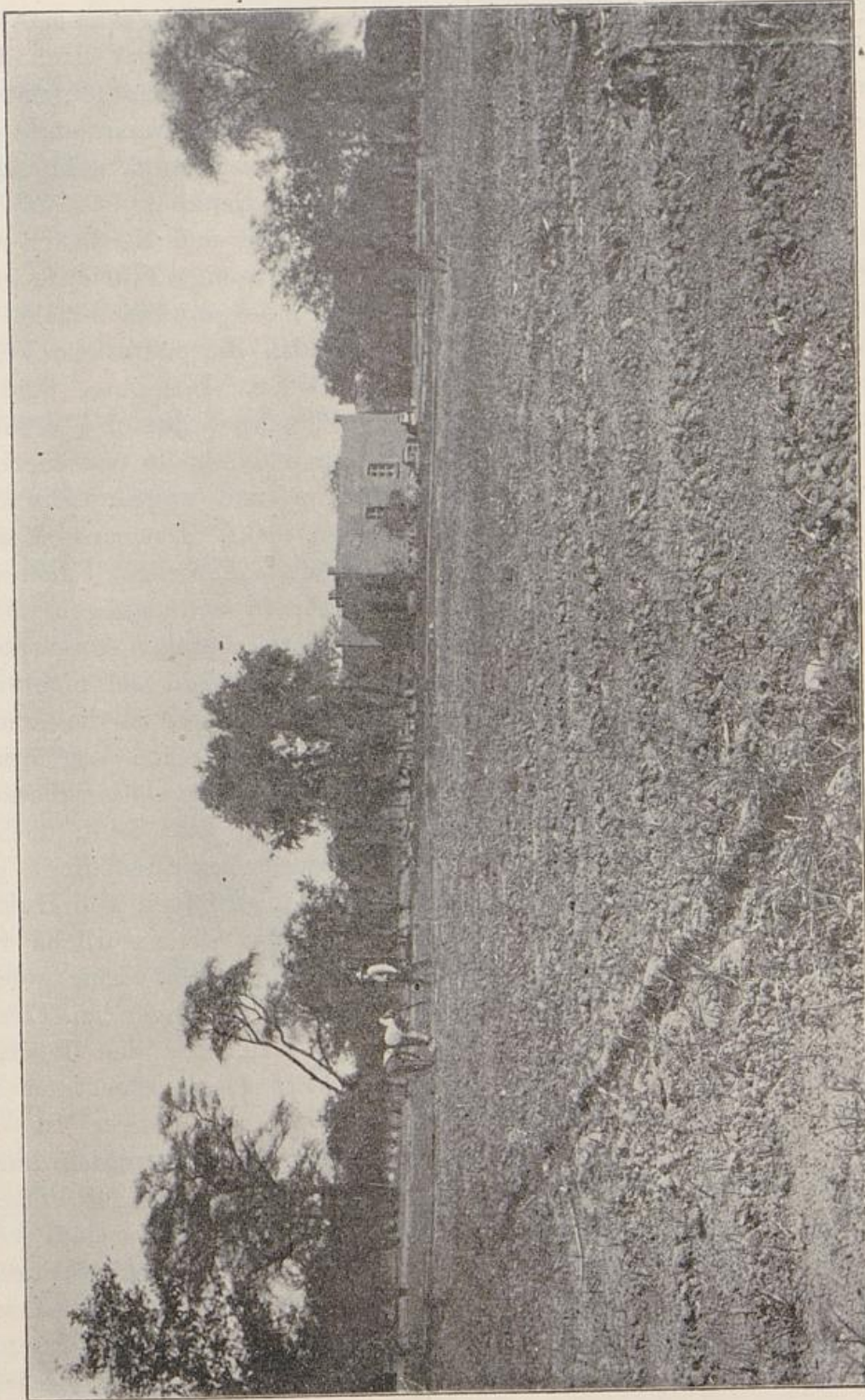


Abb. 50. Farm Warmbad, Wohnhaus und Ackerfeld.

sind, um für eine rationelle Bodenkultur in Angriff genommen zu werden. Dieser Boden ist in gebirgigem Land durch das nach dem Meere zu abströmende Regenwasser an Ufern von Flußläufen und in Tälern angeschwemmt worden. Hierzu gehört das Damaraland, das ganze Kaokofeld, auch große Teile des Südens, man kann wohl sagen, die ganze mittlere Zone des Landes. Das dankbarste Feld für rationelle Bodenkultur finden wir aber im Osten und Nordosten des Landes, in Gegenden, wo es keine oder nur wenige Flußläufe gibt, wo die äußere Beschaffenheit des Landes die tiefgrundige Fläche ist. Überall im Lande zeigt sich die Tatsache, daß die natürliche Vegetation um so trauriger ist, je besser der Boden. Der gute, bindige Lehm- oder Tonboden, der die meisten Pflanzen-Nährstoffe enthält, ist durch sein Jahrtausende langes Lagern und durch die peitschenden schweren Regen derart zusammengeschlagen und abgebunden, daß man oft nur eine kümmerliche Vegetation sieht. Das auf diesem Boden wachsende Gras ist brüchig und spröde, sodaß sogar schon der Wind es bricht und fortfeht. Auf sandigerem Boden dagegen findet man besonders an perenierenden Gräsern überall üppigen Graswuchs.

Eine durchgehende Erscheinung, die man überall bei nicht angeschwemmtem Boden auf den großen Flächen findet, ist die Armut an Humus, daher oft auch die Bindigkeit und die arme Vegetation. Ein Boden, der die Luft abschließt, kann keine Vegetation hervorbringen, weil den Samenkörnern und Wurzeln die Luft fehlt, die sie zum Keimungsprozeß und zur ersten Entwicklung unbedingt gebrauchen. Durchlüftung des Bodens durch tiefes Pflügen und Humus in ihn hineinbringen sind die ersten Mittel, um die natürliche Beschaffenheit des Bodens für den Landbau zu bessern. Eine solche Arbeit gebraucht natürlich Jahrzehnte, um durchschlagenden Erfolg zu zeitigen. Die Bodenkultur aber ist und bleibt für den Besitzer einer Scholle das einzige Mittel, um den Wert seines Eigentums zu steigern. Die Bewirtschaftung des vorgefundenen Landes ist die Nutzung, die nur durch ständige Verbesserung erhöht werden kann.

Wie dankbar die Natur auch auf ein nur einmaliges Pflügen des Landes reagiert, kann jeder beobachten. Man pflüge zum Versuch einen Morgen Weideland um, lasse den Acker in rauher Furche liegen und ebne das Land kurz vor der neuen Regenzeit ein. Dann werden die auf dem gepflügten Lande wachsenden Gräser nicht nur weit üppiger sein, sondern man wird auch die Genugtuung haben,

manche feinere Grasarten zu finden, die man früher nicht hatte. Wenn der Farmer auch nicht die Absicht hat, Ackerbau zu treiben, weil vielleicht die Niederschläge auf der Farm (200—250 mm) hierzu nicht genügen, so wird sich die Arbeit durch die Verbesserung der Weide stets bezahlt machen. Hoffentlich wird man sich in den Versuchsgärten der Regierung wie auch anderswo bald mehr damit beschäftigen, auf welche Weise eine Fortpflanzung der wertvollsten, anspruchslosen Futterbüsche des Landes zu ermöglichen sei. Es gibt eine Reihe von Futterpflanzen im Lande, die der Luzerne gleichwertig sind. Eine Pflege und weitere Anpflanzung solcher bodenständiger Gewächse wären für viele Gegenden des Landes wertvoller als der Anbau von Luzerne, die ohne reichliche Bewässerung keine Erträge bringt.

Durch eine jährliche Durchlüftung des Bodens werden die darin ruhenden mineralischen Nährstoffe erschlossen und kommen den angebauten Pflanzen zu Nutze. Die meisten Böden werden von diesen Stoffen solche Mengen besitzen, daß sie auf Jahre für gute Ernten genügen, wenn die Bearbeitung des Bodens nur die richtige ist. Um den Acker mit Humus anzureichern, gibt es mannigfache Mittel. Zunächst brenne man nicht, wie es viele tun, zum ersten Pflügen das Gut ab, sondern lasse die durch den Pflug hie und da zusammengeschleppten Futtermassen zerteilen, damit sie unter den Boden kommen können. Alle Rückstände der Ernten, wie Stroh und Wurzeln, müssen dem Boden zur Humusbildung einverleibt werden. Das Verbrennen dieser Reste ist ebenfalls absolut unwirtschaftlich. Noch besser ist es natürlich, wenn man die Maiswurzeln vom Acker ab sammelt und an geeigneter Stelle mit Kraalmist zusammen durch ständiges Anfeuchten und Umarbeiten zu Kompost werden läßt. Kommen dann regelmäßige Düngungen durch Kraalmist dazu, so wird sehr bald ein Erfolg zu bemerken sein. Unbedingt vorteilhaft ist es auch im Hinblick auf die Humusarmut unserer Böden, den Acker nur alle zwei Jahre mit Feldfrucht zu bestellen. Sät man jedes zweite Jahr geeignete Gründüngungspflanzen an und pflügt diese dann nach der Blüte unter, so hat man für die nächste Kornernte unendlich viel gewonnen. Sehr gut zu Gründüngungszwecken sind die im Lande wild wachsenden Crotalarienarten (genannt wilde Lupinen).

Die beste Zeit zum Pflügen für den Boden, den man im kommenden Jahre bestellen will, ist die Regenzeit. Wenn man die Feuchtigkeit im Boden halten will, so kann man den Boden walzen

und eggen; das letztere ist besonders nach dem letzten Regen wichtig. Hat man Gründung untergepflügt, so ist eine sorgsame Behandlung des Feldes für das ordentliche Zergehen der Massen Bedingung. Rohen Boden läßt man am besten in rauher Furche liegen, damit die Luft möglichst viele Angriffspunkte behält. Eine ganz vorzügliche Anleitung zur richtigen Behandlung des Ackers findet man in dem Buche von Professor Mäterneß (Amerikaner), dessen Arbeit vor vielen deutschen, gleichwertigen den Vorzug der allgemeinen Verständlichkeit und der zusammenfassenden Kürze hat. Besonderen Wert muß der Ackerbauer bei unserer beginnenden Kultur auf das häufige Bearbeiten des Bodens durch Egge und Hacke auch noch nach der Bestellung legen. Luftzutritt schaffen, Vernichten von Unkraut und Festhalten der Feuchtigkeit im Boden sind der Zweck solcher Bearbeitung auch während der Wachstumsperiode der angebauten Bodenpflanzen.

An Ackergeräten liefert der Weltmarkt heute so viel Brauchbares, daß es sich nur um die richtige Auswahl des Geräts handelt. Etwas sehr Bestechendes haben ja die amerikanischen Ackergeräte. Alle sind leicht und handlich, oft allerdings etwas zu leicht und kompliziert, was besonders im Hinblick auf unsere Arbeiter, die eigentlich nur mit unzerbrechlichen Geschirren arbeiten können, bedenklich wird. Aber noch ein anderer Gesichtspunkt macht es notwendig, vor amerikanischen Geräten direkt zu warnen. Es gibt nämlich häufig keine Reserveteile. Die Maschinen arbeiten vorzüglich, bis einmal etwas gebrochen ist. Auf die Nachbestellung hört man dann gewöhnlich: Das Modell gibt es nicht mehr, die Fabrik ist in Konkurs geraten oder hat das Modell verworfen. Ich kann deshalb nur jedem Farmer raten, seinen Bedarf an Ackergeräten bei unsern alten, bewährten deutschen Firmen zu decken. Der Ruf ihrer Tüchtigkeit und der Brauchbarkeit ihrer Fabrikate hat diesem Industriezweig Deutschlands Weltruf geschaffen, und gar manchen Farmer gibt es auch in Amerika, der mit deutschen Pflügen sein Feld bearbeitet. Es ist unmöglich, alle die deutschen Fabriken aufzuzählen, die zuverlässige Fabrikate liefern. Wenn die eine oder die andere auch einmal ein besonders wertvolles Modell benutzt, so wird man bei allen bekannten großen Fabriken gut bedient. Bahnbrechend und für die Welt maßgebend sind die deutschen Dampf- und Kraftpflüge, die ohne Frage auch bei uns einmal eine Rolle spielen werden. Nicht nur die

Tatsache, daß die deutschen Geräte gleichwertig, wenn nicht besser als ausländische sind, sondern auch das allgemeine Nationalbewußtsein und der deutsche Gedanke sollten uns veranlassen, als Deutsche im Auslande eine deutsche Fabrik gegebenen Falls durch Abnahme ihrer Fabrikate zu unterstützen. Es ist ein großes Unrecht, wenn man amerikanische Fabrikate kauft, die nur scheinbar besser sind, weil sie bei Besichtigung auf dem Ausstellungsplatze netter und gefälliger aussehen. Der Amerikaner mag dem Deutschen vielleicht in Erfindung neuer Modelle überlegen sein, weil die Maschine drüben noch weit mehr als in Europa berufen ist, die ständig wachsenden Arbeitslöhne zu vermindern, in der Ausführung aber ist der deutsche Fabrikant dem Amerikaner voraus. Säemaschinen, Scheibengeggen, Hackpflüge etc. werden heute alle von den deutschen Fabriken ebensogut und besser hergestellt als von amerikanischen.

Es sei hier zum Schluß nochmals betont: In der Ausführung einer rationellen Bodenkultur hat der Farmer allein das Mittel für eine reelle Verbesserung seiner Farm in der Hand, und zwar nicht nur im Hinblick auf den Landbau, sondern ebenso auch für die Vermehrung und Verbesserung seines Weidefutters in Gegenden, wo der Landbau zu unsicher sein würde. Wo der Pflug den Boden lockert, dringt die Fruchtbarkeit ein. Möge die Zeit nicht mehr fern sein, wo es keine Farmer mehr gibt, die sagen, daß sie keinen Pflug hätten, auf ihrer Farm auch keinen sehen wollten, weil sie eine Arbeit ohne baldigen sichtbaren Erfolg nicht liebten.

Weizenbau.

Die besten Erfahrungen und Erfolge habe ich mit gut gezüchtetem Sommerweizen gemacht. Im Juni gesät, kommt er im November zur Reife. Vor einigen Jahren habe ich zur Probe einen Morgen mit Professor Woltmanns neuem Elefantenweizen bestellt. Diese Züchtung, die ja besonders für trockene Gegenden berechnet war, scheint mir aber für unser Land weniger geeignet zu sein, denn bei mir und anderen Farmen ist dieser Weizen trotz langen Stehens auf dem Felde nicht zur Ährenbildung gekommen. Die gleiche Erfahrung habe ich übrigens schon früher mit anderen Winterweizenarten gemacht.

Schon der europäische Landwirt begeht einen großen Fehler, wenn er seine Saat zu dick in den Boden bringt. Gleichwohl ist es für heimische Verhältnisse bei gutem Boden noch eine ziemlich dünne Aussaat, wenn man 60 Pfund pro Morgen drillt. Hier in Afrika ist es anders: Ich darf bei mir nicht mehr als 25 Pfund aussäen, sonst lagert sich alles. Wie jede Kulturpflanze so säe man auch den Weizen in Reihen, um den Boden des öfters hacken zu können. Gerade bei den schwereren Böden liegt die Gefahr vor, daß der oft bewässerte Boden, solange er als humusarm bezeichnet werden muß, derart zuschlämmt, daß der Ertrag der Ernte bedeutend zurückbleibt. Wer einmal den Unterschied zwischen mehrmals gehacktem und ungehacktem Weizen auf schwerem Boden gesehen hat, der wird lieber die Reihen noch etwas weiter wählen, nur um besser und bequemer hacken zu können. Neben solcher, das Wachstum fördernden Maßnahme wirkt das Hacken in hohem Grade Wasser ersparend. Durch das Lockern der Oberschicht wird die natürliche Verdunstung des Wassers aus dem Boden gehemmt. Wenn man einmal eine fachmännisch aufgestellte Berechnung gesehen hat, wie ungeheuer groß diese natürliche Wasser-Verdunstung sein kann, dann versteht man erst, wie haushälterisch man mit der Bodenfeuchtigkeit wirtschaften muß. Der Ernteertrag schwankt zwischen 10 und 15 Zentner pro Morgen. Nachdem der Weizen abgeerntet ist, wird alles sofort wieder tief gepflügt, und acht Tage später ist das Feld schon wieder mit Mais bestellt. Die Produktionskosten für 100 Pfund belaufen sich nach genau angestellten Berechnungen bei künstlicher Bewässerung auf 8—12 Mark.

Auf eine sehr einfache und eigenartige Weise betreiben die Eingeborenen an den großen Flußläufen einen rentablen Weizenbau, z. B. in Omaruru, besonders auch die Bergdamaras in Okombahe. Der Fluß, der dort ca. 100—150 Meter breit ist, bietet nach Verlaufen des Wassers etwa 100—200 Morgen Land, in welchem sich die Feuchtigkeit durch das unterirdisch sickernde Wasser so stark hält, daß das für einen Pflanzenwuchs nötige Bodenwasser ständig vorhanden ist. Im Juni/Juli wird das flache, aber noch fließende Wasser durch Gräben abgeleitet, so daß es in einer Rinne im Bette fließt. An den beiden Seiten dieser Rinne wird das Flußbett dann gepflügt, gedüngt und bestellt. Der Älteste verteilt in jedem Jahr das vorhandene Kornland an die Leute. In Okombahe sitzen mehrere hundert

Bergdamaras. Jede Familie bekommt zur Zeit der Bestellung ihr Kornland angewiesen, dann tun sich gewöhnlich die aneinanderliegenden zusammen und pflügen gemeinsam das Ackerland um. Auf die rauhe Furche wird dann der Weizen ausgesät, ca. 30 Pfund auf den Morgen. Das Ackerland wird hierauf noch einmal 3—4 Zoll gepflügt, oder die Saat wird mit Dornbüschen oder primitiv hergestellten Eggen eingeschleift. Dann ist die Arbeit getan, und das Feld bleibt bis zur Reife liegen. Hier und da wird vielleicht an dem Wasserlauf noch einmal etwas reguliert, wenn eine Stelle zu trocken oder zu feucht wird. Die einzige Gefahr für derartige Kornfelder bilden die Heuschrecken. Ist so ein Heuschreckenschwarm zu der Zeit, wo das Korn im Flusse steht, in der Nähe, so ist alles auf den Beinen. Es werden Feuer angezündet, Frauen und Kinder machen mit Blechgefäßen usw. einen Höllenlärm, aber trotzdem gelingt es nicht immer, die Heuschrecken zu vertreiben.

Der Eingeborene hat in mancher Hinsicht eine glückliche Natur. Wenn er sieht, es ist nichts mit der Ernte, so ist er wohl traurig, weil er schon im Voraus weiß, daß er hungern oder sich im Felde seine weniger schmackhafte Kost sammeln oder gar, daß er, was für ihn freilich das größte Übel ist, auf Arbeit gehen muß. Er tröstet sich aber schnell, denn er hat ja in Wirklichkeit nur etwas Arbeit verloren. Haben einmal in einem Jahre die Heuschrecken alles vernichtet, so werden von diesen selbst so viele wie möglich gesammelt, zu einem Brei gestampft und als große Kuchen getrocknet, die dann als Dauerkost für schmale Zeiten aufbewahrt werden. Ist die Ernte geraten, und fangen die Halme an abzusterben, so fängt auch die gute Zeit für die Leute an. Schon von dem gelbgrünen Korn werden die ersten Ähren gesammelt und ausgerieben, jeder ißt, so viel er kann. Das geschnittene Korn wird in kleine Garben gebunden und in der Nähe der Wohnung zum vollständigen Trocknen aufgestellt. Nach einigen Tagen beginnt dann das Dreschen. Aus Lehm und Kuhmist wird eine runde Tenne von ca. 20 Fuß im Durchmesser hergestellt. Das Korn wird nun zunächst mit den Füßen ausgestampft, indem die ganze Gesellschaft, Männer, Frauen und Kinder, unter ständigem Gesang darauf herumtanzt. Dann, zu allerletzt werden die einzelnen Halme wieder von der Tenne gesammelt und von den am Rande herumsitzenden Menschen mit Knütteln, Steinen usw. so lange bearbeitet, bis auch das letzte Korn ausgedroschen ist. Der

gesammelte Weizen wird dann im Winde gereinigt und in Säcken aufbewahrt. Sobald die ersten 10 Pfund gereinigt sind, ist auch schon einer unterwegs, um sie zum Händler zu tragen und Zucker dafür einzutauschen. Aus diesem wird dann schleunigst durch Zusetzen eines Gährstoffes Zuckerbier gebraut, denn es schreit und singt sich am nächsten Tage noch einmal so gut, wenn die Gaumen häufig genetzt werden. Dieses Korndreschen unter Singen, Tanzen und Trinken sieht man in Okombahe in den Monaten November und Dezember fast den ganzen Tag. Die befreundeten Familien tun sich gewöhnlich zusammen und ziehen von einer Werft zur andern. Es ist nicht selten, daß auf diese Weise einzelne Familien ihre 20—25 Zentner Weizen ernten. Die weitaus größere Hälfte dieser Ernte wandert aber naturgemäß sofort zum Händler, der den Leuten auf die Ernte hin schon einen gewissen Kredit gegeben hatte. Die Verhältnisse sind also in dieser Beziehung drüben bei den einfachen Eingeborenen genau so wie in der Heimat, wo auch der Landwirt sehr oft sein Korn schon auf dem Halm verkauft, um das Nötige an barem Gelde für seinen Wirtschaftsbetrieb zu erhalten. Von dem übrig gebliebenen wird dann gut gelebt, indem man die Körner zu Mehl stampft oder sie auf dem Feuer röstet. Nur sehr wenige unter den Eingeborenen sind so verständig, das geerntete Korn bei Seite zu legen, um sparsam und rationell davon zu leben. In den weitaus meisten Häusern findet man 6—8 Wochen nach der Ernte schon kein Körnchen mehr. Die Leute kennen sich und ihren Appetit so gut, daß sie nicht einmal so viel Korn zurückbehalten, als sie im nächsten Jahr zur Saat gebrauchen. Dazu ist eben der weiße Händler da. Der muß in dieser Beziehung für sie denken und sorgen. Ich fragte einmal gelegentlich einen alten Bergdamara, warum er sich nicht selber das nötige Saatkorn zurücklege, er müsse doch im nächsten Jahre beim Händler den doppelten Preis bezahlen, um sich wieder Saatkorn zu beschaffen. Er antwortete mir: „Es nützt mir ja doch nichts, wenn ich es auch heute zurücklege; wenn wir in einigen Tagen oder nach einiger Zeit einmal Hunger haben, dann wird es doch aufgegessen. Wenn ich es aber zum Händler trage, dann weiß ich, daß ich es sicher wieder bekomme, sobald ich es gebrauche“.

Auf ähnliche Weise bauen die Eingeborenen Kürbisse, Wassermelonen, auch hier und da etwas Mais. Diese Früchte werden gewöhnlich an höher gelegenen Ufern angepflanzt und dann durch

Frauen und Kinder mit herangetragenem Wasser begossen. Es kommt in manchen Jahren vor, daß der Regen besonders früh einsetzt. Dann ereignet es sich wohl einmal, daß nach einem starken Regen der Fluß abkommt, bevor die Ernte gewonnen wurde. Diese ist natürlich in solchem Falle verloren.

Mais.

Die Saat wird in 50 cm weiten Reihen und 30 cm weiter Stellung einen halben Zoll tief gelegt. Der Mais muß in der ersten Zeit peinlichst von Unkraut rein gehalten werden. Vom zweiten Monat an deckt er den Boden und beherrscht die Situation. (Abb. 60). Der Mais gehört bekanntlich zu den sich nicht selbst befruchtenden Pflanzen. Der Blütenstaub wird durch den Wind von einer Pflanze zur andern übertragen. Will man reine Sorte behalten, so darf man deshalb aneinander grenzende Felder niemals mit verschiedenen Maisarten bebauen. Schon nach der zweiten Ernte hat man sonst ein Gemenge von beiden Sorten sowie auch von Kreuzungen. Man findet dann häufig an einem Kolben drei Sorten Körner. Der Mais artet überhaupt sehr leicht aus oder, richtiger gesagt, er hat ein so starkes Anpassungsvermögen an den Boden, daß er, mehrere Jahre hintereinander gebaut, von selber eine andere Form und ein anderes Aussehen annimmt. Ein häufiges Behacken lohnt der Mais noch mehr durch erhöhten Ertrag als der Weizen. Das vielfach geübte Behäufeln ist aber meiner Ansicht nach schädlich. Es werden durch diese Arbeit viele der flachliegenden Seiten-Wurzeln zerrissen, was natürlich eine Stockung im Wachstum der Pflanzen mit sich bringt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es für das ganze Wachstum des Maises von großer Bedeutung ist, wie die Saat aufgeht. Eine gleichmäßig kräftig aufgegangene Saat ist die erste und beste Garantie für eine gute Ernte. Peinlichst akurate Bestellung des Ackers vor der Aussaat wird sich deshalb besonders beim Mais auf alle Fälle lohnen. Baut man Mais auf Riesefeldern an, so ist es vorteilhaft, eine Art mit längerer Vegetations-Zeit zu wählen, da diese bedeutend ertragreicher sind als die 3 Monats- und 10 Wochen-Arten.

Ich mache bei allen Gewächsen, die ich anbaue, Versuche, durch gewisse Zucht die Sorten zu verbessern. Ich habe aber bei keinem anderen Gewächs derartig durchschlagenden Erfolg gesehen wie beim

Mais. Seitdem ich aus jeder Ernte nur die besten, mit nicht weniger als mit 12 Reihen Körner bewachsenen Kolben zur Saat aussuchte, habe ich die Erträge von 8 Zentnern bis auf 12 Zentner pro Morgen gesteigert. Dieses Aussuchen der Kolben ist eine kleine Mühe, die sich für jeden, der Mais baut, verlohnt. Es ist ja dem Landwirt bekannt, daß sich im Pflanzenleben die guten und schlechten Eigenschaften der Eltern auf die Nachkommen genau so vererben wie bei den Tieren. (Abb. 61).



Abb. 60. Maiskultur auf Farm Warmbad.

Ist der Mais reif, so werden die Stauden geschnitten, die Stengel verfüttert und die Kolben zum Trocknen aufgehängt. Eine von vielen nicht beachtete, praktische Maßnahme besteht darin, daß man, nachdem der Mais abgeblüht hat, die Staude ca. 15 cm über dem Kolben abschneidet. Man gewinnt hierdurch ein wegen seines noch großen Zuckergehalts vorzügliches Futter und führt zugleich den sich bildenden Körnern den ganzen Nährstoff der Pflanze zu. Die Produktionskosten beim Maisbau auf Rieselfeldern belaufen sich nach meinen Berechnungen wie beim Weizen auf 10—12 Mark pro 100 Pfund. Das eigentliche Anbauggebiet des Maises liegt aber, wie oben gesagt, in jenen Gegenden, wo man genügend Regenfall (300 mm und mehr)

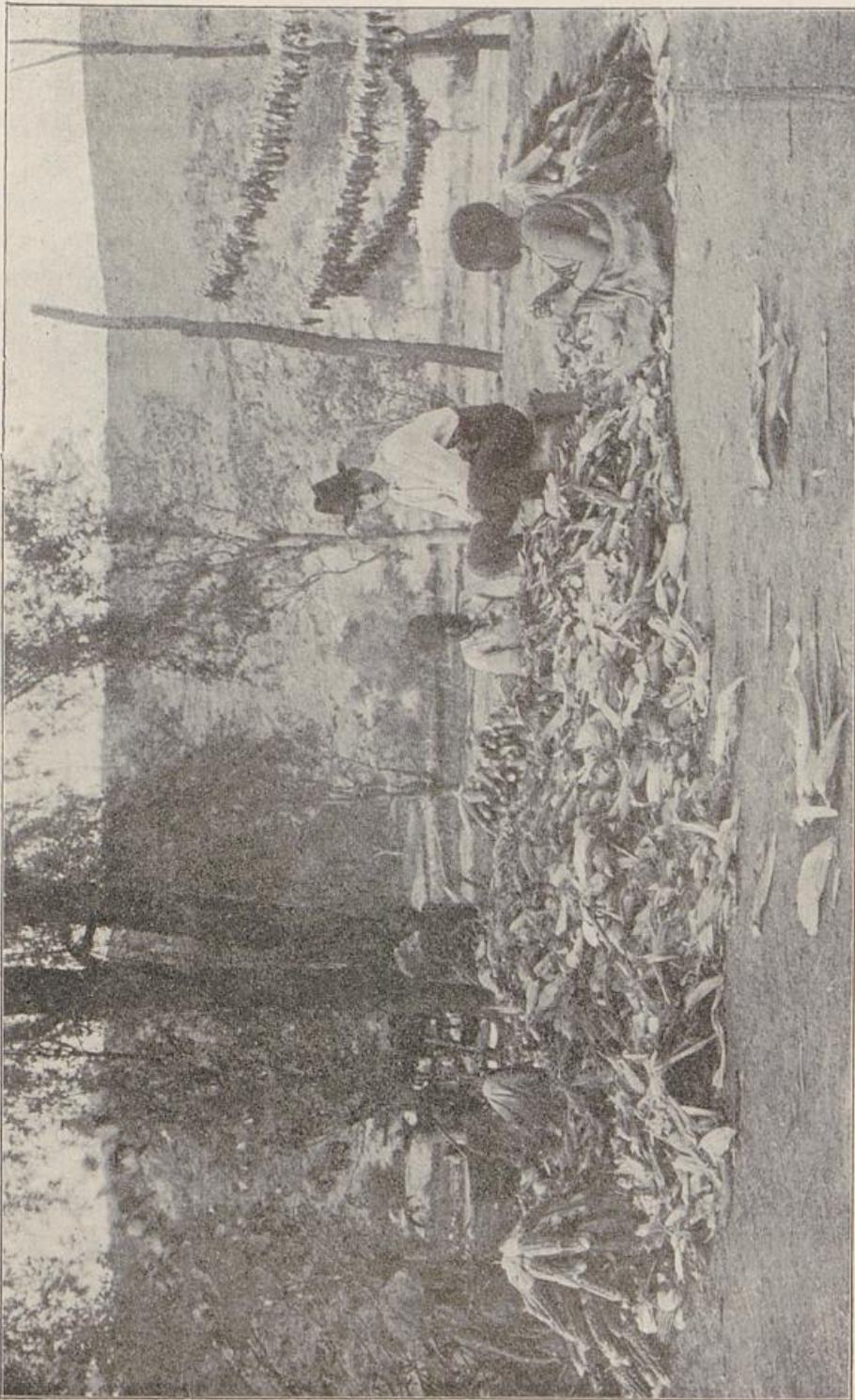


Abb. 61. Maisernte und Auswahl der Saatkolben auf Farm Warmbad.

niger
chte,
rgen
die
t be-
gen-
e bei

engel
rielen
ndem
ab-
roßen
nden
ions-
einen
fund.
sagt,
mehr)

hat, um während der Regenzeit die Frucht zu bauen. Zu beachten ist in erster Linie die Beschaffenheit des Bodens. Hat man schweren, stark bindenden Boden, so bringe man die Saat nicht zu tief in die Erde, da sie sonst schlecht aufgeht, ganz besonders, wenn gleich nach der Saat vor dem Aufgehen schwerer Regen gefallen ist. Bei den leichteren, sandigen Böden, die ja der Luft mehr Zutritt gestatten, ist diese Gefahr keine so große. Immerhin aber mache man es sich zur Regel, wenn die Saat im Boden ist, das Feld nach jedem schweren Regen zu eggen. Man kann diese Arbeit mit vorzüglichem Erfolg ausführen, bis der Mais etwa 20 cm groß ist. In diesem Falle arbeite man mehr in der warmen Tageszeit, weil die Pflanzen dann etwas angewelkt sind und deshalb nicht so leicht brechen. Wird der Mais größer, so tritt der Hackpflug an die Stelle der Egge. Für den Anbau auf Regen ist es wohl die wichtigste Maßnahme, die für die Gegend richtige Mais-Sorte zu wählen. In allen Teilen des Landes, wo man nicht mit Bestimmtheit auf 400 mm Niederschlag und mehr rechnen kann, ist es geboten und richtig, eine Sorte mit nur dreimonatlicher Wachstumsperiode zu wählen. Die beste Zeit zur Aussaat ist m. E. die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr, wenn nicht in anderen Bezirken die Verhältnisse vielleicht anders liegen. Wichtig ist es, daß der Boden bereits eine ziemliche Menge Feuchtigkeit aufgenommen hat, wenn die Aussaat erfolgt, damit diese schnell aufgeht. Am zähesten ist der Mais, wenn er erst einmal aufgegangen ist, in den ersten 4 Wochen seiner Vegetationszeit.

Zur Aussaat bedient man sich am besten einer ein- oder zweireihigen Drillmaschine. Die Beermannschen Apparate sind sehr gut. In dem Maisstroh hat man ein recht gutes Futter, das man am Platze an gelegentlich einzustellende Tiere im Laufe des Jahres verfüttern kann.

Ein dem Mais in mancher Hinsicht ähnliches Getreide ist die in ganz Afrika bekannte, sogenannte Kaffernhirse. Im Ovambolande wird von den Eingeborenen nur Hirse gebaut. Man hat dort zwei Sorten, eine kleinere Sorte, Manna genannt, und die große gemeine Hirse. Diese wird eigentlich nur angebaut, um sie zum Bierbrauen zu verwenden. Gut bereitetes Hirsebier ist ein herrlicher, erfrischender Haustrank; es hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Lichtenhainer Bier. (Abb. 62). Der Anbau von Hirse wird wahrscheinlich im Lande bald mehr Platz beanspruchen, da die Hirse sowohl als Tierfutter als

auch für Brennerei-Zwecke dem Mais vorgezogen wird. Als menschliche Nahrung allerdings kommt sie kaum in Betracht. Eine vor einigen Jahren eingeführte amerikanische kurzstengelige Art mit nur dreimonatlicher Vegetationsperiode erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.



Abb. 62. Kaffernhirse auf Farm Warmbad.

Luzerne.

Ein Luzernenfeld, je nach den Verhältnissen größer oder kleiner, sollte auf keiner Farm fehlen, wo die Wasserverhältnisse wenn auch nur einen geringen Landbau erlauben. Die grüne, junge Luzerne ist als Beifutter für junge Kälber von geradezu unschätzbarem Wert. Die Luzerne hat sich ja auch als Futterpflanze einen Weltruf erworben, sodaß durch sie ganze Länder, z. B. Argentinien, erst auf den Höhepunkt ihrer Viehzucht und heutigen Produktionskraft gelangt sind. Es gibt keine Futterpflanze, die ein billigeres und besseres Produkt liefert als die Luzerne. Mein Luzernenfeld hat in vier Jahren ca. 40 Schnitte gegeben. Ich säe die Luzerne nicht, wie es zu Hause überall geschieht, als Untersaat in Halmgewächse, sondern ich lege die Felder direkt mit Luzerne an. Das Land wird so tief wie möglich gepflügt, denn die Wurzeln der Luzerne gehen metertief in den Boden. Dann

muß es sehr fein bearbeitet werden, weil die Luzerne, wie man sagt, ein vorzügliches Saatbett haben will. Die in 10 Zoll von einander entfernten Reihen gesäete Saat läuft am vierten Tage auf und entwickelt sich sehr schnell. Ein häufiges, sehr sorgfältiges Reinigen der jungen Anlage ist die Vorbedingung für die späteren Erfolge. Vor allen Dingen müssen nach jedem Schnitt die sich immer wieder bildenden Grasbüschel entfernt werden. Der zunehmende Graswuchs würde, wie es ja auch schon in der Heimat dem Landwirt bekannt ist, die Luzerne sehr schnell vernichten. Ein tüchtiges Durcharbeiten

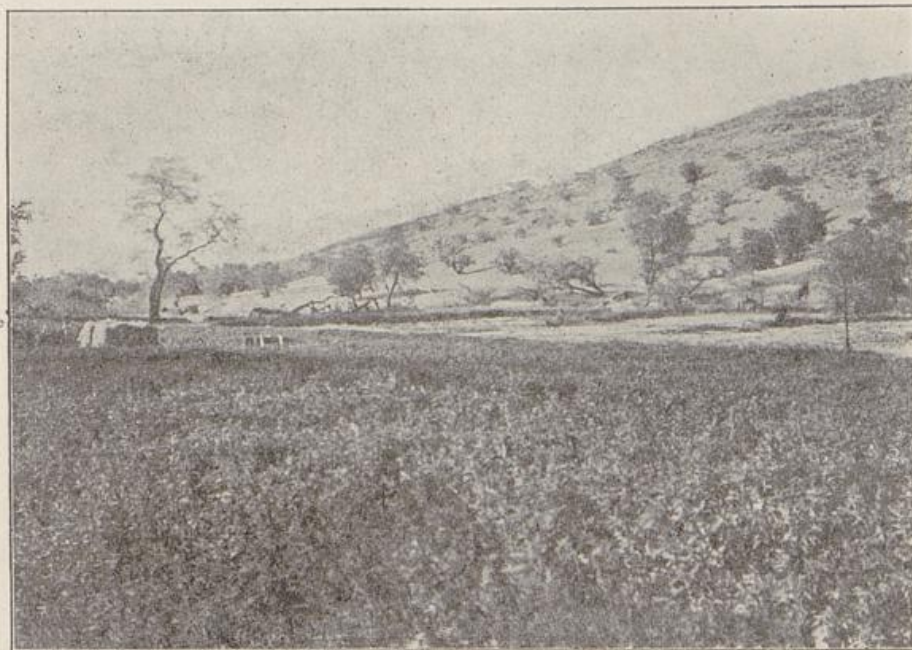


Abb. 63. Luzernefeld auf Farm Warmbad.

mit scharfen, eisernen Rechen nach jedem Schnitt fördert in hohem Maße den guten, dichten Stand des nächsten Schnittes. Man schneide die Luzerne, wenn man sie grün verfüttern will, stets so zeitig, daß sie, bevor die Vollblüte eintritt, abgeerntet ist. Die Stengel werden sonst hart und von dem Vieh nicht mehr genommen. Schweine kann man vollständig mit junger Luzerne im Stall erhalten. Ich rechne mir von meinem Luzernefeld in meiner Wirtschaft den verhältnismäßig größten Erfolg des Landbaues. (Abb. 63). Will man auf der Farm vielleicht zum Zwecke einer Straußenzucht größere Luzerne-Anlagen machen, so orientiere man sich vorher aufs genaueste, ob die Verhältnisse „Boden und Wasser“ geeignet sind. Ein Boden, der nur

einige Fuß tief auf Felsen lagert, ist ungeeignet, noch ungeeigneter aber ist brakiges Wasser. Weniger schädlich scheint brakiger Boden zu sein, wenn man gutes Wasser zum Bewässern hat. Kein Same keimt gut in brakigem Wasser, manche überhaupt nicht. Tiefgrundiger, kalkhaltiger, sandiger Lehm oder Ton ist das Element, in dem sich die Luzerne wohl fühlt. Hat man dazu reichlich gutes Wasser, so sind 9—10 volle Schnitte im Jahre keine Seltenheit. Niemals lasse man Vieh direkt auf dem Luzernefeld weiden, da hierdurch unendlich viel zertreten wird. Was man nicht bis zu einsetzender Blüte vom Felde weg verfüttert, mache man für Reservefutter oder für den Verkauf zu Heu. Bei dieser Heubereitung ist peinlichst darauf zu achten, daß in der Luzerne nur in den allerfrühesten Morgenstunden gearbeitet wird, da sonst die Blätter und kleinen Stengel abgrusen und man später nur die weniger wertvollen großen Stengel im Ballen hat. Wenn man die Ballen nicht zu groß macht, kann man das Pressen derselben sehr gut des Morgens im Tau vornehmen. Wenn es nicht all zu naß ist, macht diese Behandlung nichts aus, garantiert aber ein wertvolles Futter im Ballen.

Gemüsebau.

Von unseren Gemüsearten gedeiht alles, was man dem Boden übergibt, vorzüglich. Natürlich muß man die Eigentümlichkeit der einzelnen Arten und Sorten berücksichtigen. Man wird überall im Lande gut tun, die feinen Sämereien in Rillen zu streuen und dann mit reinem Sand, nicht mit dem schweren Ackerboden zuzudecken. Ein schnelleres, gleichmäßigeres Aufgehen der Saat belohnt diese kleine Mühe reichlich. Jeder fleißige Mensch kann sich auf der Farm mit Leichtigkeit das ganze Jahr sein Gemüse bauen. Es gedeihen zwar nicht alle Sorten gleich gut in jeder Jahreszeit, so z. B. müssen Kohl, Erbsen und Bohnen in der kalten Zeit, Mai, Juni, Juli, gebaut werden, Gurken, Melonen, Kürbisse wieder im September. Trotzdem aber kann man mit Leichtigkeit das ganze Jahr den Genuß aller Gemüsesorten haben. Die Sonne ist der schönste Dörrapparat. Geschnittenen Kohl, Wurzeln usw. trocknet man in 24 Stunden so vollständig aus, daß sie sich, in Säcke verpackt, jahrelang halten. Das in Europa auf künstlicher Dörre getrocknete ist mit dem an der Sonne bereiteten Dörrgemüse gar nicht zu vergleichen. Durch die

große Hitze auf künstlicher Dörre scheinen gewisse Stoffe in einen Leim verwandelt zu werden, der sich nie wieder ganz löst. Das an der Sonne getrocknete Gemüse ist dagegen auf der Tafel an Aussehen und Geschmack von frischem kaum zu unterscheiden. Die von mir versandten Dörrgemüseproben haben die allergrößte Anerkennung gefunden, sodaß ich daran denke, in Zukunft Versendungen in größerem Maße vorzunehmen. Die dankbarsten Gemüsesorten sind für unsere Verhältnisse die verschiedenartigen Kohle, Zwiebeln, Wurzeln, Salate, Radieschen, Erbsen, Bohnen, Melonen, Kürbisse usw. Mit größter Aufmerksamkeit ist natürlich dafür zu sorgen, daß man stets frischen Samen zur Verfügung hat. Es ist deswegen ratsam, daß jeder, der sich ständig mit Gemüsebau beschäftigen will, sich seinen Samen möglichst selber zieht. Besonders wertvoll ist dies beim Anbau der Zwiebeln. Bei dem aus der Heimat bezogenen Samen hat man häufig die Erscheinung beobachtet, daß das Kraut nicht absterben will. Überhaupt ist nicht zu übersehen, daß auch bei noch so peinlicher und gewissenhafter Verpackung, wie sie alle großen Samengeschäfte in der Heimat ausführen, es doch gar zu leicht einmal vorkommt, daß eine ganze Sendung stockig und somit unbrauchbar geworden ist.

Es ist kaum nötig, für den Gemüsebau weitere Anweisungen zu geben. Wer es in der Heimat verstanden hat, seinen Kohl zu bauen, wird auch in der Kolonie damit fertig werden. Es sei nur noch darauf hingewiesen, daß an solchen Stellen, wo durch ständige Bewässerung der Boden sehr schnell zuschlämmt, den Pflanzenwurzeln leicht der unbedingt nötige Luftzutritt abgeschnitten wird. Jedes Kulturgewächs ist ungemein dankbar für ein häufiges Durchlüften des Bodens, wie Hacken usw. Man säe und bestelle deswegen jede Kulturpflanze in Reihen, um in der Lage zu sein, sich durch die geringe Arbeit des Hackens einen bedeutend erhöhten Ertrag zu verschaffen. In Anpassung an die Natur des Landes ist man gezwungen, seine Maßnahmen so zu treffen, wie sie für die Verhältnisse des Landes passend sind. Der Gärtner und Gartenbautreibende in der Heimat legt die einzelnen Beete in seinem Gemüsegarten hoch an, d. h. so, daß die Beete höher als die Steige liegen. Bei uns in der Kolonie macht man es umgekehrt. Damit nämlich alles nur irgend erreichbare Wasser dem Boden, der Früchte tragen soll, erhalten bleibt, werden die Steige erhöht, die Beete selber aber vertieft,

in den Boden eingesenkt, angelegt. Geradezu lächerlich ist es, wenn Neulinge im Lande, die sich erfahrene Gärtner dünken, allen Ratschlägen zum Trotz ihre Gärten so anlegen, wie sie es in der Heimat gelernt haben, bis sie dann nach einigen Jahren durch Schaden klug gemacht zu dem übergehen, wie es die Landesverhältnisse als praktisch erwiesen haben. Die größten Feinde des Gartenbaues sind Raupen, Engerlinge und einige kleine Wespenarten, die die Feldfrüchte, wie Gurken, Melonen usw., anstechen und damit für die Ernte verderben. Außerdem hat sich in den letzten Jahren besonders im Norden der Kolonie eine große Grillenart so stark vermehrt, daß sie zur Landplage zu werden droht. Ihrer Dickleibigkeit wegen werden diese $1\frac{1}{2}$ —2 Zoll langen Tiere von der Bevölkerung allgemein „Dikpens“ (Dickbauch) genannt. Sobald man nicht mehr mit Nachfrösten zu rechnen hat, bestellt man deshalb schleunigst die vorgenannten gurken- und melonenartigen Früchte, damit sie möglichst vor Beginn der Regenzeit zur Reife kommen; denn mit dem ersten Regen und dem Beginn der Vegetation erscheinen auch alle jene tierischen Schädlinge mit Ausnahme derjenigen, die ständig vorhanden sind. Mäuse, Maulwürfe, Baumratten, Vögel, Engerlinge usw. gehören zu diesen ständigen Plagegeistern. — Der Preis für frisches Gemüse schwankt im Lande augenblicklich sehr, kann jedoch mit 15—20 Pfennig pro Pfund angegeben werden.

Kartoffelbau.

Seiner hohen Bedeutung wegen soll diesem Zweige des Gemüsebaues ein besonderes Kapitel gegeben werden. Die Kartoffel gedeiht schnell im Lande und besonders gut auf mildem, leichteren Boden. — 80—100 Zentner vom Morgen ist das Mittel einer Ernte. Es gibt im Lande manche Leute, die sich lediglich mit Kartoffelbau beschäftigen und damit vorzügliche Geschäfte machen. Der Preis für Kartoffeln schwankt im Innern des Landes zwischen 12—20 Mark pro 100 Pfund. Es ist natürlich anzunehmen, daß diese Preise bald sehr heruntergehen werden, sodaß auch in der Kolonie die Kartoffel, die man heute vielfach noch als Delikatesse ansieht, bald allgemeines Volksnahrungsmittel sein wird. Nach meinen Berechnungen betragen die Produktionskosten für Kartoffeln auf Rieselfeldern 7—8 Mark pro 100 Pfund. — Zwei Ernten können mit Bestimmtheit gemacht werden.

Die Kartoffel ist übrigens eines der wenigen Kulturgewächse, die von den Heuschrecken so gut wie verschont werden.

Als Kartoffel-Importländer kommen für uns in Betracht: Europa, die Insel Madeira und die Kapkolonie. Die letzteren beiden Länder, besonders Madeira, liefern jedoch Kartoffeln, die wenig schmackhaft sind. Auch halten sich diese Kartoffeln nicht lange, was übrigens bei den in unserer Kolonie gebauten auch häufig der Fall ist. Aus Europa, wenigstens aus Deutschland, kann man Kartoffeln eigentlich nur in den Monaten September, Oktober und November hierher exportieren lassen. Später bereitet der Frost der Versendung oft die größten Schwierigkeiten, und überwinterte Kartoffeln eignen sich zum Export hierher überhaupt nicht mehr.

Man hat sich häufig bei uns im Lande darüber gewundert, wie es möglich war, daß man bei den billigen Kartoffelpreisen in der deutschen Heimat bis jetzt in der Kolonie Preise bis zu 40 Mark und darüber für den Zentner gezahlt hat. Es waren indeß nach meinem Erachten diese abnorm hohen Preise nur die Folge des umständlichen und kostspieligen Transports und der beim Import unvermeidlichen Verluste. Sobald man sich erst im Lande, was in nächster Zukunft sicher zu erwarten ist, mehr dem Landbau widmen wird, wird der Kartoffelpreis — (da, wie oben erwähnt, die Produktionskosten 7—8 Mark pro Zentner betragen) — bald auf etwa 10 Mark heruntergehen. Bei einem solchen Preise würde ein Import von Kartoffeln dann kaum noch in Betracht kommen. Die Kartoffel wird nach meiner Ansicht das erste Landesprodukt sein, dessen Ertrag ausreichen wird, den Bedarf der gesamten Kolonie ohne Zufuhr von außen selbst zu decken. Der Umstand, daß es im Lande sehr viele Leute gibt, die sich dem Landbau und der Viehzucht widmen, ohne daß sie hiermit in ihrem früheren Leben etwas zu tun gehabt hatten, bringt es natürlich mit sich, daß viele Fehler gemacht werden. So auch ganz besonders beim Kartoffelbau. Es ist ja ein altes Sprichwort: „Die dümmsten Bauern bauen die dicksten Kartoffeln“, aber trotz ihrer Dummheit verstehen sie den Kartoffelbau. Die vielen berechtigten Klagen, daß sich unsere hiesigen Kartoffeln nicht halten, sind lediglich auf verkehrte Maßnahmen der Produzenten zurückzuführen. Die Kartoffeln bekommen vielfach in der letzten Zeit zu viel Wasser und werden zu früh aufgenommen. Läßt man die Kartoffeln dagegen stehen, bis das Kraut abstirbt, und dann noch einige Wochen ohne

Wasser in der Erde, so hat man die haltbarsten Kartoffeln, die man sich denken kann.

Vorteilhaft ist es, jährlich neue Saat zu verwenden, da die Kartoffel hier ungemein schnell ausartet. Daher auch die vielen viehkartoffelartigen Eßkartoffeln, die man im Lande bekommt.

Über den Anbau der Kartoffeln ist nicht viel zu sagen, es sei denn, daß man zu der Frage „häufeln“ oder „nicht häufeln“ Stellung nähme, da die erfahrenen Afrikaner in diesem Punkte verschiedener Ansicht sind. Ich pflanze die Kartoffeln in tiefen Rillen, die dann gleichzeitig für die Bewässerung benutzt werden. Haben die Kartoffeln abgeblüht, so ebne ich diese Rillen bis zur allgemeinen Bodenfläche und ziehe zwischen den Reihen neue, ganz flache, breite Bewässerungsrinnen. Man wird aber schwerlich eine für alle Verhältnisse passende Methode aufstellen können, da Boden und andere Umstände in jedem Falle berücksichtigt werden müssen. In der Heimat ist der Kartoffelbauer stets vor zu großer Nässe besorgt; deswegen auch wohl in erster Linie das Häufeln. Bei uns heißt es aber auch für den Kartoffelbau: Jedes Wasser halten, zuviel wirds nicht so leicht. Will man die Kartoffeln für den eigenen Gebrauch konservieren, so läßt man sie am besten in der Erde, nachdem man dann allerdings die Fruchtreihen gut behäufelt hat, damit die Knollen durch die Sonne nicht verdorben werden.

Tabak.

Überall im Lande, wo ein größeres Stück Land — ich will zum besseren Verständnis sagen — wo mehrere Hektare Gartenland zur Verfügung stehen, die bewässert werden können, ist der Tabak ein Kulturgewächs, das die größte Berücksichtigung verdient. Der in Südwestafrika produzierte Tabak ist nicht mit jenem, der in tropischen Ländern erzeugt wird, zu vergleichen; dennoch glaube ich, er wird von jedem Fachmann besser bewertet werden als z. B. der Neuguinea-Tabak. Die einzige, große Schwierigkeit für den Tabakproduzenten liegt in unserer absolut trockenen Luft, die ein richtiges Trocknen der Blätter, durch das sie braun werden und dabei doch nicht zum Zerkrümeln eintrocknen, verhindert. Es ist dies jedoch nur eine technische Schwierigkeit, die sich mit der Zeit auf alle Fälle überwinden lassen wird. Man säet den Tabaksamen im September in feinbearbeitete

Beete und verwendet bei schwererem Boden ebenfalls reinen Sand zum Überdecken. Der Tabaksamen geht nur langsam auf; er erscheint erst nach mehreren Wochen, deswegen muß man für die Saatbeete gut von Unkraut gereinigtes Land wählen. Sehr anzuraten ist es, für die Tabak-Sämlinge mit Glasfenstern verdeckte Treibkästen anzulegen, um die Pflanzen direkt auf gutem Humusboden zu treiben. Man braucht nicht zu befürchten, daß ein zu sehr getriebener Sämling später auf dem Felde leiden würde, im Gegenteil, eine üppig gewachsene, junge Tabakpflanze hat zu jeder Zeit den Vorrang vor schwächeren, behält ihn auch bis zur Ernte. Etwas schneller zum Ziel kommt man, wenn man den Samen vorher einquillt und ihn erst ausstreut, sobald sich an demselben als Zeichen der Keimung kleine, weiße Pünktchen bilden. Es ist jedoch dies nur Leuten zu raten, die Erfahrung in der Behandlung des Tabaks haben. Der Neuling kann sich durch unvorsichtiges Arbeiten großen Schaden verursachen. Wenn er z. B. den kurz vor der Keimung stehenden Tabaksamen nur einmal zu trocken werden läßt, so läuft später überhaupt nichts mehr auf. Vom Aussäen bis zum Versetzen der jungen Pflanzen aufs Feld müssen etwa 8 Wochen vergehen. Da der Tabak bei unserer trocknen Luft und den sonstigen Verhältnissen nicht besonders gut anwächst, so sind schon mehrfache Versuche gemacht, in dieser Beziehung Besserung zu schaffen. Ein mir bekannter, größerer Tabakbauer läßt die ganz jungen Pflänzchen in kleine, irdene Töpfe versetzen, stellt diese dann einige Wochen in einen geschützten Treibkasten und pflanzt den Tabak mit den Ballen zusammen aufs Feld. Ein ähnliches Verfahren ist das sogenannte Markieren, wie man es auch in europäischen Tabakpflanzungen findet. Man setzt die jungen, noch sehr kleinen Pflänzchen, sobald man sie fassen kann, in einer Entfernung von 10 Zentimetern in den Boden. Später kann man dann die Pflanzen, sobald sie groß genug geworden sind, mit einem geeigneten Instrument so ausheben, daß auch ein genügender Erdballen um die Wurzel bleibt. Eine ganz vorzügliche Methode zum Ansäen für junge Bäumchen und andere Pflanzen, somit auch für Tabak, sah ich vor einiger Zeit bei einem Pflanzer, der lange Jahre in Australien gärtnerisch tätig gewesen war. Dieser läßt kleine, dickwandige, topfartige Formen, die aus Lehm und Kuhmist gemischt sind, herstellen. Die Formen werden getrocknet und dann dicht nebeneinander auf das Saatbeet gesetzt. Nachdem die Zwischenräume zwischen den Töpfen und diese

selbst mit Boden ausgefüllt sind, gibt man in jeden Topf den Samen, worauf das ganze tüchtig bewässert wird. Nach dem Aufgehen der Saat entfernt man die überzähligen Pflanzen und nimmt später den zwar völlig durchweichten und von den Wurzeln durchbrochenen Topf, der aber doch genügend zusammenhält, als Ballen zum Umsetzen aus dem Boden. Auf diese Weise wird die Vegetation der jungen Pflanze durch das Umsetzen nicht aufgehalten, und man hat 8 Tage gewonnen, was für den Tabakbau sehr viel wert ist.

Man pflanze in den Abendstunden in vorher gut bewässerten Boden und bewässere noch einmal gut, damit die Pflanzen richtig in den Boden eingeschlämmt werden. Nach fünf Tagen werden die ausgegangenen Pflanzen, etwa 20 Prozent, nachgepflanzt. Ist die junge Tabakpflanze erst angewachsen, so wuchert sie förmlich. Die längste Vegetationszeit beim Tabak liegt in dem Stadium von der Aussaat bis zu dem Moment der Verpflanzung auf das Ackerfeld. Daß ein Tabaksfeld von Unkraut peinlichst sauber zu halten ist, ist selbstverständlich, das braucht man einem Landwirt nicht zu sagen. Als beste Stellung der Pflanzen glaube ich die Aussaat in 75 Zentimeter Entfernung von einander und in Kleeblattform empfehlen zu können. Will man feine, dünne Blätter, etwa für Zigarrenfabrikation, ziehen, so stelle man die Pflanzen noch etwas enger, und man wird in den unteren Blättern das gewünschte feine Produkt erhalten. Ist der Tabak erst ordentlich im Wachsen, so beginnt auch bald wieder die Arbeit. Sobald die Blütenköpfe sich zeigen, müssen sie ausgebrochen werden. Kurze Zeit darauf fangen dann die in jedem Winkel der vier obersten Blätter sich bildenden Geizen an zu wachsen. Auch diese müssen entfernt werden. Je sorgfältiger und früher dies gemacht wird, um so besser wird der Tabak, denn alle für die Pflanze zur Verfügung stehenden Nährstoffe können in die Blätter gehen. Bei einem gut behandelten Tabaksfeld müssen die oberen Blätter ebenso groß sein wie die übrigen. Das Stadium der Reife erkennt man daran, daß die Blätter gelbscheckig werden und sich klebrig anfühlen. Neuerdings hat man in Okahandja Versuche gemacht, die Tabakpflanze ohne jeden Eingriff, also ohne Ausbrechen der Blüten und ohne Geizen, bis zur Reife der Blätter wachsen zu lassen. Der Resultat war ein milder, recht aromatischer Tabak, der von den Europäern, nicht aber von den Eingeborenen jedem andern vorgezogen wurde. Da aber in den meisten Fällen die Tabak-

Produktion des Landes für den Konsum durch Eingeborene berechnet bleiben muß, halte ich das alte Verfahren doch für praktischer.

Die Ernte geschieht auf verschiedene Weise. Man bricht entweder die Blätter und trocknet sie auf Schnüre gezogen, oder man schneidet die ganze Staude und hängt diese zum Trocknen auf. Die letztere Methode halte ich für unsere Verhältnisse, wo man mit primitiven Einrichtungen arbeiten muß, für die allein vorteilhafte. Nachdem die eigentliche Fermentation des Tabaks in getrocknetem Zustande bei den hiesigen Verhältnissen nicht das erreicht, was sie



Abb. 64. Tabakpflanzung auf Farm Warmbad.

soll, weil durch das völlige Austrocknen der Blätter der die Gärung verursachende Stoff abgetötet ist, habe ich recht gute Erfolge dadurch gehabt, daß ich die gebrochenen Pflanzen in grünem Zustande fermentierte. Die Stauden wurden so lange in Haufen hingelegt, bis die Blätter gelb wurden. Länger als 8 Tage bei täglichem Umpacken ist dies jedoch nicht durchzuführen, weil die sich entwickelnde Hitze sonst so stark wird, daß der Tabak gewissermaßen verbrennt. Ich hänge dann den Tabak, um ihn vor Windschaden zu schützen, in einem von vier Wänden gebildeten Raum ohne Dach auf und lasse ihn 6—8 Wochen lang hängen, bis auch die Stiele anfangen, sich zu bräunen. Dann muß er mit der Gießkanne angefeuchtet werden, und

sobald die Blätter geschmeidig geworden sind, werden sie einzeln gepflückt und in kleine Pakete gebunden. (Es ist mir dieses Anfeuchten als im allgemeinen grundfalsch wohl bekannt. Aber bisher habe ich noch kein anderes Mittel, um die Blätter geschmeidig zu machen, gefunden. Vielleicht ließe es sich dadurch erreichen, daß man durch Verdampfenlassen von Wasser in einem abzuschließenden Raum feuchte Luft herstellt.) Der so gebündelte Tabak wird dann in eine große Kiste, die 4—5 Zentner faßt, fest eingedrückt und muß so noch einige Tage schwitzen. Wenn nichts anderes, so erreicht man

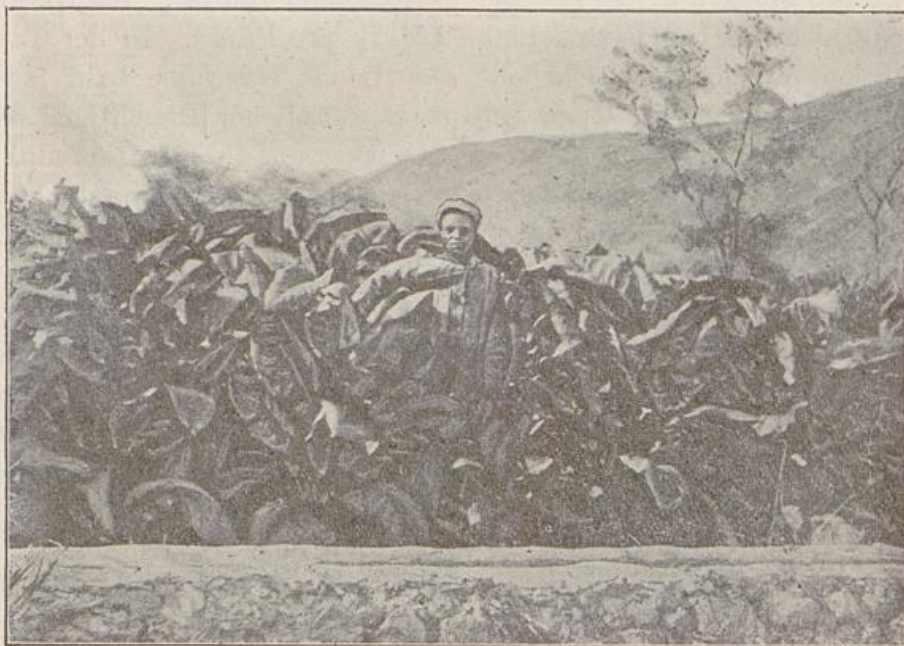


Abb. 65. Tabakpflanzung auf Farm Warmbad.

hierdurch doch noch eine gleichmäßigere und bessere Färbung des Tabaks. Direkt aus dieser Kiste wird der Tabak mit der Maschine geschnitten und in Säcke verpackt oder gerollt.

Ich nehme von meinem Tabak, nachdem die ersten Stauden geschnitten sind, noch eine zweite Ernte. (Abb. 64 und 65). In der Heimat ist dies gewöhnlich verpönt, zuweilen sogar gesetzlich verboten. Bei meinem überaus reichen Boden brauche ich es aber nicht als eine Schädigung zu betrachten wie in der Heimat. Es ist sogar die Ernte des zweiten Schnittes für mich in mancher Beziehung wertvoller als die des ersten. Das Produkt ist bedeutend leichter und kommt daher für

den Konsum durch Europäer mehr in Betracht als die sehr schweren Blätter des ersten Schnittes. Die letzteren wieder sind dem Eingeborenen besonders lieb, dem bekanntlich kein Tabak schwer genug ist; denn er verlangt durch das Tabakrauchen in eine gewisse Narkose versetzt zu werden. Deswegen erfreut sich auch der aus Amerika importierte und bisher allein gangbare Plattentabak besonders unter den Eingeborenen allgemeiner Beliebtheit. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß demselben, wenn auch in geringen Mengen, Opium zugesetzt wird. — Die gesamte Tabakernte auf meinen Rieselfeldern beträgt pro Morgen 8—10 Zentner getrockneter Blätter. Ich verkaufe meinen Tabak im Lande mit 1,50—2 Mark pro Pfund. In der Tabakproduktion wird voraussichtlich das Land ebenfalls bald soweit kommen, daß wir auf einen Import gewöhnlicher Rauchtabaksorten verzichten können. Es sind daher einerseits, um die Landesproduktion zu fördern, aber auch besonders, um dem Lande eine Einnahmequelle zu schaffen, Zölle auf den Import des amerikanischen Plattentabaks sehr angebracht. Der Tabak wird in allen Ländern am meisten von Steuern etc. betroffen. Ein Zoll auf Tabak kann demnach nicht als Schutzzoll, sondern nur als Finanzausgleich betrachtet werden. Tabak ist und bleibt ein Genußmittel, das für das Leben des Menschen absolut nicht nötig ist. Deshalb ist es sehr angebracht, hier die Steuerschraube anzuziehen. Wenn wir erst einmal weiter sind, so wird zweifellos auch die inländische Tabakproduktion besteuert werden.

Es ist mit Freude zu begrüßen, daß das Gouvernement zur Förderung der Tabakkultur Sachverständige ins Land kommen läßt. Sehr viel Gutes hat der frühere Tabak-Sachverständige Wunderlich dem Lande geleistet. Zu bedauern ist es nur, daß es dem Reichskolonialamt nicht gelungen ist, ihn für eine zweite Dienstperiode zu verpflichten. Aber tüchtige Sachverständige kosten Geld, und das Mutterland will für seine Kolonien nichts ausgeben. Die Anstellung tüchtiger und fähiger Sachverständiger für die einzelnen Betriebsarten ist bei der zusammengewürfelten Ansiedlerschaft so unendlich wichtig, daß man nur wünschen könnte, wenn z. B. der Landesrat in diesem Falle größeren Einfluß bekäme. Wesentliche Besserung würde eintreten können, wenn die Kolonie bald eine Landwirtschaftskammer erhielte, die als beratendes landwirtschaftliches Organ der Regierung zur Seite stände. Die Art und Weise, wie man im Reichskolonialamt die Sachverständigenfrage für die Kolonien zu behandeln scheint, ist wenig

geeignet, die richtigen Leute fürs Land zu verpflichten. Alle Hochachtung vor deutschem Wissen und sonstiger Fähigkeit. Die Kolonialwirtschaft aber ist ein Teil allgemeiner Weltwirtschaft. Die Verhältnisse in den Kolonien sind von denen der Heimat so grundverschieden, daß auch der tüchtigste Wissenschaftler, wenn er nichts weiter als Europa und die deutschen Universitäten kennt, erst völlig umlernen muß, wenn er nach Afrika kommt. Auf alle Fälle wird es geboten sein, daß die Haupttabakproduzenten sich zu einem gemeinsamen Arbeiten in Genossenschaften einigen. Ob man im Lande eine oder mehrere Tabakfabriken errichten müsse, an welche die einzelnen Produzenten ihre Produkte zu liefern haben würden, oder ob der einzelne seinen Tabak schon auf der Farm vorzubereiten hätte, ist heute noch schwer festzustellen; jedenfalls liegt es auf der Hand, daß eine gute Verwertung der Produkte nur erzielt werden kann, wenn ein gleichmäßiges und gleichwertiges Produkt auf den Markt gebracht wird.

Es bliebe noch einiges über allgemeine Bodenbestellung und Düngung der Tabakfelder zu sagen. Besonders liebt der Tabak gut abgelagerten Boden mit reichlichem Humusgehalt. Wenn auch der letztere bei uns fehlt, so merkt man doch jedesmal, daß der Tabak am besten auf gut bearbeitetem, jungfräulichen Boden steht. Mit der Düngung muß man sehr vorsichtig sein. Eine Düngung mit frischem Kraalmist erzeugt direkt schlechten Tabak. Entweder dünge man die Vorfrucht sehr stark oder, was entschieden am ratsamsten ist, man bereite für die zu düngenden Tabakfelder Kompost aus Pflanzenresten, Asche, Kraalmist und Boden. Ein Begießen der Pflanzen mit verdünnter Jauche ist ebenfalls sehr vorteilhaft.

Weinbau.

Der Weinstock hat schon seit den ältesten Zeiten durch den Saft seiner Früchte die Herzen und die Zungen der Menschen in allen Gegenden der Welt erfreut. Es ist kaum anzunehmen, daß die Nachfrage nach dem edlen Getränk, so lange die Sonne noch Trauben reifen läßt, eine geringere werden wird. Und da nun die Rebe in Südwestafrika vorzüglich gedeiht, so bin ich der festen Ansicht, daß ihre Kultur sich für das Land zu einer wirklichen Bedeutung emporbringen ließe. Sehr guten Wein kauft man bereits in Klein-Windhuk bei Jon Ludwig, der kürzlich sein 25 jähriges Ansiedelungs-Jubiläum

im Lande feierte. Der Wein hat auch etwas von dem erdigen Geschmack aller Kapweine, er ist sehr schwer, aber ungemein gehaltvoll. Für leichte Bowlen mit Fruchtgeschmack, die ja gerade für unsere Verhältnisse sehr beliebt sind, gibt es nichts besseres als den Windhuker Wein. Man kann getrost auf eine Flasche Wein zwei große Flaschen Wasser nehmen. Auch einfach mit Wasser verdünnt gibt der Windhuker Wein ein gutes Getränk. Die Katholische Mission produziert ebenfalls einen guten Wein und besonders einen ganz vorzüglichen Weinschnaps. Manche Leute wollen allerdings noch behaupten, es könne nie etwas Vernünftiges mit dem Weinbau werden, weil die Zeit der Traubenreife mitten in die Regenzeit falle usw. Wenn dies auch für die meisten Gegenden der Kolonie zutreffend ist, so wird mir doch jeder darin Recht geben, daß, wenn dieser Umstand nicht besonders schädigend auf den Zuckergehalt der Trauben wirkt, er auch nicht von nachteiligem Einfluß auf das Produkt derselben sein kann. Selbstredend ist es ein bedeutender Unterschied, ob man von derselben Rebe eine Traube am Tage nach einem schweren Gewitterregen oder nach acht Tagen hellen Sonnenscheins bricht. Man wird es aber immer in der Hand haben, die Ernte auszuführen, wenn den Trauben die Möglichkeit geboten war, genügenden Zucker anzusetzen. Die Trauben, auch die zur Regenzeit gereiften, sind im allgemeinen sehr süß, zur Verwendung als Tafeltrauben fast zu süß. Hier und da hört man dann wieder, aus dem Kapwein sei auch nichts Vernünftiges geworden. Auch diese Ansicht, wenngleich sie nicht ohne Berechtigung ist, kann für uns nicht entscheidend sein. Es ist allgemein bekannt, daß man in der Kapkolonie lange Zeit verkehrt gearbeitet hat. Erst in den letzten Jahren, seitdem die Regierung den Weinbau auf größeren Farmen durch tüchtige Fachleute betreibt, sind vorzügliche Produkte erzielt. Man kann aus den neueren, in den Handel gekommenen Sorten erkennen, wie sehr sich der Wein in so kurzer Zeit verändert und veredelt hat. Gewisse Gegenden Südwestafrikas, Windhuk, Okohandja, Omaruru u. a., halte ich für außerordentlich geeignet, daß in ihnen Weinbau in größerem Maßstabe durch Kleinsiedler betrieben werde. Diese müßten sich natürlich, wollen sie wirkliche Erfolge erreichen, ebenso genossenschaftlich vereinigen, wie manche andere Unternehmungen dies erfordern. Sache der Regierung würde es sein, für die nötigen, mit afrikanischer Erfahrung ausgerüsteten Fachleute zu sorgen. Wie in gar Vielem,

so können wir uns auch bei unserm Weinbau auf die Basis der Erfahrung stellen, wie sie die Kapkolonie bereits erreicht hat. Würden wir einen Fachmann aus Deutschlands Weingegenden nehmen, so liefen wir Gefahr, solange bis der betreffende Herr seine afrikanischen Erfahrungen gemacht hat, in dieselben Fehler hineinzuarbeiten, in die z. B. die Kapkolonie geraten ist. Tüchtige Fachleute, sowohl im Weinbau wie im Tabakbau, die in der Kapkolonie genügende Erfahrungen gesammelt haben, wären jedenfalls für unser Land augenblicklich sehr erwünscht.

Die Zeit der Traubenreife fällt in die Monate Januar/Februar. In vielen Gegenden stirbt das Weinlaub überhaupt nicht ordentlich ab, sondern der Stock behält sein Laub, bis es durch den Schnitt verschwindet. Den besten Erfolg im Weinbau wird man naturgemäß in Gegenden haben, wo der Weinstock nicht in ständigem Grundwasser steht, sondern wo man es in der Hand hat, ihm durch Bewässerung jeder Zeit das nötige Wasser zuzuführen, aber auch in der Lage ist, es ihm im geeigneten Moment zu entziehen. Die Fortpflanzung des Weinstocks geschieht in Südwestafrika ebenso wie in der Heimat gewöhnlich durch Stecklinge, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns in Afrika alles viel schneller geht. Die geschnittenen Stecklinge lasse ich 8—10 Tage im Wasser liegen, dann setze ich sie sogleich an den Platz, wo der Weinstock stehen soll, und Sorge für ständige, genügende Feuchtigkeit. In den meisten Fällen beginnt dann bereits 3—4 Wochen später das Wachstum, und man hat nach Verlauf des ersten Jahres bereits eine Rebe, wie man sie in der Heimat erst im zweiten kennt. Nicht selten bringen solche Stecklinge schon im zweiten Jahr einige Trauben. Vom dritten Jahr an kann man bestimmt auf einen schönen Ertrag rechnen.

Die Hauptfeinde des Weinstockes, besonders die der Stecklinge, sind die Termiten. Ihr Element finden sie in wenig angefeuchtetem Boden. Läßt man daher die neugepflanzten Stecklinge auch nur wenige Tage ohne Wasser, so ist es in der Regel um sie geschehen. Ist die Pflanze erst angewachsen, so ist die Gefahr vorüber. Trotzdem aber sind und bleiben die Termiten ständig in Bereitschaft, um an etwa kranken Stellen des Weinstocks sofort mit ihrer Vernichtungsarbeit einzusetzen.

Obstkulturen.

Ein überaus lohnender Zweig des Landbaues ist die Anlage von Obstkulturen an geeigneten Plätzen, wo die Bäume in gewisser Tiefe das Grundwasser erreichen, oder wo man sie ständig bewässern kann.

Besondere Berücksichtigung verdienen alle pflaumenartigen Früchte wie Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen. — Kirschen und unsere heimischen Kernobstsorten gedeihen zwar auch, aber das, was diesen Früchten in gemäßigten Klimaten ihren Wert verleiht, das herrliche Aroma, geht ihnen hier verloren. Die Natur verschwendet ihre Gaben

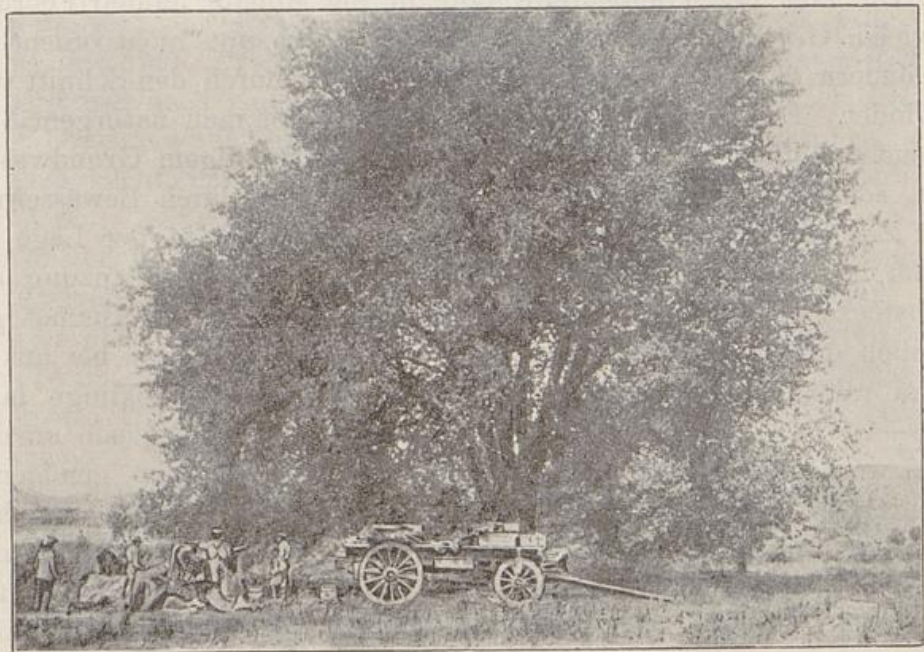


Abb. 66. Wilder Feigenbaum in Zesfontein.

gewissermaßen auf Kosten der Qualität, aber zu Gunsten der äußeren Färbung dieser Früchte.

Die bei weitem größte Beachtung aber verdienen einige Fruchtarten, die ihre Existenzbedingung im wärmeren Klima finden: Apfelsinen, Zitronen, Feigen. (Abb. 66). Da aber diese Pflanzen ungemein empfindlich gegen Frost sind, so ist es unbedingt nötig, entweder dagegen Schutz zu schaffen, oder ganz von dem Anbau abzusehen. Ich kenne viele Citrus-Anpflanzungen, die nicht weiterkommen, da das, was im Sommer wächst, im Winter zurückfriert. Hat man dagegen einen natürlich geschützten, frostfreien Platz, so sind oben-

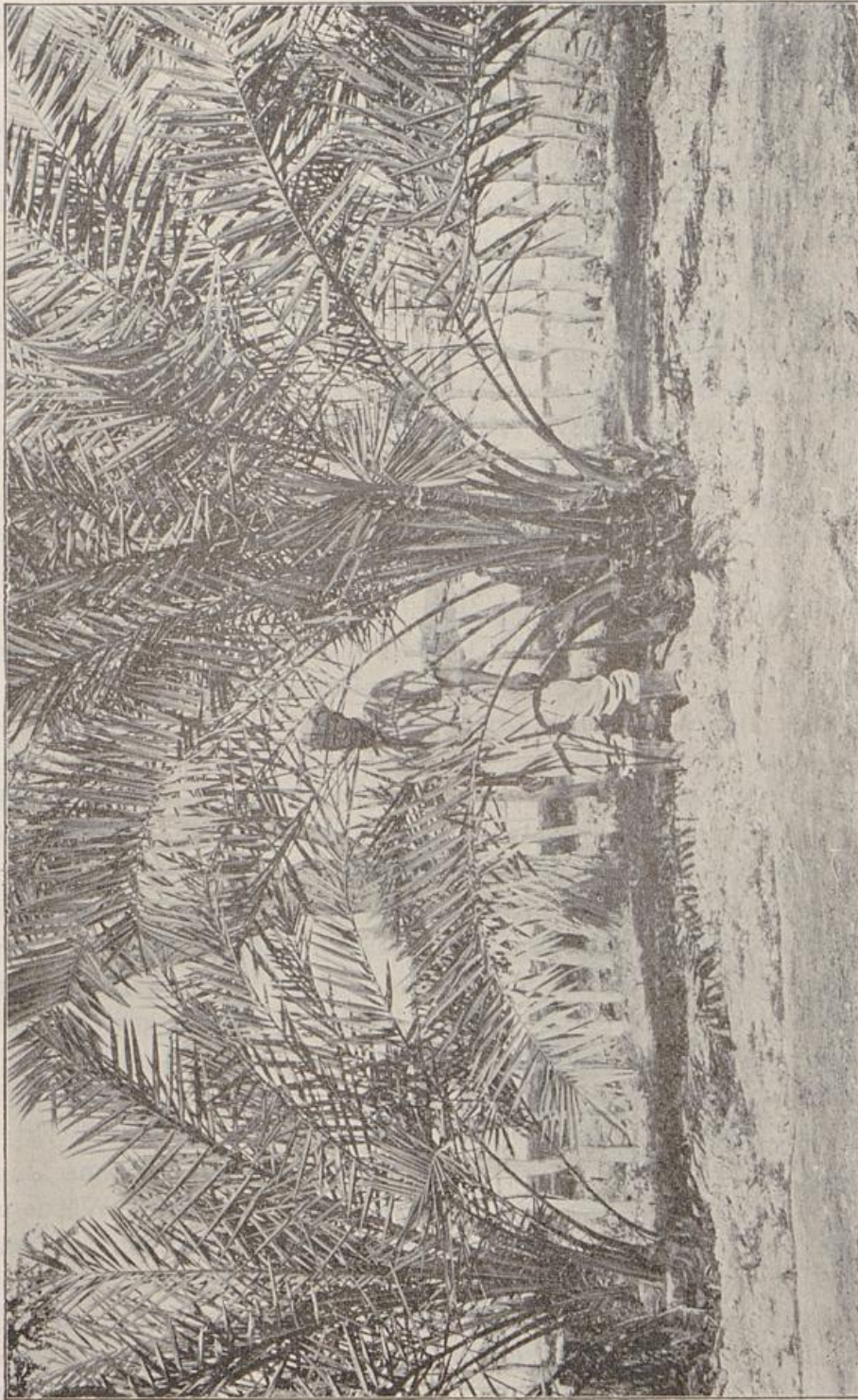


Abb. 67. Vierjährige Dattelpalmen in Zesfontein.

von
Tiefe
ann.
igen
sere
esen
iche
ben

eren
acht-
pfel-
mein
e da-
ehen.
, da
a da-
oben-

genannte Frucht bäume äußerst dankbar und ertragreich. Es gibt Apfelsinen-Bäume im Lande, die jahraus jahrein mehrere tausend Früchte tragen.

Ratsam wird es sein, für die Kultur dieser Früchte junge, 2—3 Jahre alte Bäumchen aus der Kapkolonie zu beziehen. Wenn auch aus der Heimat bezogene Bäumchen weit billiger sein werden und auch die Auswahl eine viel mannigfaltigere ist, so kommen doch alle diese Vorzüge nicht in Betracht gegen die Tatsache, daß die kapländischen Bäumchen bereits in ähnlichen Verhältnissen aufgezogen sind, wie sie ihnen bei uns geboten werden können. Man kennt und kultiviert dort nur Sorten, die sich für afrikanische Verhältnisse eignen. Wenn man auch von den Erfolgen auf dem Gebiete des reinen Forstfaches bei uns bisher nichts Wesentliches gemerkt hat, so sind in Windhuk in den letzten Jahren unter der Leitung des erfahrenen, tüchtigen Garten-Inspektors Bohr doch mustergültige Anlagen entstanden. Der Obstzucht-Garten in Klein-Windhuk, der bereits viele tausende von jungen Bäumchen an die Farmer abgibt, ist ungemein wertvoll. Ebenso liefert dieser Garten alljährlich viele tausende von anderen Bäumen, wie Casuarinen, Eucalyptus, Pfefferbäume etc. für den Zweck der Anforstung. Sehr Gutes auf diesem Gebiete leistet auch der unter der Leitung des Botanikers Dinter stehende Forstgarten in Okahandja. Wer sich für die südwestafrikanische Flora interessiert, kann sich darüber aus zwei sehr lehrreichen Büchern von Dinter unterrichten, die im Buchhandel erschienen sind.

Von noch höherem, weil auch wirtschaftlich bedeutsamerem Wert wird die rationelle Kultivierung der Dattelpalme sein. Für große Strecken Afrikas bildet die Dattel das einzige Volksernährungsmittel. Auf einen Morgen können mindestens 120 Dattelpalmen gesetzt werden. ($\frac{2}{3}$ weibliche und $\frac{1}{3}$ männliche Bäume). Die Dattel fängt im fünften bis siebenten Jahre an zu tragen, und mit dem zehnten Jahre geben die Bäume volle Erträge. Gering gerechnet ist bei vollem Ertrage die Ernte eines Baumes auf etwa 3 Zentner Früchte zu veranschlagen. Den Wert derselben kann man ziemlich hoch annehmen. Würde man ihn nur mit 10 Mark pro Zentner in Anrechnung stellen, so würde ein mit Dattelpalmen besetzter Morgen Land dem Besitzer einen Netto-Ertrag von etwa 2400 Mark im Jahre einbringen. (Abb. 67). Die Anpflanzung der Dattel geschieht am besten, indem man Kerne in Saatbeeten $\frac{1}{2}$ m voneinander in Reihen säet und gut bewässert.

Dreijährig lassen sich die Datteln gut verpflanzen. Dabei kürze man die Wurzeln und die Wedel etwas ein, binde die Wedel zusammen und bewässere reichlich. Die Anbringung eines Sonnenschutzes ist sehr zweckmäßig. Auch eine Weiter-Verpflanzung durch die Seitentriebe wird vielfach empfohlen. Aber noch keine Methode der Anpflanzung führt in unserem Klima zu sicherem Erfolg. Man hat es ja in der Hand, das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Bäumen zu bestimmen, aber was hilft, wenn man trotz der recht großen Arbeit nur wenige Prozent zum Anwachsen bringen kann. Einzelne, überall im Lande stehende, bereits reichtragende Bäume lassen für die Zukunft aber dennoch den planmäßig betriebenen Anbau der Dattelpalme als aussichtsvoll erscheinen.



V. Teil.

Nebenbeschäftigung des Farmers.

Neben der Viehzucht und dem Ackerbau gibt es für den südwestafrikanischen Farmer noch manche Nebenbeschäftigungen, die teils mit seinem Betriebe zusammenhängen oder doch ohne große Mühe und besondere Einrichtung mit zum Betriebe herangezogen werden können. Ein Farmer, der weiter von der Bahnlinie entfernt im Lande sitzt, muß, um sich die nötigen Gebrauchsgegenstände auf die Farm zu schaffen, ein Gespann Ochsen und einen Wagen halten. Hat er Familie (oder hat er sich mit einem zweiten Farmer associiert, wie es sehr häufig der Fall ist), so können die Arbeitskräfte geteilt werden, und es ist dann ohne Schädigung des Betriebes möglich, einige Monate lang mit dem Ochsesgespann für fremde Leute Fracht zu fahren. Besonders für junge Anfänger ist es eine große Unterstützung, wenn sie, bevor sie aus ihren Viehbeständen eine Einnahme haben können, irgend eine Erwerbsgelegenheit finden, durch die sie etwas bares Geld in die Hand bekommen. Besonders vorteilhaft stellen sich die Verhältnisse, wenn sich zwei tüchtige Leute, wie schon gesagt, zusammentun. Sie stecken beide ihr verfügbares Geld in die Farm, schaffen sich Vieh an und arbeiten dann zunächst zusammen, bis der Betrieb soweit im Gange ist, daß er zwei selbständige Wirtschaften ernähren kann. Der eine bleibt auf der Farm und beaufsichtigt das Vieh, während der andere mit dem Gespann Fracht fährt, wenn er nicht etwa vorzieht, ein erlerntes Handwerk auszuüben. Aus meinen früheren Ausführungen war schon zu entnehmen, daß das Frachtfahren ein schweres, mühseliges Leben ist, und daß man, will man Geld damit verdienen und sich vor dem Verlust von Ochsen und sonstigem Material bewahren, bei Tag und

Nacht auf dem Posten sein muß. Das eingeborene Wagenpersonal ist in der Regel nicht zuverlässig genug, als daß man ihm ein Gespann Ochsen und Wagen ohne Aufsicht anvertrauen könnte.

Des Nachts, wenn der schwer beladene Wagen sich in Fahrt befindet, muß der Besitzer vorangehen, um auf schlechte Stellen des Weges, auf Baumstümpfe usw., auch auf Bäume, die dicht am Wege stehen, aufmerksam zu machen, damit nicht etwa der Wagen zum Stehen kommt. Jeder Aufenthalt — man fährt sich z. B., wie es oft vorkommt, an einem Baum fest, der dann erst gefällt werden muß, ehe man weiter kann — wird zu einem Schaden. Besonders wenn man sich in einer sogenannten Durststrecke befindet, wo es auf alle Fälle darauf ankommt, so schnell wie möglich vorwärts zu kommen, kann unter Umständen ein solcher Aufenthalt verhängnisvoll werden. In solchen Gegenden muß besonders jede Stunde der Nacht ausgenützt werden, denn am Tage müssen die Tiere, denen erst am nächsten Tage wieder Wasser gegeben werden kann, ruhen. Kommt so ein Unglücksfall, also ein Festfahren, trotz aller Vorsicht doch vor, so gehen mindestens mehrere Stunden mit Beseitigung dieses Hindernisses verloren. Unter Umständen sind die Folgen noch schwerer. Nicht selten muß dann der Wagen stehen bleiben, und die Tiere müssen lose viele Kilometer vorweg ans Wasser getrieben werden. Tage, ja, Wochen können dadurch verloren gehen.

Während des letzten Krieges haben manche Farmer und alte Afrikaner reichliche Gelegenheit gehabt, durch Frachtfahren Geld zu verdienen. Nachdem die Truppe mit ihren eigenen Wagen infolge der allgemeinen Unerfahrenheit der Begleitmannschaften die trübsten Erfahrungen gemacht hatte, schloß die Feldintendantur mit erfahrenen Afrikanern Frachtverträge ab. Ich machte schon in den Anfangskapiteln einige Mitteilungen darüber. Die Leute mußten die von der Truppe gelieferten Gespanne für einen Taxpreis käuflich übernehmen, bezahlten aber die Tiere nicht bar, sondern es wurde ihnen das ihnen zustehende Frachtgeld allmählich von der Kaufsumme abgeschrieben. Es sind mir eine Menge Leute bekannt, die auf diese Weise mit einem Gespann Ochsen, allerdings bei schwerster und aufreibender Arbeit, in 14 Monaten ihre 10000 Mark verdient haben. Viele Unternehmer, die mit vier bis fünf Gespann arbeiteten, hatten natürlich einen dementsprechend größeren Verdienst.

Einen andern Nebenverdienst kann der Farmer, besonders der Großfarmer, sich dadurch verschaffen, daß er auf seiner Farm für seine Arbeiter und die sonstigen in der Nähe wohnenden Einwohner ein kleines Handelsgeschäft einrichtet, in dem sich die Leute, wenn sie ihren Monatslohn erhalten, die nötigen Gebrauchsgegenstände kaufen können. Man kann sich denken, daß eine solche Einrichtung dem eingebornen Arbeiter ebenso erwünscht ist, wie dem Herrn nützlich. Müßte der Arbeiter mit seinem Lohn, den er monatlich erhält, erst weit über Land gehen, um sich seine Kleider zu besorgen, so würde dies auch für ihn mit manchen Unzuträglichkeiten verbunden sein. Es ist jedenfalls eine Tatsache, daß der Eingeborene viel lieber auf einer Farm arbeitet, auf der, wie er sagt, sich ein „Store“ befindet, als auf einer, wo dies nicht der Fall ist. Ich habe häufig von Eingeborenen den Ausdruck gebrauchen hören: Wir kaufen nur in „unserm Store“. In der Zeit vor dem Kriege war dieser Handel auf den Farmen, besonders im Hererolande gang und gäbe, ja, man kann sagen, daß es viele Leute gab, die sich zwar Farmer nannten, in erster Linie aber dem Handel mit Eingeborenen nachgingen. Diese Leute betrieben ihr Geschäft denn auch so gründlich, daß sie mit ihren Karren im Lande umherfuhren und den ferner sitzenden Eingeborenen die Waren auf ihre Werften brachten. Ein solcher Feldhandel ist jetzt natürlich verschwunden. Es wird ja immer einen Eingeborenenhandel geben, da die Leute, die man jetzt systematisch zur Arbeit heranzieht, mehr noch als früher alle möglichen Waren gebrauchen werden, aber das Geschäft wird doch mehr und mehr in die Hände der Berufskaufleute übergehen. Für den Großfarmer ist es aber, wie schon gesagt, durchaus notwendig, daß er Artikel, wie Hosen, Hemden, Jacketts, Pfeifen, Messer, Hüte, Schuhe und dergl., auch Stoffe für Frauenkleider ständig für die Leute vorrätig hält.

Eine ebenso interessante wie nützliche Nebenbeschäftigung ist dem Farmer in der Jagd gegeben. Der Wildreichtum und die Mannigfaltigkeit des Wildes geben dem Jäger vielfältige und abwechslungsreiche Gelegenheit zum Jagen, in dem gar mancher eine genügende Entschädigung für andere Entbehrungen finden wird, die das einsame Leben auf der Farm mit sich bringt. Als jagdbare Tiere, die es fast im ganzen Lande, hier weniger, dort häufiger gibt, sind zu nennen von den größeren Antilopen: die Elenantilope, das Kudu, der Gamsbock, Hartebeeste und Wildbeeste. Alle diese Wildgattungen geben an

Größe unsern heimischen Hirschen nichts nach, im Gegenteil, manche übertreffen sie. Die Elenantilope z. B. liefert nicht selten 500 Pfund Wildbret. Eine kleine, unserm heimischen Dammwild in mancher Beziehung ähnelnde Wildart ist der in Herden vorkommende Springbock. Von Zwergantilopen kommen der Deuker, Klippbock, Steenbock sowie der niedliche kleine Blauboock fast im ganzen Lande vor. Als Niederwild sind zu nennen zwei Arten Hasen, von denen der eine gewöhnlich in Klippen und Felsgeröll lebt, der andere dagegen die Grasfläche vorzieht. Geflügel ist ebenfalls in großer Auswahl vor-

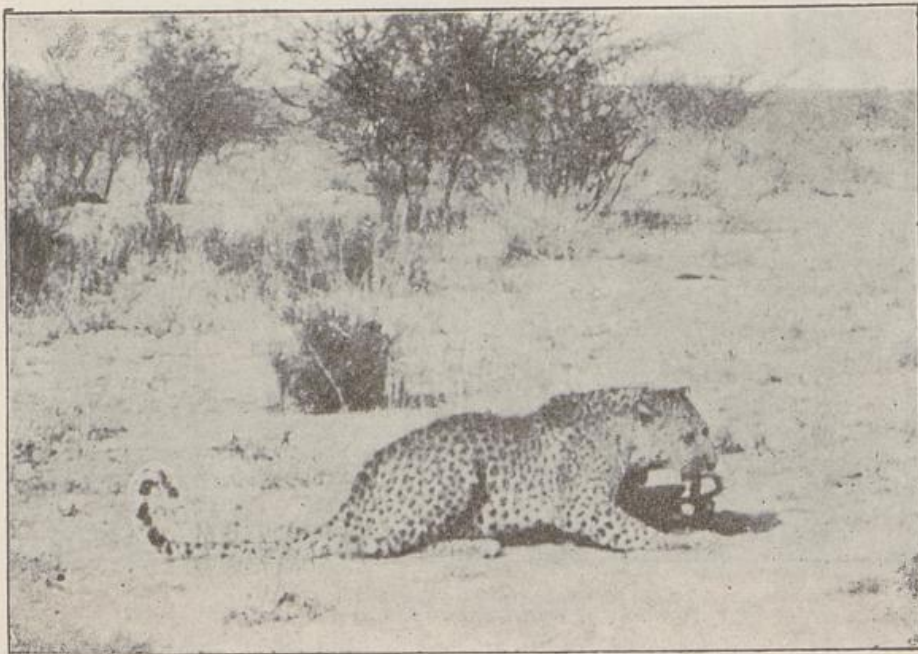


Abb. 68. Leopard im Eisen.

handen. Zunächst die große Trappe und die kleine, genannt Pau. Die Tiere erreichen die Größe eines großen Truthahns. Dann gibt es den Kurrhahn und eine Menge kleiner Trappenarten. An Hühnern sind zu nennen: das in ungeheuren Mengen vorkommende Perlhuhn, das Savannenhuhn, das Stein- und das Feldhuhn sowie zwei Arten Wachteln etwa von der Größe unserer Tauben. Von den unendlich viel vorkommenden Taubenarten, die sehr oft, wenn gerade weiter nichts vorhanden ist, dem Farmer ein Mittagessen abgeben müssen, ist in erster Linie die große, blaue Ringeltaube zu nennen.

Ebenso, vielleicht noch interessanter, ist andererseits die Jagd auf das vielfach vorhandene Raubwild. Der Leopard (Serval), der Gepard sind beide sehr häufig, der letztere besonders im Süden und auf der Fläche. Der erstere, auch wohl Bergtiger genannt, ist ein für die Kleinviehzucht besonders gefährliches Tier. (Abb. 68). Die gefleckte Hyäne, die gestreifte Hyäne und eine schwarze, der sogenannte Strandwolf, der wilde Hund, auch Hyänenhund genannt,



Abb. 69. Schabrackenschakal im Eisen.

die Rotkatze, die Graukatze, die Moschuskatze, der Schabrackenschakal (Abb. 69), der Silberschakal, können alle zu der Klasse der Raubtiere gezählt werden. (Abb. 70). Dann gibt es noch eine Menge jagdbarer Tiere, die nicht zur Klasse der Raubtiere gehören, deren Jagd aber auch unter Umständen interessant und nützlich ist. Das Erdschwein, Stachelschwein, eine Art Dachs, der Honigbär, Schuppentiere, Klippendachs usw. sind Tiere, die dem Jäger dann und wann einmal vor die Flinte kommen. An Reptilien gibt es zunächst eine Menge Schlangen, die in die zwei Klassen der Giftschlangen und der ungefährlicheren Baum- und Sandschlangen zu trennen sind. Die gefährlichsten der Giftschlangen sind die Mamba- und Kobra-Arten, die Puffotter und Hornwieper. Von unschädlichen Schlangen ist in

erster Linie eine Art Boa Constrictor zu nennen, die bei 4—5 Meter Länge einen Leibesumfang von 12—15 Zoll erreicht (Abb. 71). Außerdem gibt es eine Rieseneidechse, den Leguan. Das Tier wird bis zu einem Meter lang und hat auf den ersten Anblick eine gewisse Ähnlichkeit mit einem kleinen Krokodil. Der Schwanz des Leguans gilt in vielen Häusern als Delikatesse. In den Flüssen des Nordens, im Kunene und Okawango, haust auch in Mengen das Krokodil.



Abb. 70. In einer Nacht gefangenes Raubzeug.

Die Jagd auf diese mannigfaltigen Wildarten wird natürlich auf verschiedene Weise betrieben. Es ist nicht leicht, sich in offenem Terrain an Antilopen anzupirschen, dem Fußgänger gelingt es selten. Besser schon kommt man zum Ziel, wenn man fährt oder reitet. Der eingeborene Jäger besitzt eine große Geschicklichkeit darin, sich an das Wild heranzupirschen. Was ihn vor dem Europäer hierin besonders auszeichnet, und wodurch auch seine Erfolge auf der Jagd oft weit größere sind als die des letzteren, ist vor allem seine absolute Ruhe. Der Eingeborene sitzt stundenlang, kriecht stundenlang auf dem Bauche, um sich einem Stück Wild zu nähern. Und das muß er, weil er selten auf eine weitere Entfernung als 50—60 Meter

schießt. Im Schießen auf größere Entfernungen fehlt ihm jegliche Gewandtheit und Übung.

Für die Ausübung der Jagd im Lande bedarf es eines Jagdscheines, der neuerdings für 40 Mark erstanden werden kann. Für die Ausübung der Jagd auf einer bewohnten Farm bedarf es natürlich der Erlaubnis des Besitzers. Im Nordwesten und Nordosten des Landes kommen auch noch jene großen Tierarten vor, die in manchen Gegenden Afrikas durch die vorschreitende Kultur schon vertrieben und vernichtet sind: der Elefant, die Giraffe, das Rhinoceros und das



Abb. 71. Riesenschlange, gefangen auf den Riesefeldern in Warmbad.

Flußpferd. Um diese auch bei uns schon selten werdenden Tiere nicht gänzlich aussterben zu lassen, hat die Regierung beschlossen, in den besten Jagdrevieren große Wildreservate zu schaffen, in welchen jede Jagd verboten sein soll. Diese Maßnahme ist nicht nur von jedem Jäger, sondern auch von jedem Naturfreund aufs Freudigste zu begrüßen und wird hoffentlich zur Folge haben, daß die genannten Riesenwildarten sich wieder vermehren. — Auch der königliche Löwe kommt im Lande noch hier und da vor. Es ist nichts Seltenes, daß der im Norden Reisende ihm seinen Tribut in Gestalt eines Pferdes oder eines Ochsen zu zahlen hat.

Als Entfernung, auf die der afrikanische Jäger sich einschließen muß, können durchschnittlich 150—300 Meter angenommen werden. Nur in den wenigsten Fällen wird es gelingen, auf eine größere Antilope auf geringe Entfernung zum Schuß zu kommen. Ein gutes Gewehr und ein sicherer Schütze sind daher notwendig zu einem Erfolg auf diesem Jagdgebiet. Als geeignetste Schußwaffen sind die kleinkalibrigen Mausergewehre, eventuell auch eine umgearbeitete Jagdbüchse Modell 71 zu betrachten. Auch das Gewehr Modell 88 und seine Verbesserungen haben in mancher Beziehung große Vorzüge. Bei der Auswahl der Munition ist es empfehlenswert, sich beim Fabrikanten kriegsstarke Ladung und bestes Blättchenpulver zu bestellen. Was die Geschosse betrifft, so tut man gut, sie bei den verschiedenen Jagden dem Zwecke anzupassen, dem sie dienen sollen. Vollmantelgeschosse sind auf alle Fälle zu vermeiden, weil die Schußwirkung, wenn nicht ein Knochen getroffen wird, eine derartig geringe ist, daß die Tiere, ohne zu zeichnen, oft noch hunderte von Metern gehen und dann gewöhnlich elend verenden.

Nächst einem guten Gewehr ist für den Jäger der beste Jagd-gehilfe der Hund. Es gibt im Lande einen heimischen Hundestamm, der im allgemeinen mit „Kaffernhund“ bezeichnet wird. Aber er ist selten rein zu finden. Es kommen vielfache Kreuzungen mit fast allen Hundarten vor. Man sieht Tiere, bei deren Anblick es einem schwer wird, überhaupt noch die Bezeichnung „Hund“ anzuwenden. Die meisten dieser Mischlinge sind natürlich gänzlich unbrauchbar. Nur bei einigen, denen man auf den ersten Blick die Abstammung von besseren Hunderassen noch ansehen kann, verlohnt sich die Mühe, die Tiere für die Jagd abzurichten. Aus Europa importierte Hunde verlieren sehr schnell die Nase. Auch der afrikanische Hund jagt nicht mit der Nase, sondern mit dem Auge. Es empfiehlt sich daher nicht, einen besonderen Jagdhund aus der Heimat mit nach Südwestafrika zu nehmen. Wer es versteht, mit Hunden umzugehen, wird sich im Lande einen jungen Hund anschaffen und sehr wohl so weit erziehen können, daß er ihm auf der Jagd die nötige Hilfe leistet. Besonders gute Hunde haben gewöhnlich die Hottentotten, die sie auch auf ihre Art sehr gut zu dressieren verstehen. Man sieht diesen Tieren auf den ersten Blick eine Abstammung vom Windhunde an; sie sind un- gemein schnell und besonders scharf. Der Eingeborene nimmt, wenn er auf die Jagd auf Niederwild geht, gewöhnlich kein Gewehr mit;

er jagt mit seinen Hunden, indem er selbst nur die Wurfkeule (das ist ein anderthalb Fuß langer Knotenstock mit dickem Wurzelende) trägt. Mit 2—3 Hunden rückt er aus, und jedes kleinere Tier, etwa ein Hase oder eine kleinere Antilope, das aufgespürt und ihm durch die Hunde zugetrieben wird, fällt ihm sicher zur Beute. Er ist im Keulenwerfen derart geübt, daß er den Tieren im vollsten Lauf die Knochen zerschmettert. Ganz vorzüglich dressiert sind die Kaffernhunde auf Raubzeug. Sind zwei oder drei gute Hunde beisammen, so stellen sie jeden Leoparden. Der Eingeborene tötet das Tier dann mit der Wurfkeule. Von Appell ist bei solchen Eingeborenen-Hunden natürlich keine Rede.

Prospektieren und Schürfen.

Wenn auch auf diesem Gebiete in erster Linie Fach-Geologe und Berufs-Prospektor am erfolgreichsten arbeiten werden, so sollte doch jeder Farmer und jeder sonstige erwerbstätige Siedler danach streben, sich die nötigen Kenntnisse anzueignen, um sich gelegentlich auch auf diesem Gebiete betätigen zu können.

Fast alle reichen und großen Mineralvorkommen auf der Erde sind gelegentlich zufällig von Farmern oder Erdarbeitern beim Haus- oder Brunnenbau entdeckt worden. Die Diamanten in Kimberly, das Gold in Transvaal und in Australien, sowie bekannterweise auch die Auffindung der Diamanten bei Lüderitzbucht sind Zufalls-Entdeckungen durch Laien. Es liegt aber auf der Hand, daß es einem Farmer leichter wird, etwaige wertvolle Mineralvorkommen zu erkennen, wenn er sich einigermaßen mit solchen Dingen vertraut macht.

Der Berufsgeologe, dessen Tätigkeit in jedem neuen, sterilen Lande von größter Bedeutung ist, hat auch in Südwestafrika die Aufgabe, in erster Linie einen zusammenhängenden Überblick über die vorliegenden Formationen des Landes durch geologische Karten zu geben. Eine solche zusammenhängende Arbeit liegt für unsere Kolonie bis heute noch nicht vor; aber die Regierung sowie auch die großen Land- und Bergwerks-Gesellschaften sind eifrig an der Arbeit, um hier den nötigen allgemeinen Überblick zu schaffen. Besonders die großen Minen-Gesellschaften haben es sich schon viel Geld kosten lassen, ihre Gebiete durch geologische Expeditionen zu erforschen. Vielfach sind auch von solchen Expeditionen Erzvorkommen gefunden

und untersucht worden, aber noch keine wesentlichen. Wie es bisher überall in der ganzen Welt gewesen ist, so wird sich auch in unserem Lande die bergbauliche Entwicklung erst weiter gestalten, wenn der einzelne Schürfer das Land durchstreift, besonders jene Gegenden, die geologisch Aussicht auf Erzvorkommen bieten. Absolut maßgebend sind aber solche geologischen Feststellungen auch nicht, denn die Natur zeigt auch auf diesem Gebiete gar oft, daß alles Wissen der Menschheit nur ein oberflächliches ist, und zwar dadurch, daß gegen alle Lehren bisheriger Wissenschaft Erscheinungen auftreten, die man noch nicht kannte, ja bisher sogar für unmöglich hielt. Für das Auffinden solcher geologisch neuen Vorkommen, die in Afrika besonders häufig zu sein scheinen, ist es der einfache Prospektor, der die größte Aussicht auf Erfolg hat. Deshalb bemühe sich jeder Farmer also ernstlichst darum, seine Kenntnisse zu bereichern. Ein bekanntes amerikanisches Sprichwort sagt: „Gold kommt da vor, wo es gefunden wird.“ Ein von einem Berufsgeologen verfaßtes Buch, das auch dem Laien verständlich wäre, kenne ich leider nicht. Wie in vielen Fächern der Wissenschaft bewegt sich auch der Geologe in Ausdrücken, die nur dem Fachmann geläufig sind. Gerade in unserer deutschen, wissenschaftlichen Literatur, die gern gelegentlich von wißbegierigen Laien gelesen wird, findet man einen Haufen von Ausdrücken, die das Verständnis für den Nichtfachmann unmöglich machen. Es ist meiner Ansicht nach absolut unnötig, solche Ausdrücke zu gebrauchen, weil sie sich größtenteils sehr gut durch allgemein verständliche ersetzen lassen. Dem gelehrten deutschen Autor selber aber erscheint sein Werk nicht zünftig, wenn es nicht in streng wissenschaftlicher Form geschrieben ist.

Der Farmer, der auf seiner Farm herumgeht oder reitet, muß, wie gesagt, stets die Augen offen halten, damit ihm gewisse Vorkommen nicht entgehen. Es würde wohl jedem Besitzer ungemein peinlich sein, wenn eines Tages ein Fremder erscheint und auf seinem Grund und Boden seine Schürftafeln errichtet und dann später gar ein reiches, abbauwürdiges Vorkommen entdeckt. Dann würde man sich fragen, ob man das nicht selber hätte finden können.

Ein einfaches Mittel, ein Erzvorkommen in einem Gestein festzustellen, ist die Waschprobe. Ganz besonders beim Suchen nach Gold, das gerade in unserem Lande schon vielfach gefunden wurde, ist die Waschprobe der beste Anhaltspunkt. Kein Quarz- oder Quarzit-

Gang, der ein dunkleres, bräunliches Aussehen hat, sollte ununtersucht bleiben.

Zu diesem Zwecke schlägt man mit dem Hammer einige Stücke von dem Riff ab und stampft diese zu Hause zu Mehl. Dann gießt man Wasser auf das Mehl und wäscht die Masse so lange aus, bis das Wasser anfängt, sich zu klären. Alsdann schwenkt man die ganze Masse in einer geeigneten Schale hin und her. Etwa vorhandene Erzteile sinken dadurch, daß sie in der Masse am schwersten sind, nach unten. Nachdem man durch Abschwämmen den Inhalt verringert hat, behält man nur einen kleinen Rest zurück. Läßt man diesen nun in der jetzt wagerecht gehaltenen Schüssel kreisen, so wird man bald bemerken, wie sich die schwereren Erzteile an einem Punkte sammeln. Gold erscheint nach solcher Waschprobe am Rande der Masse in kleinen Stückchen oder als gelber Strich. Wer einmal Gold in so einer Waschprobe gesehen hat, der wird es wohl stets richtig erkennen.

Der Laie aber läßt sich vielfach durchs Auge täuschen, und viel Geld ist schon für Schürfscheine auf Grund von gefundenem Kupfer oder Schwefelkies in diesem oder jenem Gestein unnötig ausgegeben worden. Diese glänzenden, goldgelben Körperchen haben ja eine gewisse Ähnlichkeit mit Gold, aber täuschen können sie nur den gänzlich Unerfahrenen. Auch schon vor der Waschprobe kann man erkennen, ob es sich um Gold oder um eins dieser Kiese handelt, wenn man ein Körnchen der goldigen Masse nimmt, es auf Eisen legt und einen leichten Hammer darauf fallen läßt. Ist es Gold, so wird das Körnchen wie Blei breit geschlagen, handelt es sich aber um Kupfer oder Schwefelkies, so zerspringt es zu Pulver. Da aber immerhin Gold in dem Kies erhalten sein kann, besonders wenn es in größeren Mengen auftritt, so lasse man eine genaue Untersuchung vornehmen. Verkehrt und kostspielig aber ist es, wenn man gleich nach Auffindung eines Quarz- oder Quarzitganges hinläuft und sich einen oder gar gleich mehrere Schürfscheine löst, bevor man überhaupt weiß, ob es sich um ein wertvolles Vorkommen handelt. Das Goldfieber ist eine eigentümliche Krankheit, von der befallen die sonst vernünftigsten Menschen zu Kindern werden. Derjenige, den dieses Fieber erfaßt hat, denkt nur noch an die Millionen, die er schon in der Hand zu haben glaubt, und sieht in jedem Menschen, der ihm zur Vernunft rät oder gar die ganze Geschichte als Unsinn bezeichnet, einen raubsüchtigen Betrüger, der nur danach strebt, das gefundene

Goldlager für sich zu verwerten. Ruhiges und überlegtes Handeln ist unbedingte Grundlage für etwaigen Erfolg. Außerdem rate ich jedem, klugerweise über seinen Fund zu niemandem zu sprechen, bevor er seiner Sache sicher ist und gegebenen Falls seine Schürftafeln stehen hat, da Schwatzhaftigkeit leicht von anderen ausgenutzt wird.

Weit einfacher als Gold sind die Kupfervorkommen zu erkennen, weil sich an diesen Stellen gewöhnlich eine mehr oder weniger intensive Grünfärbung des Gesteins findet. Aber auch hier muß man erst prüfen, ob es sich um hinreichende Erzvorkommen handelt, die ein Schürfen verlohnen. Wenn man bedenkt, daß schon mit einem Pfennig mehrere Kubikmeter Gestein grün gefärbt werden können, so kann man sich von dem Wert solcher Vorkommen eine Vorstellung machen, wenn sie sich nicht auf große Strecken ausdehnen und auch das Innere des Gesteins ausfüllen.

Vorkommen von Zinn sind in letzter Zeit ebenfalls vielfach entdeckt worden. Jedenfalls sollte niemand versäumen, sich bei jeder Gelegenheit durch Sehen zu belehren. Am besten kann man dies natürlich in der Natur selber unter Führung eines Sachkundigen. Man wird dadurch ganz anders befähigt, gegebenen Falls auch an anderen Stellen etwas zu finden.

In dem meisten, fast wohl in allen Fällen wird es sich bei Erzen in unserer Kolonie um Rifferze handeln. Aluvialgold z. B., wie man es in anderen Ländern findet, kommt bei uns wohl kaum vor. Es liegt aus diesem Grunde auf der Hand, daß der ganze Erzabbau niemals von kleinen Diggern und Farmern betrieben werden kann, sondern nur von kapitalkräftigen Leuten oder noch besser von Kapitals-Gruppen, da schon sehr große Mittel dazu gehören, um festzustellen, ob ein Erzvorkommen reich genug ist, um abbauwürdig zu sein. Zu diesem Zwecke müssen Schächte und Stollen, die Hunderttausende verschlingen, in den Fels getrieben werden, und erst dann kann man an den Abbau herangehen.

Vielfach besteht in der Bevölkerung die Ansicht, daß derjenige, der ein solches Vorkommen entdeckt hat, in erster Linie die Berechtigung an dem größten Gewinn hat. Diese Ansicht ist aber ganz unberechtigt. Den Anspruch auf den großen Gewinn hat nur derjenige, der die Mittel an die Voruntersuchungen wendet. Der Finder muß sich auf alle Fälle so sichern, daß er im Falle eines Abbaues

nicht zu kurz kommt. Aber er braucht nicht persönlich Gelder in das Unternehmen hineinzustecken, hat also mit andern Worten durch seinen Fund die Aussicht, ohne Risiko am Gewinne beteiligt zu sein. Deshalb ist es unberechtigt, wenn er von vornherein bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem Kapitalisten oft eine Riesensumme als Abfindung fordert. Gar manches Unternehmen auf diesem Gebiete ist schon daran gescheitert, daß der Finder auf alle Fälle sein Geschäft machen wollte, bevor der Wert des Fundes festgestellt wurde. Wenn der Finder sich in allen solchen Fällen damit begnügen würde, an den Unkosten der Untersuchungen überhaupt nicht, für den Fall des späteren Abbaues aber mit einem bestimmten Prozentsatz am Gewinn beteiligt zu sein, dann würde das Kapital viel leichter für eventuelle Unternehmen zu gewinnen sein. Ist das Vorkommen erst als gut erkannt, und möchte der Finder dann gern Geld zur Verfügung haben, so wird auch über eine Abfindung durch Barauszahlung mit Erfolg zu verhandeln sein.

Bei dieser Gelegenheit muß auf eine Gefahr hingewiesen werden, der besonders wohlhabende Neulinge ausgesetzt sind, sobald es bekannt geworden ist, daß sie sich für Mineralvorkommen und Schürftätigkeit interessieren. Die sogenannten Prospektoren, Berufsdigger oder Schürfer, wie sie sich aus Amerika, Australien und Südafrika aus allerlei Berufsständen rekrutieren, sind nicht immer sehr wählerisch in den Mitteln, die sie anwenden, um Geld zu verdienen, ja, sie halten es kaum für Unrecht, irgend einem Grinhorn (Neuling in der großen Welt) gelegentlich ein Schnippchen zu schlagen. Es gibt natürlich auch hochehrenwerte Menschen unter den Diggern, denen man mit Vertrauen entgegenkommen muß, aber Vorsicht ist immer geboten.

Es ist in der Entwicklungs-Geschicht unserer Kolonie allgemein bekannt, daß die erste größere Schürfexpedition infolge eines solchen Schwindels von heimischen Kapitalisten ausgerüstet worden ist, und daß dieser Schwindel erst aufgedeckt wurde, nachdem riesige Summen verausgabt waren. Zwei australische Bergleute hatten nämlich den Trick angewandt, an verschiedenen Stellen eines geeignet erscheinenden Quarzriffes Gold in das Gestein zu schießen, was sehr gut angängig ist, wenn man einige Gold-Körnchen auf eine Pulverladung stampft und den Schuß aus einiger Entfernung auf das Riff abgibt. Und daraufhin wurde die Expedition ausgerüstet.

Mir passierte vor etwa 15 Jahren folgende Geschichte: Zum Zwecke des Brunnenbaues beschäftigte ich auf der Farm einen Engländer, der, wie er mir gelegentlich erzählte, schon in der ganzen Welt als Bergmann und Prospektor tätig gewesen war. Es war also nur natürlich, daß ich ihm sagte, er solle die Augen offen halten und bei seinen Arbeiten auf etwaige Vorkommen achten. Gleich in den ersten Wochen seiner Tätigkeit zeigte dieser Mann mir bei einem Besuch in der Nähe der Arbeitsstelle ein Riff, das seiner Aussage nach denjenigen sehr ähnlich sei, in denen in Südafrika Gold vorkomme. Es war ein blauer Quarzit. Es wurden denn auch einige Stücke abgeschlagen und gewaschen, aber ohne jeden Erfolg. Nach einigen Monaten kam mein Freund ganz heimlich zu mir und teilte mir mit, er habe ein Riff gefunden, welches goldhaltig sei. Er holte aus einem Säckchen mehrere Gesteinstücke eines ähnlichen Quarzits und behauptete, die Probe sei gut. Es wurde in meiner Gegenwart gestampft und gewaschen. Und, siehe da, es fanden sich im letzten Rest eine Menge winziger, kleiner Goldkörnchen. Auf meinen Wunsch, mich zu dem Riff zu führen, wurde mir erklärt, das könne er erst, wenn er eine Sicherheit habe, daß ihm auch sein ihm zukommender Finder-Anteil werde. Dies leuchtete mir natürlich ein, und ich trug dem Engländer auf, zunächst von mehreren Stellen des Riffs größere Proben zu besorgen, nach deren Befund wir dann weiteres vereinbaren könnten. Am nächsten Sonntag wurde den ganzen Tag gestampft und Gold gewaschen. In allen drei Proben, die ca. 200 Meter entfernt voneinander genommen sein sollten, wurde Gold gefunden, in einer sogar derart viel, daß es mir verdächtig vorkam. Aber das Goldfieber verscheuchte alle Bedenken. Nachdem ein anderer Deutscher, der sich z. Zt. auf der Farm aufhielt, und der natürlich etwas von der Sache gemerkt hatte, in die Sache eingeweiht war, wurde beschlossen, zunächst 3 Schürfscheine zu lösen. Die Anteile am Ganzen betragen je ein Drittel mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß der Finder an den weiteren Unkosten für Untersuchung etc. nicht beteiligt sein sollte, sondern daß diese von uns beiden Deutschen zu tragen wären. Schon der Kauf der Schürfscheine wurde in dieser Weise geregelt. 2 Wochen später standen denn auch die Tafeln, jede einen Radius von 1 Kilometer bestreichend. Damit gleich weiter gearbeitet werden konnte, wurde der intelligente Finder in den Dienst des Syndikates gestellt, der auch sofort an einer Stelle in die Tiefe ging. Die Proben

blieben immer mehr oder weniger goldhaltig bis auf mehrere Meter tief. Als sich an der zweiten Stelle dasselbe Bild zeigte, erklärte unser Mann, daß die Sache jetzt sicher sei, und daß er nach Kapstadt reisen müsse, um einige Leute anzuwerben und auch gleich einige Maschinen anzukaufen. Hierzu forderte er 5000 Mark. Wenn mir dies auch wohl einleuchten wollte, so kam mir doch manches nicht geheuer vor. Vor allem war mir aufgefallen, daß alles bisher gefundene Gold die Form kleiner, ganz feiner Drähtchen hatte. Ich hatte schon eine Probe reinen Goldes unter das Mikroskop gelegt und gesehen, daß alle Stückchen eine auffallend gleichmäßige Riefelung zeigten, die mit dem bloßen Auge natürlich nicht zu erkennen war. Einige Tage darauf brachte unser Freund mir ein Gesteinstückchen von der Größe eines Zweimarkstückes mit, in dem Gold deutlich sichtbar vorhanden war, er hatte sogar noch die Unverschämtheit, mir zu raten, aus dem Stückchen, dem ersten mit sichtbarem Golde, für meine Frau zum Andenken eine Brosche machen zu lassen. Als ich dann allein war, bearbeitete ich meinen Schatz mit einer scharfen Bürste von allen Seiten. Nach kurzer Zeit war jede Spur des sichtbaren Goldes verschwunden. Nun bezweifelte ich nicht mehr, daß das ganze Manöver ein dreister Betrug sei, um mich williger für die Kapstadtreise zu machen. Deshalb ging ich in einer dunklen Nacht heimlich zur sogenannten Mine und holte mir eine Gesteinsprobe, die ich dann am nächsten Tage bearbeitete, ohne auch nur eine Spur von Gold zu finden. Den Tag darauf ging ich wieder zur Mine, suchte mir in Gegenwart des Geschäftsfreundes einige Stücke aus und sagte ihm, daß ich selber mal stampfen und waschen wolle. Als ich dann später von dem Mißerfolg sprach, wurde mir mit überlegenem Lächeln geantwortet, daß das Waschen nicht so einfach sei, wie es aussehe. Ich solle mir nur nochmals eine Probe mit nach Hause nehmen und bearbeiten, er werde darauf achten, daß ich alles richtig mache. So geschah es denn auch. Beim Bearbeiten der Probe wurde ich bald hier, bald da moniert. Erst war das Gestein noch nicht fein genug, und dann hielt ich die Waschpfanne nicht richtig. Als ich ihn dann fragte, wie er die Schale denn hielte, nahm er sie mir aus der Hand, hielt sie aber schließlich genau so wie ich. Von hier ab machte ich alles zu seiner Zufriedenheit. Als sich dann in der Probe wirklich wieder Gold fand, hieß es: Na, sehen Sie wohl, wenn Sie das Gold mit herauswaschen, kann ja nichts drin sein. Wenn ich auch

schweigen mußte, so war mein Mißtrauen doch nur größer geworden. Ich konnte mir nur noch kein Bild machen, wie er das Gold in die Probe gebracht haben könne.

Bei solchen Versuchen und Arbeiten will man sein Wissen natürlich auch erweitern, und ich hatte mir deshalb mehrere Bücher über Goldvorkommen und Abbau angeschafft. In einem derselben, wo auch von betrügerischen Maßnahmen die Rede war, fand ich denn auch die Aufklärung dazu, wie das Gold in die Probe gekommen war. Es hieß in dem englischen Werk, daß geriebene Digger, wenn Sie auf Betrug ausgehen, ein Goldstück zerfeilen und diesen Goldstaub dann ständig bei sich tragen. Es genügt dann eine unter einem Fingernagel verborgene Prise, die beim Waschen in die Schüssel kommt, um die Täuschung herbeizuführen. Es wurde dann noch geraten, einem Prospektor nie bares Geld zu geben, bevor der Fund einwandfrei nachgewiesen sei. Jetzt wußte ich Bescheid. Ich tat so, als ob ich mit der Kapstadtreise des Diggers einverstanden sei und beauftragte ihn, eine Probe von etwa zwei Zentnern für eine chemische Untersuchung in Kapstadt bereit zu halten. Dann wurde der Tag der Abreise bestimmt. Die 5000 Mark sollten in Swakopmund ausgezahlt werden. Ich freute mich im stillen über die Vertrauensseligkeit meines betrogenen Betrügers. Als wir am Vormittag des Reisetages die Kisten packten und der Reisende sich schon in seinem Festgewande befand, erklärte ich, daß wir eigentlich, um sicher zu gehen, aus der Kiste noch eine kleine Probe waschen müßten. Nach einigen Ausflüchten wollte mein Freund denn auch an die Arbeit gehen, bat jedoch, sich vorher nur noch umziehen zu dürfen. Jetzt wurde die Situation kritisch, denn nur darauf war mein Trick berechnet, daß er in seinem Reisekostüm den präparierten Goldstaub wohl nicht bei sich haben würde. Meine Vermutung bestätigte sich denn auch dadurch, daß er mir rundweg erklärte, in seinem guten Zeug arbeite er nicht, worauf ich ihm antwortete, daß er das auch nicht brauche, da ich die Arbeit schon besorgen würde. Ich ließ von Eingeborenen die Stampfer und einige Eimer Wasser bringen, stampfte das Gestein, tat es in die Schüssel und wusch es. Vorsichtigerweise aber wurde der ausgewaschene Sand in einer anderen Schüssel aufgefangen, um der Behauptung entgegenzutreten zu können, ich habe das Gold herausgewaschen. Natürlich blieb die Waschung gänzlich erfolglos. Der Gent fing an, furchterlich zu fluchen und über Mißtrauen und dumme

Deutsche usw. zu schimpfen. Kurz und gut, das Resultat war nicht etwa eine Reise nach Kapstadt, sondern — eine Beförderung des Betrügers an die frische Luft. So verlief denn mein erster Schürfversuch resultatlos mit etwa 2000 Mark Unkosten; an Erfahrung aber hatte ich für den zehnfachen Wert gewonnen.

Aber die Sache sollte noch viel interessanter werden. Ich hatte meinem Kollegen natürlich Mitteilung von dem entdeckten Schwindel gemacht, ihm auch von unserer recht kostspieligen Belehrung Kenntnis gegeben und glaubte, daß die Angelegenheit hiermit erledigt sei. Da erschien plötzlich einige Wochen später ein fremder Ochsenwagen, von dem zu meinem Erstaunen unser Freund vergnüglich lächelnd abstieg und mir einen Brief überreichte. Aus diesem Schreiben ersah ich zunächst, daß der bisher beteiligte Herr nicht an den Schwindel glaubte, sondern auf dem Standpunkt stand, ich selber wolle, um später alles für mich allein zu haben, die Sache einstweilen fallen lassen, und ferner, daß sich ein neues Syndikat gebildet hatte, welches auf Grund neuer Schürfscheine unseren Freund wieder angenommen hatte, um weiter zu arbeiten. Zum Schlusse wurde ich gebeten, dem Herrn auf Wunsch für Rechnung der beteiligten Herren Ware und Proviant zu verabfolgen. Da diese mir absolut gut waren, so konnte ich nichts anderes tun als gute Miene zum bösen Spiel machen. Der Brave machte denn auch gleich seine Bestellung auf Milch und Butter und war ein ganz guter Kunde. — Das neue Syndikat hat dann nochmals 3000 Mark verausgabt, war dann aber ebenfalls kuriert. Alles, was der Nachwelt zur Erinnerung an dieses Schürfunternehmen erhalten blieb, sind drei etwa 10 Meter tiefe Schächte.

Wenn diese kleine Geschichte dazu beiträgt, gelegentlich zu Vorsicht zu mahnen, so ist ihr Zweck erfüllt. Ich selber denke jetzt noch oft mit Freude an diese Tage des überstandenen Goldfiebers zurück.



VI. Teil.

Arbeiterverhältnisse.

Für jeden Wirtschaftsbetrieb, gleich viel, ob für einen industriellen oder landwirtschaftlichen, ist die Frage nach dem nötigen Betriebspersonal wohl die allerwichtigste. Im Groß-Farmbetrieb wird man in der Kolonie neben den allgemeinen Arbeitern, die sich aus den Eingeborenen des Landes rekrutieren, weiße Hilfskräfte nicht ganz entbehren können. Denn wenn es auch aus mehreren Gründen für den Farmer durchaus geboten ist, so wenig wie möglich die körperliche Arbeitskraft eines Weißen in Anspruch zu nehmen, so wird sich doch die Anstellung eines solchen oder auch mehrerer je nach den Umständen als eine Notwendigkeit herausstellen. Sobald der Betrieb so groß geworden ist, daß der Besitzer ihn nicht mehr genügend übersehen oder kontrollieren kann, weil die Beaufsichtigung mehr oder weniger entlegener Posten in Betracht kommt, so wird er sich nach einem weißen Gehilfen umsehen müssen. An Gehalt werden solchem Assistenten gewöhnlich 120—150 Mark monatlich gezahlt. An Stelle einer Gehaltszulage wird dann später häufig eine Tantième je nach Art des Betriebes eintreten. Es ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß auch unsere Kolonie in absehbarer Zeit Zustände zeitigen wird wie das heutige Südafrika und Australien, wo der Weiße als billiger Arbeiter überall vertreten ist. Die Entwicklung eines gesunden Landes kann eigentlich keine andere sein. Mit Berechtigung suchen Regierung und maßgebende Organe im Lande das immer größer werdende Umsichgreifen eines weißen Proletariats einzuschränken. Dem Sehenden aber ist die Zeit in erreichbare Nähe gerückt, wo es einfach kein Halten mehr gibt. Im Viehzuchtbetriebe, wo es sich besonders bei der Kleinviehzucht hauptsächlich, wenn nicht aus-

schließlich, um persönliches Interesse an der Sache und um die peinlichste und gewissenhafteste Beaufsichtigung handelt, zahle ich für jedes Lamm, wenn es ein halbes Jahr alt geworden ist, 25 Pfennig, für jedes Kalb 1 Mark. Auch bei Eingeborenen habe ich mit solchen Zulagen zum Lohn stets gute Erfahrungen gemacht. Jedenfalls aber ist es immer von Vorteil, unbrauchbares weißes Personal so schnell wie möglich von der Farm zu entfernen, brauchbare Leute dagegen bald so zu stellen, daß sie zufrieden sind und auch wissen, wofür sie arbeiten. Die eingeborenen Arbeiter muß man in zwei Klassen teilen,

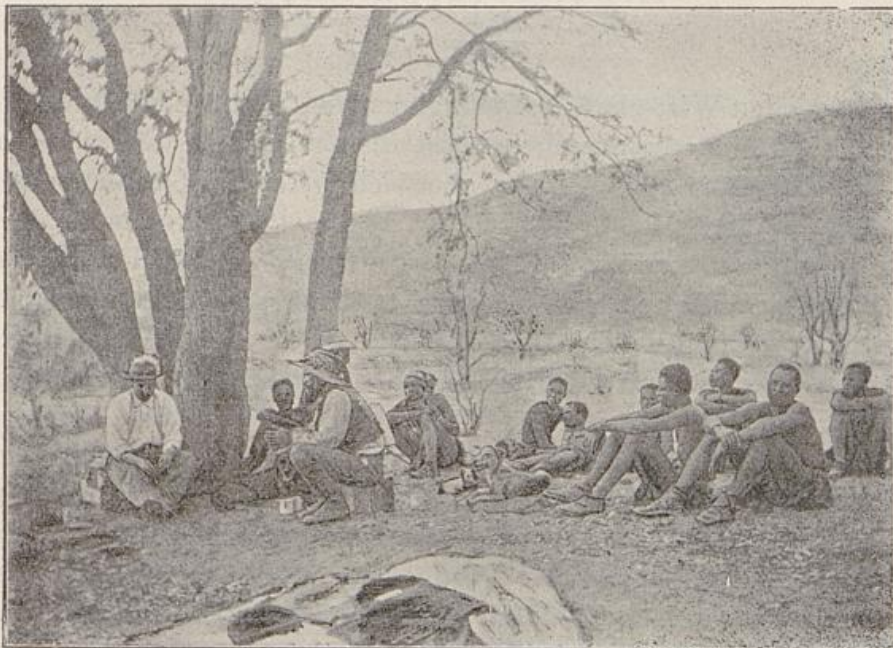


Abb. 72. Anwerbung von Hereroarbeitern.

in eine Art von Vorleuten und in gewöhnliche Arbeiter. Zu den ersteren gehören gewöhnlich die Bastards. Als Wagentreiber, sowie auch auf der Farm in der Viehwirtschaft, leistet ein tüchtiger Bastard infolge seiner Landeskenntnis und seiner Intelligenz sehr viel. Alle Funktionen, die das Arbeiten mit Ochsen mit sich bringt, versteht kein Eingeborener besser als der Bastard. Diese Leute erhalten neben Beköstigung einen monatlichen Lohn von 20—60 Mark. Es gibt natürlich gerade unter den Bastards, in welchen sich die Verschlagenheit des Negers und die Intelligenz des Europäers vereinigen, ganz

geriebene Kerle, die sich keinen Augenblick besinnen, ihren Herrn, wenn sich hier und da die Gelegenheit dazu bietet, gehörig zu betrügen. Der verständige und erfahrene Dienstherr wird ja all die Schliche und Ränke der Eingeborenen bald heraushaben. Und da heißt es denn, kleine Sachen zu übersehen und große Vergehen energisch zu bestrafen. Erst von dem Augenblick an, wo der Eingeborene weiß, daß sein Herr ihn versteht und er ihm nichts vormachen kann, wird er es selber aufgeben, ihn abgesehen von Kleinigkeiten zu betrügen. Erst von dem Augenblick an, wo er zu der

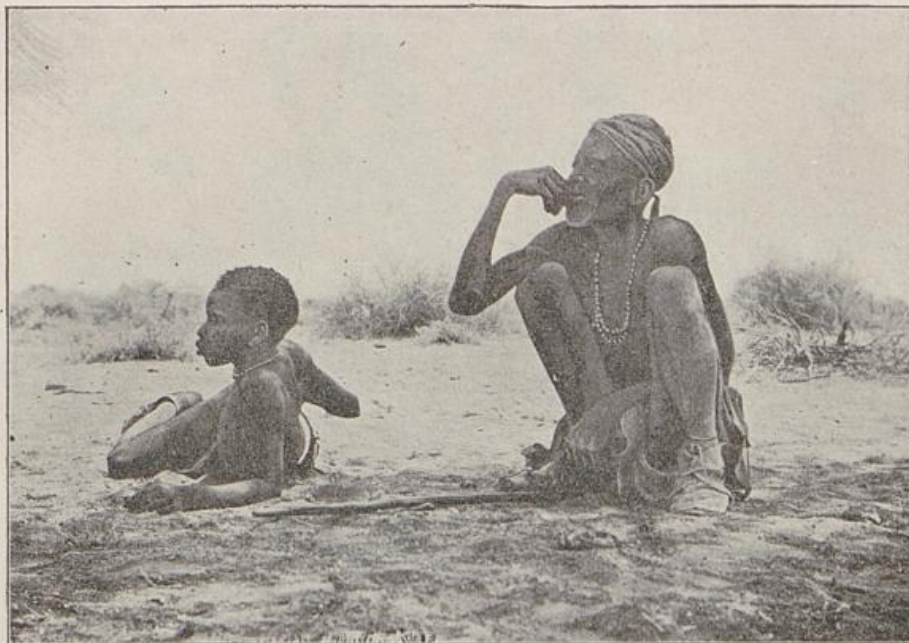


Abb. 73. Alte Bergdamara mit Kind.

Einsicht gekommen ist: Mein Herr durchschaut mich, aber er behandelt mich gut, wenn ich ihm diene, wird das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter ein einigermaßen gangbares. Je nach den Aufgaben, die den Arbeitern zugewiesen werden sollen, wählt man sie aus den verschiedenen Stämmen. (Abb. 72).

Die im Farmbetrieb nötigen Arbeiter sind 1) zur persönlichen Bedienung der Herrschaft: Hauspersonal, 2) Viehwächter, 3) Farmarbeiter, die zu jeder im Betriebe gerade vorliegenden Arbeit gebraucht werden. Die Eingeborenen-Stämme, aus welchen man seine Arbeiter

wählen kann, sind folgende: Hereros, Bergdamaras, Hottentotten, Ovambos. (Abb. 73 u. 74). Andere, wie Buschleute, Betschuanen und Ovattjimbos, kommen wenig in Betracht, weil diese heute noch zerstreut in Gegenden sitzen, die der Besiedelung fern liegen.

Für den persönlichen Dienst würde ich zu jeder Zeit den intelligenten Herero oder Hottentotten vorziehen. Jungens und Mädchen, die nicht zu alt, also mit etwa 10—14 Jahren, zu einer verständigen Herrschaft in den Dienst kommen, lassen sich zu vorzüglichen Dienern heranbilden, die sehr bald die Gewohnheiten und Wünsche ihrer Herren



Abb. 74. Hereroweiber.

kennen lernen. Die ungemein scharfe Beobachtungsgabe der Eingeborenen wird jedem, der sich mit ihnen beschäftigt, auffallen. Schon nach wenigen Tagen haben sie an einem neu ins Land gekommenen Weißen dessen Eigentümlichkeiten, auch solche seines Charakters, mit schlagender Sicherheit entdeckt. Auf Grund solcher Beobachtungen wird der Betreffende dann mit einem Eingeborenenamen getauft. Besonders auffallende Erscheinungen, wie starke Leute, solche, die ein Monokel tragen, die sehr klein oder sehr groß sind, solche, die starken oder kleinen Bartwuchs haben, bekommen

hierauf bezügliche Namen. Leute, denen der Eingeborene nicht traut, nennt er „Schakal“, „Schlange“ usw.

Für alle Arbeiten, die mit der Viehhaltung in Zusammenhang stehen, wie für die Bewachung des Viehes usw., sind unbedingt die Hereros die besten. Der Herero ist seit Generationen passionierter Viehzüchter gewesen. Er kennt sein Vieh genau und hat auch ausgesprochene Lust und Liebe zu dessen Pflege. Die nötige Kontrolle von seiten des Herrn darf natürlich nicht fehlen. Zu sonstigen Arbeiten, wie Feldbau, Gartenarbeit, Lehmziegelstreichen usw., auf der Farm sind der Bergdamara und der Ovambo die geeignetsten. Beide sind ein Arbeitervolk seit Generationen. Der Bergdamara als früherer Sklave der Hereros und Hottentotten, der Ovambo als solcher seines despotischen Häuptlings. Die aus dem Ovambolande kommenden Arbeiter finden sowohl an der Küste als auch im Lande bei den Bahnbauten Beschäftigung. Der Häuptling bestimmt die Leute und schickt sie unter einem Vormann aus, um Kleider und sonstige Gebrauchsgegenstände zu verdienen. Der Termin, an dem solch ein Trupp Ovambos wieder zur Stelle zu sein hat, wird genau festgesetzt, und wehe demjenigen, der nicht zu rechter Zeit zurückkommt. Er darf sich in seinem Stammgebiet nicht mehr sehen lassen. Für den verdienten Lohn müssen die Leute Waren kaufen, die sie ihrem Häuptling sämtlich vorzulegen haben. Der Häuptling wählt sich dann das, was ihm gefällt, aus und bestimmt über das andere ganz nach Willkür.

Die mindestbrauchbaren Arbeiter liefern die Hottentotten. Als geborener Jäger und Räuber gewöhnt sich der Hottentotte schwer an eine wirkliche Arbeit. Ein alter Hottentotte, der in seiner Jugend ein freies Leben geführt hat, wird lieber verhungern, als daß er sich zu direkter körperlicher Arbeit bequemt. Als Arbeiter beim Ochsenwagen, zu Botengängen und zu allen Verrichtungen, die mehr Intelligenz als körperliche Arbeit erfordern, ist der Hottentotte jedoch dem Ovambo und Bergdamara vorzuziehen. Bei weitem der beste und brauchbarste von allen Eingeborenen ist und bleibt jedoch, wenn er nicht durch verkehrte Auffassung der Missionslehre von vornherein zum Arbeiter verdorben ist, der Herero. Die Söhne aus den Häuptlingsfamilien, die sogenannten „Grootleute“ (Adelsgeschlechter der Hereros) sind natürlich auch zu nichts zu gebrauchen. Diese Klasse ist es ja auch, die den letzten Krieg verursacht hat. Der Rest des Herero-Volkes, der heute

noch im Lande ist, liefert Leute, die, nachdem sie das Vertrauen zu den Deutschen, das wir ihnen durch ruhige und gerechte Behandlung sehr bald beibringen können, gewonnen haben, das brauchbarste und beste Arbeiterpersonal bilden, das man haben kann. Es sind dies aber fast ausnahmslos von ihren Führern verlassene, ärmere Leute, sogenannte „Feldhereros“, deren Dasein auch schon früher unter der Herrschaft der Häuptlinge eigentlich nur eine bessere Sklaverei war. Als Lohn für ihre Arbeit zahlt man je nach der Leistung 10—20 Mk. im Monat. Zur Beköstigung bekommt der Mann täglich 2 Pfund Reis oder Mehl, auch Mais oder Weizen, nach Lage der örtlichen Verhältnisse. Dann und wann ist es den Leuten wie auch dem Herrn angenehm, wenn die Milch als Beköstigung für die Arbeiter verwandt werden kann. Ich gebe als Tagesration gewöhnlich 4 Liter Milch. Am Sonnabend bekommen die Leute etwas Tabak, gewöhnlich auch eine Handvoll Kaffee und Zucker. Die letzteren Genußartikel geben bei richtiger und geeigneter Anwendung dem Herrn ein Mittel an die Hand, die Leute für kleinere Vergehen dadurch zu bestrafen, daß er sie ihnen entzieht. Bei den heutigen Fleischpreisen wird der Farmer für den Gebrauch auf seiner Farm kaum Tiere schlachten, und wenn nicht Wildfleisch vorhanden ist oder einmal ein Tier aus irgend einem Grunde geschlachtet werden mußte, so werden die Leute eine regelmäßige Fleischkost nicht bekommen. Die Zeit, wo das Fleisch, besonders das der Ziegen, so billig sein wird, daß man es mit Vorteil als Verpflegung an die Leute wird geben können, scheint mir nicht mehr allzu fern zu liegen. Mit dem Augenblick, wo man den Arbeitern auch auf den Farmen regelmäßig Fleisch als Zukost geben wird, werden auch wohl die Klagen über Vieh-Diebstähle nachlassen. Dann aber muß die Regierung mit allen Mitteln und aufs energischste gegen die Viehdiebe vorgehen.

In Fällen, wo das allgemeine Seuchengesetz nicht die Vernichtung eines eingegangenen Tieres vorschreibt, ist es für die Eingeborenen jedesmal ein Fest, wenn ein gefallener Ochse oder ein eingegangenes Pferd gegessen werden kann. Am wenigsten wählerisch sind die Bergdamaras. Für sie gibt es kein Fleisch, das sie nicht als Leckerbissen äßen. Jede Hyäne, jeder Leopard, sogar Paviane werden mit Hochgenuß verzehrt. Ist das betreffende Tier fett, so wird das Fest durch Tanz und Gesang die halbe Nacht hindurch gefeiert. Ausgenommen von dem Genuß ist, wie schon früher gesagt, das Schweinefleisch.

Sehr dankbar sind die eingeborenen Arbeiter für die Anweisung von einem Stückchen Gartenland. Wenn es irgend tunlich ist, sollte man es ihnen geben. Sie bebauen dann ihr Feld mit Mais, Tabak, Kürbissen usw. Ich habe bei meinen Arbeitern folgende Einrichtung getroffen: Ich unterscheide zwischen den Leuten, die den alten Stamm, der jahrelang in meinem Dienst steht, bilden und den neuen Leuten. Die ersteren bekommen 10—12 Mark pro Monat, und jede Familie erhält ein Stück Gartenland. Die letzteren müssen zunächst drei Monate für die Kost arbeiten. Werden sie dann angenommen, so bekommen sie die ersten drei Monate 5 Mark pro Monat, dann sechs Monate lang 10 Mark, vom zweiten Jahre an 10—12 Mark und das Gartenland. Ich habe mir auf diese Weise in zwölf Jahren einen Stamm herangebildet, der sich aus der heranwachsenden Jugend selber ergänzt. Den in meinem Dienst stehenden Bastards und allen älteren Leuten gestatte ich seit einigen Jahren, sich Ziegen zu halten. Die Leute haben durch die Milch der Tiere bessere Nahrung und können vor allem, wenn der Fleischhunger sie plagt, ein Stück Vieh schlachten. Ich kann, seitdem ich diese Einrichtung getroffen habe, nicht mehr über Diebstähle in meinen Herden klagen.

Was nun die allgemeine Behandlung der Eingeborenen angeht, so will ich nicht unterlassen, den Ausdruck meiner Überzeugung voranzuschicken, daß in der Art und Weise, wie wir Deutsche in Zukunft unsere Eingeborenen in den Kolonien behandeln, das Fundament für das ganze Unternehmen, der Erfolg oder der Mißerfolg unserer Kolonisationsarbeit liegt. Mancher lernt es allerdings nie, seinen eingeborenen Arbeiter so zu behandeln, wie es allein richtig ist, daß dieser Respekt vor seinem Herrn hat, andererseits ihm auch vertraut und zwar so bedingungslos, daß er ihm gegebenenfalls seine intimsten Wünsche vorträgt. Strenge, aber gerecht sind zwei Worte, in die man alles zusammenfassen kann, dessen es für die richtige Behandlung der Eingeborenen bedarf. Indessen ist es besonders für den Neuling nicht so einfach, das Wesen und die Art der Farbigen von vornherein sicher genug zu erkennen, um in seiner Behandlungsmethode das Richtige zu treffen. Fast überall begegnet man zwei Fehlern. Entweder wird der Eingeborene von seinem unerfahrenen Herrn wie ein gutmütiges Kind behandelt oder ohne Rücksicht roh und brutal. Nichts ist verkehrter und unter Umständen verhängnisvoller, als seinen eingeborenen Diener als Spielball seiner

Launen zu betrachten, also heute mit ihm zu scherzen und zu spaßen und ihn morgen womöglich ohne Grund zu verprügeln. Der Dienstherr, der es nicht versteht, seinen Farbigen gegenüber sich eine Stellung zu geben, sodaß sie ihn fürchten, ihn aber auch zugleich achten und ihm vertrauen, wird nie zu einem guten Einvernehmen mit seinen Leuten kommen. Der Eingeborene erkennt seinen Herrn sofort, und die natürliche Folge seiner Erkenntnis ist die Art und Weise, wie er sich ihm gegenüber gibt. Verkehrte, zu gutmütige Behandlung erzielt Frechheit und Unverschämtheit, denn für ein übertrieben gutmütiges Wesen seines Herrn hat der Eingeborene seiner ganzen Natur nach kein Verständnis. Ihm kommt sehr leicht der Gedanke, sein Herr sei dumm, und er könne sich ihm gegenüber alles mögliche erlauben. Ungerechte Behandlung dagegen führt zu Verbissenheit und Unzufriedenheit. Kein Eingeborener wird selbst willkürliche Maßnahmen von seiten eines Befehlsberechtigten für unrecht halten. Deshalb ist und bleibt es meine unerschütterliche Ansicht, daß auch für eine Regierung die energische Durchführung der als richtig erkannten Politik auf alle Fälle vorteilhafter ist als ein zu gutmütiges, allzu sehr von humanen Gesichtspunkten geleitetes Behandeln des Farbigen.

Die viel vertretene Ansicht in der Heimat, daß Eingeborenen-Aufstände die Folge zu strenger Behandlung seien, halte ich für grundfalsch. Im Gegenteil geht meine Ansicht dahin, daß Gutmütigkeit und häufiges Entgegenkommen bei jedem unzivilisierten Neger-Volke Frechheit und Übermut erwecken.

Kurz und deutlich sollen die Befehle sein, die man einem Eingeborenen gibt. Hat man sich überzeugt, daß er verstanden hat, was man von ihm will, so muß man an dem Befehle festhalten und darf später keinerlei Entschuldigungen oder Ausreden wegen Nichtausführung des Befohlenen gelten lassen. Eiserne Energie seines Herrn ist eine Eigenschaft, die ihm in den Augen des Farbigen allein schon das Recht verleiht, sein Herr zu sein. Hat ein Eingeborener etwas verbrochen, so muß er unbedingt bestraft werden. Man hüte sich dagegen, aufs Geratewohl lediglich auf Grund einer Vermutung zu strafen, denn der Eingeborene ist gegen nichts empfindlicher als gegen ungerechte Bestrafung. In Fällen, wo es voraussichtlich nicht gelingen wird, dem Farbigen eine Schuld zu beweisen, beherrsche man sich und warte auf eine Gelegenheit, wo der betreffende, der seinen

Erfolg ganz sicher ausnutzen wird, weniger vorsichtig zu Werke geht. Handelt es sich um eine wirkliche Strafe für den Eingeborenen, so kann nur die Prügelstrafe in Betracht kommen. Gefängnis und Zwangsarbeit rechnet er nicht als Strafe. Außerdem ist das Einsperren für die an Natur und Wildnis gewöhnten Menschen direkt schädlich. Das schlimmste aber ist es, daß die Leute es in den Gefängnissen infolge der guten Verpflegung und Behandlung weit besser als in der Freiheit haben. Die übertriebene Sucht nach Humanität hindert auch uns in den Kolonien an der Durchführung gesunder, wirksamer Maßnahmen bei der Bestrafung von Verbrechern. Es ist kein Wunder, daß ein Land, welches es für unmenschlich hält, daß Rohheitsverbrechen etc. durch eine tüchtige Tracht Prügel geahndet werden, auch in seinen Kolonien nach falschen Humanitäts-Gesichtspunkten handelt. Bei kleineren Vergehen, Näschereien usw. im Hause, wird natürlich kein vernünftiger Mensch auf den Gedanken kommen, seine Leute hart zu bestrafen. In dieser Beziehung sind sie tatsächlich wie die Kinder. Die strafweise Entziehung des wöchentlichen Tabaks, Kaffees und Zuckers wird in Fällen von Gelegenheitsnäschereien stets ihren Zweck erfüllen. Auch rate ich jedem Afrikaner, bis aufs äußerste zu vermeiden, seine Leute wegen eines Vergehens sofort zur Polizeistation zu schicken, um ihnen dort die offizielle Prügelstrafe verabfolgen zu lassen. Es ist viel richtiger, sich persönlich und von vornherein mit ihnen darüber zu einigen, daß, wenn einmal einer einen Diebstahl oder ein ähnlich schweres Vergehen ausgeführt hat, sein Herr selbst ihn bestraft. Der Eingeborene, der eines Vergehens überführt ist, weiß dann, daß er seine Strafe verdient hat, und er ist dankbar dafür, wenn sein Herr selbst sie ihm verabfolgt. Ein weiteres, durch das sich der Weiße sehr wohl die Achtung und den Respekt seiner eingeborenen Untergebenen oder Arbeiter erwerben kann, ist ein moralisches Leben. Weiße, die willkürlich mit Weibern ihrer eigenen Leute verkehren und überhaupt ein freies, skrupelloses Leben führen, erfreuen sich zwar in mancher Beziehung großer Beliebtheit bei den Eingeborenen, aber Achtung und Respekt hat kein Farbiger vor solch einem Mann, im Gegenteil, er hält ihn für seinesgleichen. Die vor einigen Jahren durch Herrn v. Lindequist erlassenen Eingeborenen-Verordnungen sind, wie bereits früher erwähnt, sehr gut, nur mangelt es an energischer Durchführung derselben. Solange man sich nicht dazu entschließen kann, auf ein Vagabundieren Eingeborener

in besiedelten Gegenden eine empfindliche Strafe zu setzen, werden die heute hie und da vorliegenden traurigen Zustände nicht gebessert werden. Es ist wohl die Pflicht der Regierung, die Farbigen vor Ausnutzung und vor Übergriffen durch Weiße zu schützen; aber ebenso liegt ihr die Pflicht ob, den weißen Ansiedler vor den Räubereien nichtsnutziger Vagabunden zu schützen.

Um an dieser Stelle noch kurz die Arbeitsleistung der Schwarzen zu berühren, so muß ich davor warnen, sie nach dem aus der Heimat her gewohnten Maßstabe zu bemessen und Dementsprechendes von dem eingeborenen Arbeiter zu erwarten. Die Kräfte sind nicht allein ausschlaggebend. Ich schätze die Arbeitsleistung eines Eingeborenen auf ein Fünftel bis ein Viertel derjenigen eines Europäers. Der Eingeborene arbeitet, so zu sagen, maschinenmäßig, ohne eigenes Denken und Überlegen. Deshalb kennt er auch keine Anstrengung im Interesse der Sache, die er unter den Händen hat. Arbeiten, die nicht nur das Einsetzen körperlicher Kräfte, sondern Umsicht und etwas Nachdenken erfordern, kann man Schwarzen ohne Beaufsichtigung durch Weiße nur in den seltensten Fällen anvertrauen.

Mit der zunehmenden Besiedelung und industriellen Entwicklung des Landes wird der Arbeitermangel von Jahr zu Jahr drückender. In manchen Gegenden liegen die Verhältnisse z. Zt. tatsächlich schon so, daß man auf Farmen und in anderen Betrieben manche Arbeiten liegen lassen muß, weil die Arbeitskräfte fehlen. Für die Arbeiterzufuhr kommt nur das Ovamboland in Betracht, aus dem jährlich mehrere 1000 Arbeiter vorübergehend auf Arbeit gehen. Mehrfach ist es schon betont worden, daß der Bau einer Bahn an die Grenze des Ovambolandes die Arbeiter-Zufuhr bedeutend heben würde. Welche Menge von Arbeitskraft könnte dadurch gewonnen werden, daß 4000 Arbeiter, anstatt im Jahre 3 Monate auf dem Marsche zuzubringen, durch die Bahn in wenigen Tagen zu der Arbeitsstätte und von da wieder in die Heimat befördert werden könnten. Würde die Ovambobahn durch die besiedelten und besiedlungsfähigen Gegenden des Bezirks Outjo gehen, so wäre die Garantie für ihre Verzinsung sofort gegeben. Im Interesse des ganzen Landes wäre es von unendlichem Nutzen, wenn diese Bahn, die dem Lande bedeutend mehr Arbeiter zuführen würde, bald gebaut werden könnte.



Schlußwort.

Mit der so überaus wichtigen Frage der Behandlung der Eingeborenen habe ich meine Darstellungen beendet. Sie sollte den Schlußstein bilden in dem leichten Bau, den ich vor den Augen des Lesers aufgeführt habe, um in ihm jedem, der unser Deutsch-Südwestafrika zu seiner neuen Heimat zu manchen gedenkt, ein Bild der wahren Verhältnisse des Landes zu geben und ihn auf alles vorzubereiten, was ihn hier im Kampf ums Dasein erwartet. Nicht hoch, nicht umfangreich, nicht schwer und massiv konnte der Bau meiner Darstellungen ausfallen, aber ich hoffe, daß er fest und weit genug ist, um dem neu Angekommenen sozusagen die erste Unterkunft zu bieten. Die ersten notwendigen Ratschläge, die erste Anleitung und Orientierung soll man in diesem Buche finden, aber auch vieles, was dem Ansiedler in unserer Kolonie auch für die Dauer nützlich sein kann. Von denjenigen Ansiedlern, die entweder Viehzucht oder Landbau oder beides hier zu ihrer Lebensaufgabe zu machen gedenken, habe ich natürlich allgemeine landwirtschaftliche Kenntnisse in genügendem Maße vorausgesetzt; eine eingehende Schilderung der einzelnen landwirtschaftlichen Betriebe, ein Lehrbuch der Landwirtschaft und Viehzucht sollte und konnte meine Schrift nicht werden, in der ich mir die Aufgabe gestellt hatte, den neu Angekommenen in kurzen Zügen mit allen Verhältnissen seiner neuen Heimat bekannt zu machen. Der mit der praktischen Landwirtschaft Vertraute wird aber, wie ich hoffe, aus den mitgeteilten, zahlreichen Einzelheiten erkennen, daß es mir darauf ankam, ihn auf dasjenige aufmerksam zu machen, was ihm gerade in seinem Beruf neu, oft sogar befremdlich sein wird, weil es so ganz anders ist, als er es in der deutschen Heimat gewohnt war.

Das sei zum Schlusse nochmals wiederholt: Wer ganz ohne Geldmittel sich in unserer Kolonie niederläßt, darf nicht erwarten, schneller als anderswo vorwärts zu kommen. Er muß als Lohnarbeiter

beginnen, wenn er sich nicht an größeren Plätzen durch die Ausübung eines Handwerks ernähren kann. Andererseits aber genügen verhältnismäßig bescheidene Mittel, um als Ackerbauer oder Kleinviehzüchter anfangen zu können. Und daß der Landwirt, wenn er sein Unternehmen mit Umsicht und Überlegung beginnt und fortführt, hier schneller vorwärts kommt und das Ziel eines sorgenfreien Lebensabends sicherer vor Augen hat als in der alten Heimat mit ihren vielfach beengenden Verhältnissen, das glaube ich zweifellos dargelegt zu haben. Eins ist aber unter allen Umständen nötig: Harte, unverdrossene Arbeit. Wer nicht selbst angreifen, selbst zu jeder Zeit auf dem Posten sein, selbst alles bedenken, als beobachten, alles anordnen und mitmachen kann und mag, der paßt nicht nach Deutsch-Südwestafrika.

Vorteilhafter und aussichtsvoller werden sich unsere Verhältnisse gestalten, je mehr auch die Regierung unserer Kolonie aus den Stadien der Versuche, die bisher vielfach noch allzu sehr von den bürokratischen Gewohnheiten der deutschen Heimat abhängig waren, sich zu einer Selbständigkeit entwickeln wird, die unsere afrikanischen Zustände mit afrikanischem Maßstabe mißt. Daß die Viehpreise von ihrer augenblicklichen Höhe heruntergehen werden und müssen, braucht der Viehzüchter nicht als eine Beeinträchtigung seines Vorwärtkommens zu befürchten. Mit den Viehpreisen werden sich auch die Preise für viele Lebensbedürfnisse regulieren. Mehr und mehr wird sich die Kolonie für manche Produkte, Kartoffeln z. B., von dem Import aus Europa unabhängig machen. Und mehr und mehr werden die Produkte unserer Viehzuchtbetriebe, ich denke hier zunächst an Schafe, zu Exportartikeln für uns werden. Wir haben nach vielen Richtungen hin in der Entwicklung der Kapkolonie ein Vorbild, und wir werden gut tun, es uns immer vor Augen zu halten. Südwestafrika hat in den letzten 6 Jahren in seiner Farmwirtschaft und seinen industriellen Unternehmungen einen derartigen Aufschwung genommen, daß man von der Zukunft mit Berechtigung Großes erwarten kann. Die Möglichkeit, leichter und billiger die Stapelplätze und Ausfuhrhäfen zu erreichen, wird die Entwicklung des Genossenschaftswesens fördern, und damit werden schwerwiegende Vorteile errungen werden.

Der Deutsche hat bisher verstanden, überall zu lernen. Seine Fähigkeit, sich neuen Verhältnissen anzupassen, sich in neue Umgebungen hineinzuleben, ist größer, als man sie bei anderen Nationen

findet, ja, sie ist oft so groß, daß sie ihm schon zum Vorwurf gemacht worden ist. Dazu hat es ihm nie an Arbeitskraft und Arbeitswilligkeit gefehlt. Der Deutsche ist also in hervorragendem Maße dazu geeignet, Kolonisationsarbeit zu leisten und auf neuen Gebieten neue Werte zu schaffen. Hier in Südwestafrika, wo er nicht die Aufgabe vorfindet, sich in Bestehendes hineinzufügen, sondern wo er zumeist auf dem von ihm erworbenen Boden die erste Kulturarbeit leisten soll, wo es für ihn darauf ankommen muß, von vornherein die richtigen Wege einzuschlagen, die die klimatischen, die Boden- und Wasserverhältnisse des Landes erfordern, hier soll sich seine Anpassungsfähigkeit dahin bewähren, daß er diese Erfordernisse des Landes erkennt und in jeder Beziehung berücksichtigt. — Muß er demnach sich von vornherein daran gewöhnen, den aus der deutschen Heimat mitgebrachten Anschauungs-Maßstab bei Seite zu lassen und frisch das Neue zu begreifen und zu benutzen, so bleibt ihm dafür das Gefühl, daß er zwar weit übers Meer gezogen, aber daß er auf deutschem Boden geblieben ist. Die angewohnten, engen Begriffe des alten Vaterlandes in Bezug auf Arbeit und Verkehr kann er zu Hause lassen, aber sein Heimatsgefühl soll er mitbringen. Das soll er wie ein junges Bäumchen hegen und pflegen und es hier sorgfältig in die fremde Erde pflanzen, damit es zu einem mächtigen Stamm emporwachse, unter dessen weit ausgreifenden Ästen sich die Deutschen sammeln. — Unser Südwestafrika soll ein deutsches Kulturland werden; unser altes Heimatland soll Freude an uns erleben! — Die Bedingungen dazu sind gegeben. Viel, sehr viel ist aus diesem Lande zu machen, wenn es energisch und richtig angepackt wird. Tun dies alle Neuansiedler, so wird sich die Kolonie viel schneller entwickeln, als man im alten Vaterlande ahnt!

Mit der Entwicklung des Landes steigt natürlich auch die Selbständigkeit und das Selbstbewußtsein seiner Bewohner. Es scheint in der Heimat eine Reihe von einflußreichen Männern zu geben, die danach streben, das wachsende Selbstbewußtsein der Kolonisten in Schranken zu halten. Es gibt immer noch Politiker, die mit der Möglichkeit eines Anschlusses an Südafrika rechnen. Wenn wir Südwester auch alle von dem Gefühl durchdrungen sind, daß beste Beziehungen im wirtschaftlichen Verkehr mit dem Nachbarlande auf alle Fälle anzustreben sind, so bin ich doch fest davon überzeugt, daß Südwestafrika dem Mutterlande noch einmal zeigen wird, wie wahres

Deutschtum und wahrer Patriotismus in der großen Welt aussehen. Wenn es auch nicht abzuleugnen ist, daß sich schon heute ein gewisser demokratischer Zug im Lande zeigt, der nach Mitregierung strebt, so wird diese Demokratie doch etwas anders wie in der Heimat aussehen. Das Nationalgefühl und die Anhänglichkeit ans Vaterland sowie das angestrengteste Streben für das Wohl des Landes werden stets die Beweggründe für das Handeln jedes Südwestafrikaners sein und ihn auch zu persönlichen Opfern bereitfinden. Es ist ja doch auch ganz selbstverständlich, daß es so kommen muß, wenn die Bevölkerung das Recht der Mitregierung mehr und energischer fordert. Die Bevölkerung ist im Lande sesshaft, die Beamten aber wechseln ständig. Deshalb wird das Mehr der Erfahrung und die Einsicht für richtige oder falsche Maßnahmen auf seiten der Bevölkerung von Jahr zu Jahr größer. Und darum wäre es im Interesse der Kolonie und des Mutterlandes nur zu wünschen, wenn dem Landesrat Beschlußrechte über reine Landesangelegenheiten, vor allem aber über die Verwendung der Landes-Einkünfte zugebilligt würden.



Verzeichnis der Abbildungen.

1. Isolierte Schieferkuppe Seite 3
2. Talsperre auf der Farm Gr.-Spitzkoppies 8
3. " " " " " " 9
4. Gefüllter Staudamm "Farm" Otjitambi 11
5. Gefaßte Wasserstelle, früher Sumpf Otjitambi 12
6. Ufer des Hoanebflusses im Norden 13
7. " " " " " " 14
8. " " " " " " 14
9. " " " " " " (Kaokofeld) 15
10. Laubbäume des Nordens 19
11. Landschaft aus dem Damaralande 20
12. Riesenkaktus 21
13. Aloë candelabra 21
14. Wertvolle Futtergräser 24
15. Weitere Futtergräser 25
16. Minderwertige Futtergräser 26
17. Wertvolle Leguminosen, Ziegenfutter 27
18. Sauergrasweide im Norden 29
19. Wertvolle Süßgrasweide im Norden 30
20. Landschaftsbild aus dem Norden 32
21. Landschaftsbild aus dem Süden, Buschweide 34
22. Landschaftsbild aus dem Damaralande 36
23. Steriles Gelände im Kaokofeld 37
24. Bild aus der Namib Wüste 39
25. Frachtfahrer unterwegs 43
26. Feldhandel mit Hereros 48
27. Aus dem Felde zurückkehrender Händler 49
28. Primitives Farmergehöft 72
29. Einfaches Farmhaus 73
30. " " " " " " 73
31. Feldziegelofen in Brand 79
32. Namarind 87
33. Damararind 89
34. Owamborind mit Kalb 90
35. Namakalb, Damarakalb, Halbblut Holländerkalb 90

36. Bessere Hererokühe 92
37. Halbblut Holländer Kälber 104
38. Halbblut Holländer Färsen 104
- 39 u. 40. Bessere afrikaner Pferde 125
41. Anderer Typ des afrikaner Pferdes 127
42. Importierter Argentinier 128
43. Reisekarre mit Maultieren bespannt, vorne 2 Pferde 131
44. Owambo- und Damaraziege 139
45. Damaraschafbock 143
46. Namaschafbock 144
47. Kreuzungstiere, Schafböcke 144
48. Kreuzungstier vom engl. Schafbock 145
49. Angora Halbbluttiere 154
50. 2. u. 3. Züchtungsgeneration, Angora 156
51. 4. u. 5. Züchtungsgeneration, Angoraziegen 157
52. Straußenfeder von wildem Strauß, Hälbig, Karibib 180
53. " " " " Abraham, Gobabis 181
54. " " " " Schlettwein, Otjitambi 182
55. Schweine am Wasser, Otjitambi 186
56. Kreuzungstiere, Hühnerzucht 189
57. Rieselfelder in Farm Warmbad Nord 195
58. Pflügen mit Ochsen 200
59. Farm Warmbad Nord. 203
60. Maiskultur, Warmbad 212
61. Maisernte, Warmbad 213
62. Kaffernhirse, Warmbad 215
63. Luzerne, Warmbad 216
64. Tabak, Warmbad 224
65. " " 225
66. Wilder Feigenbaum 230
67. Dattelpalmen, vierjährig 231
68. Leopard im Eisen 237
69. Schakal im Eisen 238
70. Gefangenes Raubzeug 239
71. Riesenschlange 240
72. Anwerbung von Hereroarbeitern 252
73. Alter Bergdamara mit Kind 253
74. Hereroweiber 254

Sachregister.

A.

Abraham, Straußenzüchter Seite 182
Absatzgelegenheit 64, 87
Ackerbau 23, 68, 193, 201
Ackerbaufarmen 68
Ackergeräte 206
Adametz, Professor, Wien, Karakulzüchter 164
Afrikaner (Pferd) 118, 119, 125
Akazienarten 19
Allgemeines 1, 2
Alluvialboden 202
Amerikanische Wagen 70
Ammoniak gegen Schlangenbiß 163
Analyse, chemische 7
Analysen, mechanische 4—6
Anaschoten, Mastfutter 20
Angoraziege 155
Ankaufbedingungen 67, 68
Anlagekapital 81—84
Anophilesmücke 75
Anpassungsvermögen der Rinder 103
Ansaat von Gräsern 28
Ansiedlungsbeihilfe 83
Ansiedlungspolitik 251
Ansiedler, Persönlichkeit des 61, 62
Antilopenarten 236
Apfelsinenbaum 230
Arbeiterbeschaffung 58
Arbeiterverhältnisse 59, 60, 62, 251—260
Arbeitsleistung Eingeborener 58, 260
Arsenik, Gift 81
Art des Reisens 74
Asiatische Arbeiter 58

Ausrüstung, heimische 84
Ausrüstungsgeschäfte 85, 273
Ausstellungen, landw. 98
Australische Arbeiter-Verhältnisse 58
Australische Pferde 119.

B.

Baggerpumpen 76
Bakteriologie 110, 111
Bankwasserstellen 15, 16
Bassermann, Dr., Straußenzüchter 169, 174
Baumaterial 77
Bestockung der Farm 38, 40, 57
Betrachtung der Weidefutterwerte 148—155
Betriebskosten 82
Betriebsmittel 18, 81
Bewässerung, künstliche 201
Blutsikte 162
Bodenkultur 193, 202—207
Bodenmelioration 28, 33
Bodenverhältnisse 4—7, 202—207
Bohr, Garteninspektor, Windhuk 232
Bohrtätigkeit 18, 20
Bohrwurm 20
Brandseuche 160
Bretterfußböden 78
Bretter schneiden 22
Brunnenbau 76
Brutmaschinen 192
Bülow, v., Schriftsteller 40
Buren 17, 93, 122
Butterproduktion 105

C.

Cooper-Dip, Räudemittel 161

D.

Damaraland 33, 204
Damararinder 93
Dammbau 10
Dattelpalme 232
Deutsche Industrie (Ackergeräte)
206—7
Diamanten-Vorkommen 242
Dinter, Botaniker 23, 232
Donki, kl. Esel 132
Dornbusch 31
Dove, Professor 40
Draht-Einfriedigung 160
Düngung der Felder 116
Durchschlag, Sumpf 31

E.

Ebenholz 19
Edelzucht 99
Eich, Missionar 53
Eierproduktion 188
Eingeborenen-Behandlung 140—
143, 251—260
Eingeborenen-Kulturen 208
Eingeborenen-Politik 45—56, 258
Einrichtung der Farm 69
Eisenbahn Sw.—Wi. 44
Eisenbahntarife 197
Entbehungen 63
Entenzucht 191
Entwicklungsperiode der Farm
40—41
Epukiro, Missionsfarm 55
Erwerbsgesellschaften 67
Eselzucht 132
Exportartikel 164

F.

Farmenkauf 65—69
Farmbestockung 38
Farmbibliothek 41
Farmgröße 68

Farminventar 81
Feigenbaum 230
Feldhandel 48
Fettschwanzschafe 138
Fleischabsatz 41, 87
Fleischpreise 42, 46, 56, 57
Fleischschaf 145
Fleischzucht 101, 145
Flußbett 12
Fontein 15
Frachtfahren 42, 47, 71, 91, 234
François, v., Landeshauptmann 40
Fußhöden aus Lehm 78
Futterarmut mancher Jahre 102
Futterbüsche 31, 33, 35
Futteruntersuchungen 23, 100
Futterverwertung 100
Fütterungsversuche b. Pferden 121

G.

Gebirgsformationen 16
Gebrauchspferde 126—128
Geflügelzucht 187—192
Gefrierfleisch 88
G. m. b. H. 168
Gemüsebau 217—219
Gemüsetrocknung 217
Genossenschaften 105—6
Geologische Verhältnisse 240
Gesteinsarten 4
Gesundheitspflege 76.
Giftschlangen 238
Goldfieber 247
Goldvorkommen 243
Gräser 22—31
Grasfelder 17, 116
Graslieferanten 116
Graswerbung 116
Grell, Raubtierfallenfabr. 121, 275
Grimme, Dr., Kolonialinstitut 23, 152
Großfarmer 64
Grootfontein, Bezirk 99, 194
Grundsteuer 67
Gründüngung 205
Gurkenartige Früchte 183

H.

Haferfütterung für Pferde 121, 129
Halbblutbullen 102
Hälbig, Farmer, Straußenzüchter 182
Handels-Verhältnisse, allgemeine 46, 236
Händlerunwesen vor dem Kriege 48
Handwerker 62
Hausbau 71, 77—80
Herdbuch-Genossenschaften 99
Herero-Aufstand 48—52
Herero-Wirtschaft 95
Hering, Dr., Kolonialinstitut 23, 152
Herrenrechte des Weißen? 58, 59
Heubereitung 116
Höhenrinder 103
Holländer-Rind 102
Holzkonservierung 22
Hottentotten 114
Hühnerzucht 187—192
Humusbestand im Boden 204
Hunde, wilde 122
Hyäne 121

I.

Inzucht beim Kleinvieh 143
Irle, Missionar 54
Jagd 236—240

K.

Kaffernhirse 214
Kalaharie, Landesteil 17
Kälberaufzucht 107
Kälberkoppeln 107
Kalkbeine (Hühnerkrankheit) 190
Kaokofeld 204
Kaoko Land- und Minen-Gesellschaft 67
Kapjungen (Arbeiter) 58
Kapkolonie 89, 143, 229, 232
Karakulschafe 146, 163

Karu (Landesteil Südafrikas) 33
Kartoffelbau 219—221
Kartoffelimport 220
Käsebereitung 106—107
Kastration der Kälber 107
Kentucky-Esel 132
Kleereiter 116
Kleinfarmer 83
Kleinsiedelung 64, 83, 196
Kleinviehzucht (Schafe, Ziegen) 134
Klima, Bedingung für 165
Kohlstock, Dr. 43
Kolik der Pferde 129
Kolonialabteilung D. L. G. 97
Kolonialgesellschaft f. Sw. A. 67
Kolonialinstitut Hamburg 23
Kolonialpolitik 45
Kopaivbaum (Nutzholz) 20
Körnerfutter für Schweine 184
Körordnung für Hengste 133
Kreuzungsprodukte 100
Kriegserfahrungen 71, 109, 117, 130, 235
Kühlanlagen 106
Kühlfleisch 88
Kuhn, Dr., Stabsarzt 44, 197
Kulis (indische Arbeiter) 58
Küstenzone 12, 38, 113.

L.

Lage, Wirtschaftliche, nach der Rinderpest 56
Lämmeraufzucht 136
Landbau 193
Landesrat 58
Landmesserkarre (Fuhrwerk) 70
Landschaftsbilder 38
Landwirtschaftsges. D. L. G. 97, 155
Laubhölzer 19
Lebensweise, Allgemeine 65
Leguminosen 27
Lehmfußböden 78
Lehmziegel 77

Leopard 121, 238
Leutwein, Gouverneur 41
Lindequist, v., Gouverneur 50
Linoleum 81
Literatur, empfehlenswerte 40, 41
Lübbert, Dr. 43
Lüderitz, Adolf 2
Luderkraal 122
Luzerne 107, 197, 215—217

M.

Magenwürmer der Strauße 173,
177
Maisbau 200, 211—215
Malaria-Bekämpfung 75
Maltafieber 137
Maßnahmen, züchterische 97, 99,
123
Mäterneß, Professor, Amerika 206
Maultierimpfung 112
Maultierkarre 70
Maultierzucht 130, 132
Milben 160
Milchertrag 91
Milchverwertung 95, 105, 106
Milzbrand 160, 162
Mineralvorkommen 242
Mischehen 51
Mission 51—56
Modeartikel 183
Mohair (Angoraziegenhaar) 146
Molkerei-Genossenschaften 105
Mückenplage 75
Mundwasserstellen 16
Munition 241

N.

Nachtreisen 74
Nährwert des Weidefutters 148—
155
Namarind 89
Narraschoten, Mastfutter 162
Naturerscheinungen 135
Niederungsrinder 99, 103
Nutzhölzer 20, 22

O.

Obstkulturen 230—233
Ochsenwagen 71
Ochsenwagenfahrten 63
Old Jack, berühmter Zuchtstrauß
Südafrikas 181
Omaruru (Bezirk) 151
Omboronbonga (Baum) 8
Ostertag, Professor 57, 100
Ostküstenfieber 56
Ostpreußische Pferde 120
Otavifontein, Farm 152
Otavi-Minen- und Eisenbahnges.
67
Otjitambi, Farm 103, 113, 151, 152
Outjo (Bezirk) 151
Owamboarbeiter 255
Owamboland 95

P.

Perserschafe 145
Petroleum gegen Moskitos 75,
112
Pfeilgift 167
Pferdefarm 116
Pferdefutter 115
Pferdehandel 126
Pferdeimpfung 112
Pferdeimport 117
Pferdekrankheiten 136
Pferdepreise 113
Pferdesterbe 112
Pferdezucht 111—131
Pfersichbaum 230
Pflanzenvergiftung 23
Pflanzenzucht 212
Pflaumenbaum 230
Pflege der Lämmer 136
Pflege importierter Tiere 97
Pilger, Dr., Kolonialinstitut 23
Produktionsfähigkeit des Landes
38
Proletariat, weißes 59
Prospektieren 242
Prospektorenkniffe 246—250

R.

Raubtiere 238
Raubtier-Vertilgung 121
Räudebäder für Ziegen u. Schafe 160
Regenfall, Ackerbau auf 201
Regenzeit 35
Regenzone, Sichere 12
Regierungsfarmen 69
Rehbock, Wasserbautechniker 197
Reisegelegenheiten 71
Reitochsen 94
Reptilien 238
Rickmann, Veterinärarzt 100, 108, 110, 112
Riesenwildarten 240
Rinderpest 1897 43—49
Rinderrassen 88
Rinderzucht 86
Rohrbach, Dr., Schriftsteller 40
Rodemaschinen von Pieper 33

S.

Salzbüschel als Viehfutter 121
Salzlecken für Vieh 121
Sauergras 28, 96
Schädliche Gräser 158
Schädlinge für Pflanzenbau 200, 219
Schafmilch 140
Schafpflege 159
Schafpocken 110
Schafräude 160
Schafweide 154—158
Schafzucht 134
Scheerer, Sachverständiger des Kolonialinstitut 168
Schemmer, Dr., kath. Pfarrer 54
Schlangenbiß 163
Schreiner, Schriftsteller, Südafrika 158
Schürftätigkeit 242—246
Schürftafeln 245
Schußwaffen 241
Schwabe, Major, Schriftsteller 41
Schweinefleisch 185

Schweinefutter 184
Schweinezucht 183
Schwimmbad 161
Selbstschüsse für Raubtiere 121
Semler, Schriftsteller 41
Shorthornrind 102
Sieber, Dr., Bakteriologe 111
Siedlungspolitik 66, 69, 199
Simmenthaler Rind 101
Soldatenpferd 120
Southwest-Afrika-Comp. 67, 68
Stammherden-Rinder 103
Ständige Wasserstellen 16
Stauanlagen 10, 196
Stechgräser 158
Steppenpferde 119
Sterbemittel 112
Sterbeplätze 114
Straußenjäger 165
Straußenzucht 165—183
Straußenzüchter, Der (Zeitschrift) 168
Strohdächer 80
Stutenmaterial 119
Südwest, Landeszeitung 169

T.

Tabakbau 221
Tabakpflanzen 222
Tabakrocknung 224
Tambutibaum (Nutzholz) 19
Tauschhandel 41, 48
Teiler, Tierarzt, Südafrika 110
Teinert, Farmer, Karakulzüchter 163
Termitenplage 80
Tiefbohrungen 18
Tierärzte 108—111
Trockenfarmerei 3, 193—200
Trotha, v., General 50
Truppe 94, 126

U.

Überreiten der Pferde 129
Unerfahrenheit, Allgemeine 71
Untergrunddämme 13

V.

Vegetation 19
Veredelung der Rinderrassen 100
Veterinärwesen 108—111
Viehdiebstähle 140
Viehkräle 160
Viehpreise 45—47
Viehseuchen 108
Viehtränken 77
Viehvermehrung 82
Viehzucht 3, 86
Voigts, Farmer, Karakulzüchter 164
Vororientierung, Allgemeine 65

W.

Walfischbai, engl. Hafen 43
Wasserbassins 77
Wassererschließung 13, 14, 16
Wasserhebevorrichtungen 76
Wasserstellen 16—17
Wasserverhältnisse, Allgemeine
16—18
Waterberg (Bezirk) 69
Warzenschwein 185
Weber, Raubtierfallen 121, 274
Wegeverhältnisse 108
Weidemelioration 207
Weinbau 227
Weizenbau 207
Wellblech 77
Weltmarkt-Produkte 64
Wildgeflügel 237

Wildreservate 240
Wildschweine 183
Winderosion 16
Windhuk, Hauptstadt 43
Windmotoren 77
Winterweizen 207
Wirtschaftsbetrieb 36
Wirtschaftspolitik 199
Wirtschaftsübersicht, Allgemeine
81
Witboi, Hendrik 43
Wohlfahrtslotterie 18
Wohltmann, Professor 207
Wohnungsverhältnisse 80
Wollschafzucht 33, 82, 146, 155
Wörmann, Brock & Co., Handels-
haus 196, 273
Wünschelrute 9

Z.

Ziegelöfen 78
Ziegenfleisch 138
Ziegenmilch 137
Ziegenzucht 134
Zinnvorkommen 245
Zitrusbäume 230
Zollpolitik 197
Zuchtgenossenschaften 98
Zuchtviehimport 96
Zuchtziele 98, 99, 101, 118
Zugtiere 69, 91, 93, 95, 131—132
Zuwachsziffern 82



Spezialhaus

für

Tropen- u. Überseekleidung und Ausrüstung

Lüttge & Braun Hamburg C1

Inh.: F. Lüttge

Ferdinandstrasse 55—57

Katalog gratis und franko.

Deutsche Stahlwindturbine „Herkules“

Für Deutsch-Südwest-Afrika sehr zu empfehlen



Dieses erstklassige deutsche Fabrikat

Größen bis zu 15 m Raddurchmesser
Lebensdauer 60—80 Jahre und länger

hat folgende Vorzüge:

1. Günstigste Windausnutzung, daher leichtester Gang!
2. Zuverlässigste Regulierfähigkeit und deshalb unbegrenzte Anwendungsmöglichkeit!
3. Absolute Sturmsicherheit, folglich aufsichtsloser Betrieb!
4. Größte Einfachheit, somit für jedermann verständigste Wirkungsweise!
5. Solideste Ausführung, also absoluter Schutz vor Reparaturen!

General-Vertretung:

Woermann, Brock & Co., Swakopmund

H. Hauptner  **Berlin NW 6**

Hoflieferant Sr. Maj.

des Kaisers u. Königs



Crotalia und Autocrotal

sind die allein zuverlässigen

Dauer-Ohrmarken
für Zuchtvieh

Unverwüstlich, da aus einem
∴ Stück Metall bestehend ∴

Prospekt, Muster u. Gutachten auf Wunsch kostenfrei.

Sämtliche Instrumente zur Tierzucht und -Pflege

wie Schlundröhren, Trokare, Tätowierzangen, Schermaschinen für Pferde,
Rinder und Schafe etc., Klauenscheren, Meßbänder, Bullenringe usw.

Fordern Sie Katalog C kostenfrei.

Generalvertretung für Deutsch-Südwest-Afrika:

WECKE & VOIGTS :: WINDHUK

Löwen, Tiger, Schakale, Hyänen etc.

fangen todsicher meine weltberühmten



Raubtierfallen
und
Selbstschüsse

Spezialität: Affenfallen, Krokodilhaken,
Schlangenzangen etc.

Anerkennung: Ich habe in Ihren 8 Eisen,
von denen fast immer 5—4 im Gebrauch waren,
in 2 Jahren über 1000 Stück Raubzeug
gefangen.

D.-O.-A., d. 25. 2. 13.

H. Schreiber

Prospekt über sämtliche Raubtierfallen, Jagdsport- und Fischerei-
Artikel gratis

R. WEBER, Haynau i. Schles. No. 453. k. k. Hof-
lieferant
Älteste deutsche Raubtierfallen-Fabrik.

Raubtier-Fallen

405 Löwen, Leoparden, Hyänen, Sumpfschweine, Serwals, Zibetkatzen, Marder, Luchse usw. fing Herr Plantagenleiter Hartmann, Plantage Moa, D.-Ostafrika, mit unseren unübertrefflichen Fallen.

Illustrierter Katalog Nr. 81a mit anerkannt leichtesten Fanglehren für alles Raubzeug gratis.

Haynauer Raubtierfallen-Fabrik
E. Grell & Co., Holz, Haynau, Schlesien.



In unserem Verlage erschienen:

Von Professor Dr. Hubert Winkler in Breslau **Botanisches Hilfsbuch**

für Pflanzler, Kolonialbeamte, Tropenkaufleute und Forschungsreisende.

Lex. 8^o Geheftet M. 10.—, gebunden M. 11.50 Lex. 8^o

1. Abteilung: Numeriertes, alphabetisches Verzeichnis aller in Betracht kommenden tropischen Pflanzen (etwa 1200) mit wissenschaftlicher Benennung, und je nach Bedeutung in der tropischen Bodenkultur, mit Angaben über Wachstumsbedingungen, Anpflanzung, Pflege, Verbreitung, Ernte und deren Verwertung usw.
2. Abteilung: Ein alphabetisches Verzeichnis der in den verschiedenen Tropengebieten für alle genannten Tropenpflanzen vorkommenden Vulgarnamen, mit Hinweis auf die Nummern im Hauptteil des Werkes.
3. Abteilung: Eine spezifizierte Hinweisung auf die einzelnen Nummern der aufgeführten Pflanzen hinsichtlich ihrer Verwertbarkeit für Handel und Industrie.

Der Tropenarzt

Ausführlicher Ratgeber für Europäer in den Tropen, sowie für Besitzer von Plantagen und Handelshäusern, Kolonialbehörden und Missionsverwaltungen von

Dr. med. Fr. Hey in Bückeburg (Schaumburg-Lippe)

früher Missions- und englischer Regierungsarzt in Akuse (Goldküste, Westafrika)

Mit höchster Genehmigung **S.K.H. dem Prinzen**
Dr. med. Ferdinand von Bayern gewidmet.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage

gr. 8^o 448 S. Preis geheftet M. 7.—, gebunden M. 8.50

Das populär geschriebene Buch enthält einen unermesslichen Schatz von Ratschlägen für die verschiedenartigsten Krankheiten und Nöte und ist für die in den Tropen lebenden Europäer um so unentbehrlicher, als bei Eintritt von Krankheiten ein Arzt zumeist nicht in der Nähe ist. Das Werk soll den Arzt nicht absolut entbehrlich machen, sondern nur denjenigen, denen Arzt und Apotheke nicht zur Verfügung stehen, Mittel und Wege zur notgedrungenen Selbsthilfe erschließen. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko.

Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung, Wismar a. Ostsee.

2

Räubler-Fallen



H. Groß & Co., Carlshagen, Schlesien

Botanisches Hilfsbuch

Von Professor Dr. Hubert Winkler in Breslau

Gießen, W. B. G. Schmidt, M. H. 20

Der Topfentart

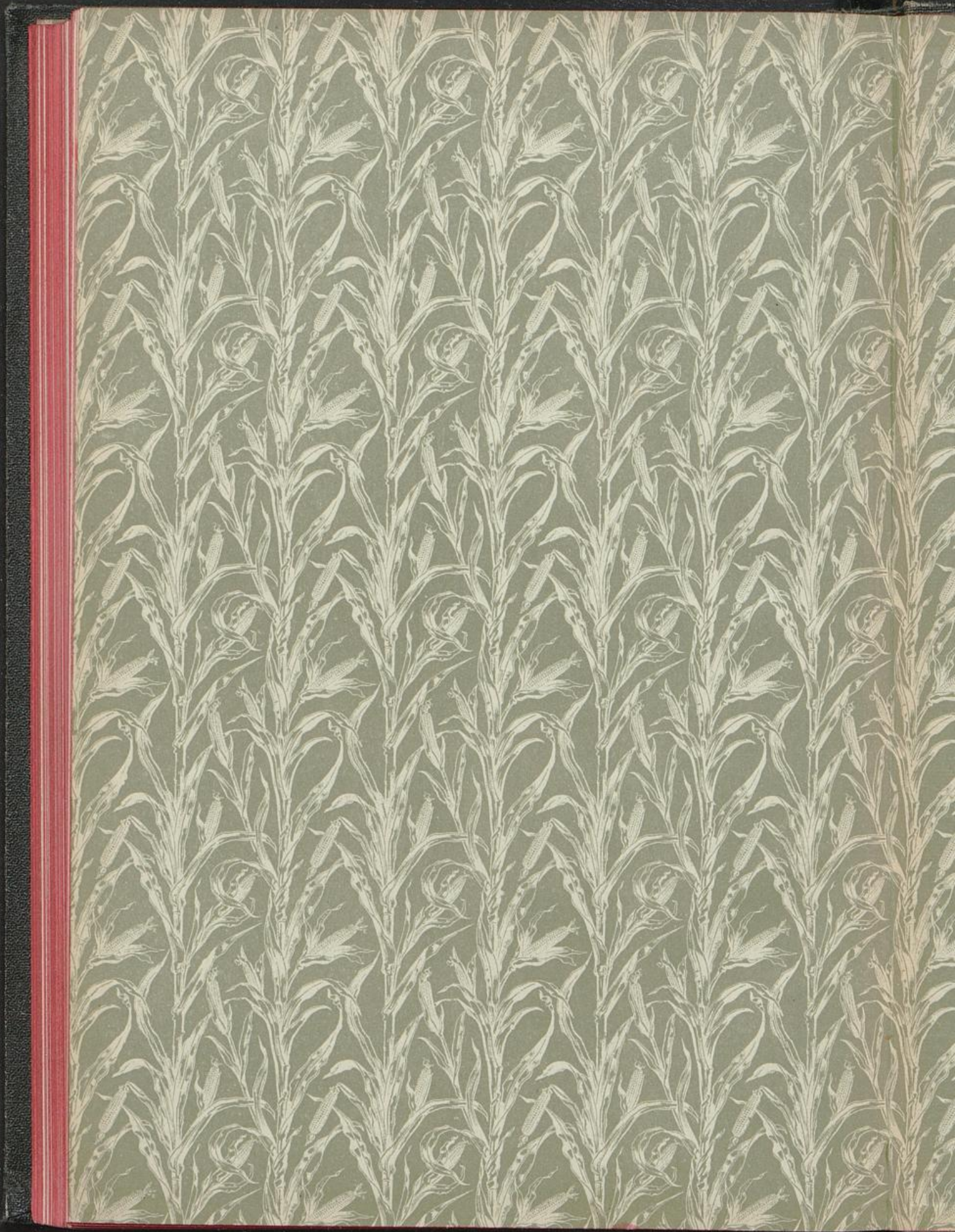
Dr. med. Fr. Mey in Bückeburg (Schaumburg-Lippe)

Hinstorf'sche Buchdruckerei, Wismar an Ostsee

Druck der Eberhardt'schen Hof- und Ratsbuchdruckerei, Wismar.

14

7-







206\$04546245



206\$04546245

A white rectangular label with rounded corners is positioned at the bottom center of the cover. It features a standard 1D barcode in the middle. Above the barcode, the number '206\$04546245' is printed. Below the barcode, the same number '206\$04546245' is printed again.

C

A small white paper label is attached to the spine of the book on the right side. It has a horizontal line and the letter 'C' printed on it.

Motiv und Formbegriff in der Kunst

C87n⁴

1